Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Die kühle Blonde.

Von

Ernst von Wolzogen.

Erster Band.

Die nachstehenden Romane der früheren Jahrgänge können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst von Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. A. d. Italien.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Eine reichbewegte, spannende Handlung, lebensvolle, vorzüglich gezeichnete Charaktere und die wohlgelungene Schilderung des zwischen Paris, Berlin, Venedig und Florenz wechselnden Schauplatzes im Verein mit großer Frische der Darstellung zeichnen den Hopfenschen Roman aus, den wir zum Besten zählen, was der beliebte Verfasser geschrieben.

Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Eine geistsprühende Satire auf die französische Akademie ist Daudets „Unsterblicher", zugleich aber ein prächtiger, fesselnder Roman mit einer Ueberfülle von glänzenden Charakterbildern.

Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Die englische Gesellschaft wird sich durch das Bild, welches Ouidas feine Feder in diesem Roman von ihr entwirft, nicht gerade geschmeichelt fühlen. Vielleicht ist es darum nur um so ähnlicher.

Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Unser wärmstes Mitgefühl wird durch diesen Roman wachgerufen, in dem uns das Ringen und Dulden eines hochherzigen Weibes in wahrhaft erschütternder Tragik vor Augen tritt.

Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
So taufrisch, poesievoll und dabei übermütig und neckisch wie diese einfache Erzählung hat die französische Litteratur nicht vieles aufzuweisen.

Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Die beiden Novellen zählen zu den treffenden Bildern aus den vornehmen und wohlsituierten Kreisen, denen die Verfasserin mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnt und welche sie mit ebensoviel Grazie wie Wahrheit und Schärfe der Charakteristik zu schildern versteht.

Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Das ungewöhnliche Talent des Verfassers verschmäht es, ausgetretene Pfade zu wandeln. Jede Seite seines Buches ist fesselnd und originell, und wenn er uns in die Abgründe des Lebens blicken läßt, so thut er es als liebenswürdiger Cicerone mit Geist und Grazie.

Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein ernstes Buch von herbem und strengem Grundton, worin der große nordische Realist noch mehr als früher sein Streben nach rücksichtsloser, ungeschminkter Wahrheit bekundet.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Siebenter Jahrgang. Band 12.

Die kühle Blonde.

Berliner Sittenbild in zwei Bänden

von

Ernst von Wolzogen.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1891.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Alles verstehen heißt alles verzeihen.

Erstes Kapitel.

Nach dem Theater.

Die Vorstellung im „Deutschen Theater" war zu Ende. Wagen auf Wagen rasselte durch die enge Durchfahrt nach der Schumannstraße, und auf dem schmalen Bürgersteige drängten sich die Fußgänger. Ein frostiger Wind trieb ihnen einen feinen Regen ins Gesicht, welcher, trotzdem man sich noch im Oktober befand, schon mit einigen vorzeitigen Schneeflocken vermischt war. Die Damen nahmen ihre Kleider auf, die Herren klappten die Kragen ihrer Ueberzieher in die Höhe und hatten Mühe, mit ihren Schirmdächern dem bösen Wetter Trotz zu bieten. An der Pferdebahnhaltestelle in der Karlstraße entwickelte sich ein rücksichtsloser Kampf um den Vortritt, sobald ein neuer Wagen anhielt. Schon mehrmals hatte der kurze Bescheid des Schaffners: „Nur noch vorn Platz, meine Herrschaften!" die drängende Menge wieder zurückgescheucht, als sich drei Menschen von dem Haufen loslösten, um die Richtung nach der Friedrichstraße einzuschlagen. Der eine war ein großer, starker Herr in einem langen, formlosen Ueberrock, der ein kleines, ebenso formloses Filzhütchen tief in die Stirn gezogen hatte. Dicht an seine rechte Seite geschmiegt schritt eine Dame, das Haupt durch eine Kapuze und einen schwarzen Spitzenschleier vermummt, und zur Rechten der Dame ging ein kleinerer Herr in einem kurzen Paletot, den Cylinder auf dem Kopfe, und bemühte sich, mit seinem Schirm das Gesicht der Dame vor den kalten, prickelnden Regentropfen zu schützen.

„Da haben wir's!" rief dieser letztgenannte ganz vergnügt, „vor dem Cirkus hält auch keine Droschke mehr! Du siehst, Cousinchen, alle Umstände vereinigen sich, um mir Recht

zu geben. Es kann dir unmöglich gut bekommen, wenn du nach einem so nervenaufregenden Kunstgenuß gleich nach Hause fährst und etwa gar ungegessen zu Bette gehst. Ich wenigstens würde heute nacht kein Auge zuthun können, ehe ich nicht einen soliden Schlaftrunk zu mir genommen hätte. Ich bin, weiß Gott, als alter Theaterbesucher doch einigermaßen kugelfest, aber diese letzte Scene der Adelheid — Donnerwetter, so was habe ich noch kaum erlebt! — Das nenn' ich mit Kartätschen schießen. So was müßte polizeilich verboten werden." Mit einem kurzen, nicht eben natürlichen Gelächter schloß er seine laut und fließend hervorgesprudelte Auseinandersetzung.

Die Dame entgegnete nichts, sondern schmiegte sich nur noch enger an ihren älteren Begleiter.

Der große Herr hatte auch nur ein etwas unwilliges Brummen als Antwort auf den schwachen Scherz des Jüngeren bereit. Dann wandte er sich zu ihm und rief ihm über den Kopf der Dame hinweg zu: „Nu ja, nu ja, wir sind eben Provinzler, die Lori und ich. Unsereiner kriecht hinter den warmen Ofen, wenn er so unter der Traufe gestanden hat — und das braucht Zeit, bis ihm die alte Haut wieder trocken auf dem Leibe sitzt! Ihr Großstädter schüttelt euch bloß tüchtig und fahrt ein paarmal mit dem Schnabel durch die Federn, wie die Gänse, wenn sie aus dem Wasser kommen, und dann seid ihr wieder kreuzfidel!"

„Na, höre mal, lieber Onkel —, ich danke für den Vergleich!" lachte der junge Mann. „Aber freilich, einem Pommern darf man das nicht übel nehmen. Du kommst ja aus dem Paradies der Spickgänse — da gehört natürlich dieses edle Geschöpf zur höchsten Aristokratie der Tierwelt. Ich darf mich also nur geschmeichelt fühlen, nicht wahr?"

„Hm! Na — du weißt zu parieren!" versetzte der Oheim vom Lande und dann fügte er hinzu: „Ich wäre dir allerdings dankbar, lieber Günther, wenn du uns zu einer anständigen echten Bierquelle führen wolltest. Ich muß gestehen, ich habe auf diese Erschütterung meines inwendigen Menschen einen kolossalen Durst bekommen. Lori, mein Kind, du hast doch nichts dagegen?"

„Wie du willst, Papa!" flüsterte die junge Dame mit einem leichten Seufzer.

Der alte Herr klopfte zärtlich die feine, schmale Hand der Tochter, die so fest auf seinem Arme ruhte. Er beugte sich zu ihrem Ohr hinab und sagte besorgt: „Ich hätte dich

nicht mitnehmen sollen, Kind, es hat dich zu sehr angegriffen."

„Nein, Papa, nein, ich danke dir tausendmal. Es war herrlich! Es ist nur so schrecklich, gleich darauf in den Lärm hinaus zu müssen und unter die schwatzenden Menschen! Achtet nur gar nicht auf mich. Man muß sich ja an so etwas gewöhnen."

„Das ist wahr, mein Liebling!" erwiderte der Vater, indem er ihren Arm an sich drückte, „für dich ist das eine gute Abhärtungskur — wie der hohe Reichstag für mich!"

Fast unaufhörlich fortplaudernd geleitete der Neffe — er nannte sich Günther von Schlichting und war seines Zeichens Referendar beim Kammergericht — seinen Onkel, den Rittergutsbesitzer und Reichstagsabgeordneten Freiherrn von Drenk und seine Base Lori nach dem „Restaurant Friedrichstadt", welches an der Ecke der Friedrichs- und Mittelstraße, in dem Hause der Bodega-Compagnie, das mit zahlreichen Fenstern auf beide Straßen hinausgehende erste Stockwerk einnimmt.

Leonore war zum erstenmal von ihrem Vater nach der Reichshauptstadt mitgenommen worden, zum erstenmal betrat sie heute ein solches großes Restaurant. Als die schwüle, von Tabaksqualm und Speisendunst durchsättigte Luft ihr beim Eintritt so heiß und schwer entgegenschlug, wäre sie am liebsten sogleich wieder umgekehrt. Wie alle Leute, die vom Lande oder aus der Kleinstadt kommen, hatte sie das Gefühl, als ob alle diese fremden, plaudernden und lachenden, kauenden und schluckenden Menschen an ihrer bescheidenen Person einen wer weiß wie lebhaften Anteil nähmen, und als sie ihren weiten Mantel ablegte und den Kopf von seinen Hüllen befreite, stieg ein so ängstliches Gefühl der Befangenheit in ihr auf, wie wenn sie der Mittelpunkt der unverschämten Neugier eines gaffenden Haufens wäre. Und dabei hatten doch nur einige von den Herren am benachbarten Tische flüchtig nach ihr um- und aufgeblickt.

Freilich, was sich da aus dem plumpen Fahrmantel mit dem alten schottischen Muster, aus der garstigen Kapuze entwickelte, war wohl des Aufschauens wert. Lori von Drenk besaß eine überaus zierliche, mittelgroße Figur von vollendetem Ebenmaß der Formen, welche ein schlichtes, aber gut sitzendes schwarzes Seidenkleid zur schönsten Geltung brachte. Ein weißer, schlanker Hals, von einem losen Tüllschleier anmutig umrahmt, nicht von einem jener militärisch steifen Stehkragen eingezwängt, trug ein zierliches blondes Köpfchen, sehr einfach und sittig frisiert.

Als sie an dem kleinen Tisch am Fenster Platz nahm, drückte einer der Herren am Nebentische rasch seinen goldnen Kneifer auf die Nase und betrachtete sie mit unbefangenster Aufmerksamkeit. Lori bemerkte es bald genug und fühlte, wie ein jähes Rot ihre Wangen überhauchte. Sie sah, wie der Herr seinen Genossen etwas zuflüsterte, wie alle sich nach ihr umwandten und wie sie dann lächelnd ihre Meinungen austauschten.

Lori war keine herausfordernde Schönheit. Ihre Züge waren weich und zart, die Näse etwas zu zierlich; Mund und Kinn überaus mädchenhaft, frisch und lieblich; die Augen groß, dunkelblau, aber still und verständig, durchaus nicht schmachtend im Ausdruck. Ein guter Beobachter konnte wohl aus dem Blicke dieser Augen herauslesen, daß Lori nicht die schwanke, willenlos hingegebene Natur besitze, welche die zarte Blumenschönheit ihres Gesichtes anzudeuten schien.

„Nun, was sagen Sie, großer Mann, ist das nicht ein entzückendes Geschöpfchen?“ fragte der Herr mit dem goldnen Kneifer seinen Nachbarn, einen auffallend großen Mann mit einem langgestreckten starken Kopf und einem Paar kleiner heller Augen unter der hohen Stirn.

Dieser paffte gleichgültig den Rauch seiner Cigarre von sich, warf noch einen raschen, scharfen Blick nach Lori hinüber und sagte dann achselzuckend: „Eine kühle Blonde! Es ist die langweiligste Sorte von Schönheit, die ich kenne. Ich wette mit Ihnen, daß sie den ganzen Abend über nicht einmal ordentlich lachen wird!“

„Es muß wohl wahr sein, daß die Gegensätze sich anziehen,“ versetzte der erste, indem er sich mit den schlanken Fingern, an denen mehrere Ringe mit auffallenden Steinen glänzten, durch das leicht gelockte dunkle Haar strich. „Für mich haben diese zarten Blondinen mit den ernsten Veilchenaugen immer eine große Anziehungskraft besessen, obwohl ich meinem verfluchten Temperament nach mich doch eigentlich gerade auf die Allerkohlrabenschwärzesten angewiesen fühlen sollte. Sehen Sie bloß, wie das Mädel rot wird, sobald sie sich beobachtet fühlt! Das ist ja rein zum Tollwerden! Ich glaube, ich mache heute nacht noch Verse!“

Der Referendar von Schlichting hatte, nachdem man dem Kellner Bescheid gegeben, seinen Zwicker sorgfältig abgerieben und nun auch seinerseits flüchtige Umschau in der Nachbarschaft gehalten.

„Du, Lori,“ wandte er sich nun an seine Base, „sieh'

mal da nach dem großen Tisch hinter uns hinüber; da hast du einen ganzen Haufen Berühmtheiten bei einander. Der Mann da mit dem dünnen blonden Haar auf dem langen eckigen Kopf und dem unbedeutenden Schnurrbärtchen, das ist Werner Grey, der so rasch berühmt gewordene Romanschriftsteller. Die kleinen dunklen Herren neben ihm mit den anmutigen Nasen von zweifelloser Herkunft, das sind zwei unsrer gefürchtetsten Kritiker. Die spießen einen unglücklichen Autor oder Schauspieler mit derselben Gleichgültigkeit an einem boshaften Witz auf, wie ein Junge einen Käfer auf die Nadel. Der junge Mann mit dem unordentlichen Schopf, der sich so nachlässig mit seinem Stuhl zurücklehnt, ist Joseph Kainz, den du heute so sehr als Franz bewundert hast — weißt du, der vor einer halben Stunde sich aus dem Fenster gestürzt und sich jedenfalls das Genick gebrochen hat."

„Der? Er sieht so gleichgültig und gelangweilt aus — gar nicht, als ob ihm das nahe ginge, was er darstellt," sagte Lori, den jungen, von der ganzen Berliner Damenwelt vergötterten Schauspieler mit einem ihrer hellen, aufmerksamen Blicke streifend.

„O, von dem glaube ich doch, daß ihm das Feuer, das er, wenn ich mich so schroff ausdrücken darf, des Abends so vulkanisch ausspeit, auch wirklich im Busen brennt — um mich poetisch auszudrücken." Der Referendar kam sich sehr witzig vor und spielte lachend mit seinem Kneifer, indem er sich, gleichsam sich entschuldigend, gegen seine Base verbeugte.

Weder Vater noch Tochter verzogen eine Miene, und der Neffe, in seiner Eitelkeit als witzelnder Plauderer leicht gekränkt, zog die Brauen in die Höhe und setzte seinen Zwicker wieder auf die Nase. „Ist doch eigentlich ein reichlich öder Herr, der brave Onkel Drenk," erwog er innerlich — „repräsentiert die fabelhafte Species philosophischer Pisang! Man sieht ihm wenigstens die graue Abstraktion nicht an! Er ist wohlgenährt wie ein Domprobst — muß sich geradezu fett studiert haben, denn ich habe nie bemerkt, daß er für materielle Genüsse einen besonderen Sinn hätte. Und die Base Lori ist seine würdige Tochter, schön wie ein Maientag — aber zehntausend Fuß über dem Meere! Rings herum starrer Fels, keuscher Schnee — und dabei zehn Grad Kälte!" Er lächelte fein und zupfte etwas nervös an seinem blonden Bärtchen. Schade, daß er diese seine Meinung über die Drenks nicht an irgend jemanden los werden konnte — es wäre so hübsch gesagt gewesen!

Es war ein Stillstand in der Unterhaltung eingetreten, währenddessen die drei ihre Blicke von Tisch zu Tisch wandern ließen, nach bekannten Gesichtern oder nach auffallenden Erscheinungen suchend. Als der junge Herr von Schlichting sich eben wieder mit einer gleichgültigen Bemerkung seiner Base zuwandte, beugte sich Lori über den Tisch zu ihm hinüber und flüsterte im rasch zu: „Sieh' dich doch 'mal um! An deinem Berühmtheitentisch der Herr mit dem lockigen dunklen Haar starrt mich fortwährend an — ich finde das unanständig!"

Der Referendar warf einen flüchtigen Blick über die Schulter hinter sich und gab dann, ebenfalls im Flüsterton, lächelnd zurück: „Ei, ei, Lori, ich gratuliere dir zu deinen künftigen Triumphen. Wenn Renard dir so auffällig huldigt, dann kannst du deines Erfolges in den Berliner Salons sicher sein! Er gilt als ein großer Kenner der Schönheit; sein Urteil wird hier von einem gewissen Kreise in allen Dingen für maßgebend gehalten."

Der Freiherr mischte sich in die Unterhaltung: „Renard?" fragte er leise, „doch nicht der Doktor Gisbert Renard, der die famose Broschüre über Genie und Sittlichkeit geschrieben hat?"

„Genie und Sittlichkeit? Haha! Das ist gut! Ja, ja, richtig — ich erinnere mich," versetzte der Referendar, „gelesen habe ich die Chose nicht. Wird wohl pro domo geschrieben sein; denn ich zweifle nicht, daß er sich für ein Genie hält, wogegen es mit seiner Sittlichkeit ..." Er zuckte die Achseln und ließ den Satz unvollendet.

„Nein, da irrst du dich," warf der Onkel ein. „Die Abhandlung knüpfte an den Prozeß Gräf an und war sehr ernst und objektiv gehalten."

„Objektiv ist gut!" lachte Schlichting ironisch. „O ja, er wird wohl keine Gelegenheit versäumt haben, das Thema zu studieren. Es ist noch kein Jahr her, daß ihm seine Frau durchbrannte — eine hübsche Schauspielerin semitischer Rasse — und sehr pikant!"

„Was hat das mit der Sittlichkeit des Mannes zu thun?" fragte Lori, die klaren ernsten Augen verwundert auf ihren Vetter richtend.

Er zuckte die Achseln und warf nur die eine Silbe: „Na!" leicht hin.

Lori strich mit ihren schlanken weißen Fingern die Serviette glatt über die Tischkante. „Ach so — du meinst, eine solche Frage dürftest du mit mir nicht erörtern. Ein Ballgespräch wäre das freilich nicht!"

Der Referendar wurde verlegen. „Das soll ein Stich sein, nicht wahr? Nun, weißt du, ich kann schon ernsthaft reden, vielleicht sogar auf Bällen, aber offen gestanden — bei aller Hochachtung vor deiner Objektivität, mein ebenso schönes wie gelehrtes Cousinchen! — ich glaube nicht, daß du aus der Provinz viel Verständnis für diese Art Leute mitbringst."

„Diese Art Leute? Wie meinst du das?" forschte Lori.

Der Referendar beugte sich nahe zu seiner Base hinüber und auch der Freiherr horchte auf, indem er seine große Hand ans Ohr legte.

„Weißt du, dieser Renard ist eine richtige Großstadtpflanze. Er muß überall dabei sein, wo etwas los ist, sei es eine Theaterpremière, eine Kanzlerrede, ein Jubiläumsdiner, eine Eröffnungsfeier, ein denkwürdiges Leichenbegängnis oder was sonst immer. Er ist stolz darauf, zum tout Berlin zu gehören, er kennt alle Welt und wird von aller Welt gekannt, er macht allen schönen Frauen den Hof, ist mit allen großen Künstlern befreundet, speist mit den oberen Zehntausend und kneipt in Hemdärmeln mit der Bohème, wo es so Stil ist. Er besitzt Geist genug, um mit gescheiten Leuten gescheit zu plaudern und ebenso auch die nötige Schnoddrigkeit, um die flachsten Köpfe zu amüsieren; jeder Mensch hält ihn für seinesgleichen, — er selbst glaubt sich wahrscheinlich allen überlegen und ist doch ganz befriedigt durch die Rolle, die er als Licht unter den Lichtern spielt, obwohl er im Grunde nichts weiter bedeutet, als eine von den Fünfhundert-Kerzen-Leuchtkräften, welche zusammen die große Bogenlampe speisen, die sich Berliner Gesellschaft nennt."

„Hm, sehr gut ausgedrückt!" brummte der Freiherr mit beifälligem Kopfnicken, während Lori sich nicht weiter äußerte, sondern die Gelegenheit benutzte, den Gegenstand ihrer Unterhaltung, der gerade in lebhaftem Gespräch mit dem großen Grey begriffen war, mit kühler Aufmerksamkeit zu betrachten. Sie fand ihn gut aussehend, zum mindesten nicht gewöhnlich. Seine hohe weiße Stirn ragte in zwei schön geschwungenen Ausbuchtungen fast bis auf die Höhe des Kopfes hinauf, während in der Mitte das künstlerisch gewellte braune Haar sich noch erfolgreich gleichsam auf seinem rechtmäßigen Boden festklammerte. Auf dem Hinterhaupt war, einer verwachsenden Tonsur gleich, dieser üppige Haarwuchs bereits stark gelichtet; dagegen waren die Bewegungen des Mannes so rasch und jugendlich, daß sein Alter schwer zu erraten war. Im übrigen sah sie nur das energische Profil und daß er nicht

über Mittelgröße war. Sie wandte sich mit teilnahmsvoll gespanntem Ausdruck dem Vetter wieder zu und ermunterte ihn fortzufahren durch die Frage: „Nun, und was steckt eigentlich dahinter? Was leistet er?“

„Was er leistet?“ versetzte der junge Mann mit hochgezogenen Brauen. „Je nun: er macht sich angenehm! Soviel ich weiß, ist er ursprünglich Rechtsanwalt gewesen — hat vielleicht mal irgend einem würdigen Hauptschuft durch ein glänzendes Plaidoyer über die Barriere geholfen und sich dadurch einen Namen gemacht, der ihn in der Gesellschaft günstig einführte. Von seiner Herkunft weiß ich nichts — wahrscheinlich gehört die Familie zur französischen Kolonie, denn der Mann ist unzweifelhaft mit Spreewasser getauft — du weißt doch, Onkel, bei dem richtigen Berliner hat der hugenottische Perouquier und der emanzipierte Jud' Pathe gestanden; ein reines Produkt von Sand und Kienäpfeln ist diese Sorte nicht! — Na, also eines Tages gehört Doktor Gisbert Renard zur Gesellschaft, hat Geld die Hülle und Fülle — kein Mensch weiß, woher, sein Name taucht immer öfter in den Zeitungen auf als Mitglied eines Komitees zur Feier des vierzigjährigen Jubiläums irgend eines eitlen Mimen, des sechzigsten Geburtstages irgend eines Künstlers oder Gelehrten, als Verfasser eines launigen Gelegenheitsgedichtes oder auch einer ernsthaften Flugschrift. Man sieht ihn heute Arm in Arm mit Virchow unter den Linden spazieren und tuschelt sich morgen etwas über sein Verhältnis mit der jungen Frau Kommerzienrätin so und so in die Ohren; dann taucht er wieder in irgend einem Luxusbade als Freund einer graziösen Tänzerin auf; übermorgen hält man ihn allgemein für den Verfasser eines aufsehenerregenden politischen Artikels in den Grenzboten — plötzlich ist er zum Aerger von einigen Dutzend jungen Damen verheiratet, dann gibt es ein anmutiges Skandälchen, hier und dort ein bißchen sittliche Entrüstung über Madame oder Monsieur, je nachdem — aber jedenfalls viel Vergnügen, und schließlich große Freude bei der Nachricht, daß Madame mit Hinterlassung einiger Kinder ihm davongelaufen ist! Als Anwalt praktiziert er, glaube ich, schon lange nicht mehr; aber wunderbar bleibt es doch, wozu der Mann und so viele seinesgleichen immer Zeit haben!“

Der Kellner brachte die bestellten Speisen, und während des Essens sprang das Gespräch nunmehr flüchtiger von einem Gegenstand auf den andern über. Lori beteiligte sich nur sehr wenig daran, ebenso wie sie an ihrem Gerichte nur zerstreut

herumschnitt und nur winzige Bissen davon zu sich nahm, wie ein satter Vogel, der noch ein Stückchen Zucker zu picken bekommt. Sie aß wie eine vornehme Dame, welche der Sauberkeit einer öffentlichen Küche nicht traut, und handhabte das Bierglas mit einem gewissen scheuen Mißbehagen. Der Vater schalt sie gutmütig aus ob ihrer Kostverachtung und der Vetter Referendar konnte sich nicht enthalten, sie ein wenig mit ihrem Provinz-Damentum zu necken. Doch sie wies Vorwürfe wie Neckerei mit der ruhigen Bemerkung zurück, daß sie nach einer heftigen Gemütserschütterung, wie sie das gewaltige Spiel des Fräuleins Pospischill als Adelheid in der Scene mit dem Vehmrichter in ihr verursacht habe, niemals viel essen könne und daß es ihr überhaupt nicht angenehm sei, unter lauter Fremden und zudem in solcher Luft zu speisen.

Der Vetter lachte: „Ich glaube wahrhaftig, Lori, dich hat die Scene stärker mitgenommen, als die Pospischill selber."

„Ich kann nicht glauben," versetzte Lori, „daß eine Schauspielerin, die andern so mächtig ans Herz zu greifen weiß, selbst ganz ungerührt bleiben sollte von dem Furchtbaren, das sie darzustellen hat. Ein Weib, das ihren Gatten so schamlos hintergeht, ihn dann kaltblütig tötet und nun den Rächer in so unheimlicher Gestalt herankommen sieht — das ist etwas so Entsetzliches, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wie eine Frau sich in eine solche Rolle hineinzuleben vermag!"

„Nun ja, jede vermag's auch nicht," belehrte der junge Schlichting; „dazu muß eine schon ein bißchen den Teufel im Leibe haben. Einer meiner Freunde, ein vortrefflicher Musiker, klagt geradezu sein unglückliches Schicksal an, weil es ihn zu einem so rettungslos anständigen Menschen gemacht habe, — er behauptet, vom großen Lumpen bis zum großen Künstler sei nur ein Schritt, und die Tugend ein für allemal unproduktiv!"

Der Freiherr schüttelte den Kopf: „Wo soll das hinaus? Diese Verachtung aller Tugend, Treu und Ehrlichkeit ist auch so eine kostbare Errungenschaft unsres freimaurerisch-reform-jüdischen Jahrhunderts."

Der Referendar wußte bereits, daß der gute Oheim in seinem seltsam krausen Studiengange in jüngster Zeit zu der großen Entdeckung gelangt war, daß für alle Niedertracht der Gegenwart einzig und allein die Logenbrüder und Reformjuden verantwortlich zu machen seien. Er wußte auch, daß der Onkel kein Erbarmen kannte und kein Ende fand, wenn man unvorsichtig genug war, sich auf dies Thema mit ihm einzulassen. Er ließ daher seinen Einwand auf sich beruhen und drückte

sich etwas allgemein also aus: „Ja, ja: man immer dicke durch! Wie der Berliner sagt! Nur nicht umsehen und stehen bleiben, wenn man einen unterwegs umgerannt hat; wenn man nur selbst früh genug ankommt. Rücksicht, Höflichkeit sind Lügen — nicht nur im Deutschen! Aber die Lüge ist freilich oft ein nützliches Ding.“ Er sagte das mit der wichtigen Miene des welterfahrenen Mannes, der den armen Hinterwäldler wohlwollend belehrt. „Gelt Onkel, im Reichstag lernt man auch bald genug, diesen Gassenhauer nachpfeifen! Wie gefällt es dir eigentlich in dem hohen Hause?“

Der wohlbeleibte Pommer putzte sich mit der feuchten Serviette den Bart, seufzte und sprach: „Wenn man so, wie ich, mit der Absicht hierhergekommen ist, seinem Volke Zufriedenheit zu schaffen, ehrliche Arbeit zu belohnen, widerstreitende Interessen nach Kräften zu versöhnen, dann kann es einem bald schwer ums Herz werden! Man möchte wirklich wünschen, man wäre ein Erzeinfaltspinsel oder ein Türke, mit dem Kismet bewaffnet! Na, lassen wir das lieber! Ich bin wohl auf meiner Scholle zu alt geworden und verstehe die Welt nicht mehr. Du bist ein junger Mann, Günther, ich will dir keine Illusionen rauben. Illusionen bedeuten Thatkraft — behalte das nur immer im Auge! Du bist ein guter Kopf, ein scharfer Beobachter, das erkenne ich aus allem, was du sagst. Die Zukunft hat solche Köpfe nötiger als meinen pommerschen Dickschädel! Laß dir nicht bange machen, mein guter Günther!“

Der Referendar ließ seinen Kneifer von der Nase fallen und schlug in des Onkels dargereichte Rechte ein. Der brave Herr kam ihm mit seiner Manier „des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen“ recht abgeschmackt vor und er dünkte sich in seiner weltstädtischen Aalhaut dem schleppfüßig dahinwandelnden und vor jedem neuen Thore stutzenden Provinzler unendlich überlegen. Er vermochte ein etwas spöttisches Lächeln nicht ganz zu verbergen — und Loris klaren Augen war dies Lächeln und seine Bedeutung nicht entgangen.

Sie mahnte zum Aufbruch und die Herren mußten ihr wohl oder übel Folge leisten, obwohl sie gern noch eine Halbe getrunken hätten.

Gleichzeitig mit ihnen stand auch Herr Renard vom Nachbartische auf. Lori erhob die Arme, um ihren Schleier auf dem Hinterhaupte festzubinden, während der Vetter hinter ihrem Rücken den weiten Mantel, zum Umlegen bereit, ausgebreitet hielt. Renards scharfe, lebhafte Augen hingen voll Bewunderung an ihrer schlanken Gestalt, deren vollendete Formen eben

jetzt ihre Haltung zur besten Geltung brachte. Das junge Mädchen fühlte unter dem Schleier, wie sie errötete, und raffte mit einer raschen, ärgerlichen Wendung den Mantel um. Das Spitzentuch, das sie vorhin über den Kopf geworfen hatte, hing jetzt unbenutzt über ihrem Arm. Sie nestelte noch an ihrem Handschuh beim Hinausgehen.

Renard verabschiedete sich hastig von seinen Freunden und eilte dann der schönen Fremden nach. Ah, welch ein Glücksfall! Auf einer der obersten Treppenstufen lag ihr schwarzes Spitzentuch. Er hob es auf, und am Fuß der Treppe angekommen, schaute er um sich und drückte, da er sich unbeobachtet sah, tief aufatmend sein Gesicht hinein. Er vermeinte den feinen, vornehmen Duft ihres Haares einzuatmen, er küßte das Tuch — und dann trat er rasch auf die Straße hinaus.

An der Ecke der Friedrichstraße, unter einer Laterne, holte er die drei ein. Er zog seinen Hut und sagte verbindlich: „Gestatten die Herrschaften — ein ehrlicher Finder! Ich bin so glücklich gewesen, diesen Spitzenshawl zu retten. Ich glaube, mich nicht zu irren — das gnädige Fräulein trug ihn um den Kopf, als Sie das Restaurant betraten."

Die Baronesse nahm mit einer anmutigen Neigung des Hauptes das Tuch aus seiner Hand entgegen, während ihr Vater in ihrem Namen dankte: „Allerdings, Herr Doktor, wir sind Ihnen sehr verbunden."

„Ah, ich habe das Vergnügen, von Ihnen gekannt zu sein!" rief Renard stutzend.

Der alte Freiherr lupfte nochmals seinen Hut und sagte: „Wir haben ‚Genie und Sittlichkeit' gelesen, meine Tochter und ich, und mein Neffe, Herr von Schlichting, machte uns darauf aufmerksam, daß der Verfasser in unserer Nähe sitze. Mein Name ist Baron Drenk, Gutsbesitzer und zur Zeit Abgeordneter."

Doktor Renard verbeugte sich gegen die ihm auf diese Weise Vorgestellten und sagte: „Von heute ab werde ich anfangen stolz zu werden auf mein bißchen Schriftstellerei, da sie mir eine solche Bekanntschaft verschafft hat. Ich hätte nie zu hoffen gewagt, daß meine trockne Abhandlung auch schöne Leserinnen finden werde."

Wieder nahm der Freiherr für seine Tochter das Wort: „Wir sind zwei einsame Leutchen, meine Tochter und ich. Wir teilen alles miteinander, und so auch unsere Lektüre. Meine Tochter hat eine ganz besondere Vorliebe für populär gehaltene philosophische Abhandlungen und dergleichen."

„Es macht mich wahrhaft stolz, daß es mir vergönnt

war, mit meiner bescheidenen Arbeit auch einmal Ihre nachdenkende Teilnahme für einige Zeit gefesselt zu haben — das heißt wenn mir das wirklich gelungen ist!" wandte sich Renard an das Fräulein. Er besaß ein wohlklingendes starkes Organ.

„Gewiß, Herr Doktor," versetzte Lori, „ich habe viel nachgedacht über Ihre Ansichten; aber ich darf nicht darüber urteilen, denn an mir selbst ist nichts Geniales und von der Welt verstehe ich auch wohl nichts — besonders seit gestern."

„Seit gestern?"

„Ja, gestern sind wir hier angekommen. Ich bin zum erstenmal in Berlin," erklärte Lori auf seine erstaunte Frage.

Der Referendar ergriff die günstige Gelegenheit, sein unfreiwilliges Schweigen zu brechen, indem er dem Doktor mit versteckter Ironie von dem Hauptinhalt ihrer jüngst gepflogenen Unterhaltung Andeutungen gab und besonders das Verhalten seiner Base im Theater schilderte. „Ist es nicht merkwürdig?" schloß er: „Wir gehen aufs Land, um unsere Nerven zu stärken, und wenn diese kerngesunden Herrschaften aus der Provinz zu uns kommen, dann zeigen sie sich nervöser als unsere mattesten Badeflüchtlinge."

„Ich glaube, Sie ziehen da einen falschen Schluß," entgegnete Renard. „Es ist gerade ein Zeichen der nervösen Abspannung, wenn selbst die starke Leidenschaft nicht mehr zu erschüttern, das Schöne nicht mehr zu begeistern und das Häßliche nicht mehr Abscheu zu erregen vermag. Und gerade die Kunst wird ihre Wirkungen viel stärker auf den Gesunden ausüben, als auf den Kranken. Der blasierte Mensch spottet gern der tragischen Erschütterung, weil sie ihn vor sich selbst beschämt; der Gesunde empfindet sie als einen Genuß, weil sie ihn im Glauben an das Große stärkt — meinen Sie nicht auch, mein gnädiges Fräulein?"

„Gewiß," versetzte Lori, indem sie lächelnd zu ihm aufblickte. „Das ist auch immer meine Empfindung der Kunst gegenüber gewesen. Es ist trostlos, dies gedankenlose Behagen an lauter gefälligen Nichtigkeiten, aber es ist herrlich, sich so recht als Zwerg empfinden zu dürfen, wenn die Kunst einem das Große einmal mit wirklicher Kraft gegenüberstellt."

Sie waren unter solchen Gesprächen bis an die Ecke der Französischen Straße gekommen, als ein lärmender Auftritt sie häßlich unterbrach. Vor dem Café National schlugen zwei aufdringlich modern gekleidete Damen mit ihren Regenschirmen aufeinander los. Garstige Schimpfworte flogen herüber und

hinüber und erregten das rohe Gelächter des rasch anwachsenden Zuschauerkreises.

„Da haben Sie ein Gegenstück zu Genie und Sittlichkeit," scherzte der Referendar: „Die ungenierte Unsittlichkeit!"

Der Freiherr war mit seiner Tochter rasch abgebogen, um die andere Seite der Straße zu gewinnen.

„Das ist abscheulich!" flüsterte Lori ihrem Vater zu, indem sie sich fester an seinen Arm klammerte. „Wollen wir nicht eine Droschke nehmen?"

Er that nach ihrem Begehren und sie bestiegen den nächsten besten Wagen. Die beiden Herren verabschiedeten sich und Schlichting rief dem Kutscher zu: „Nach dem Askanischen Hof!"

Die Droschke rasselte davon und nun nahmen auch die beiden Herren voneinander Abschied, da der Referendar in der entgegengesetzten Richtung zu wohnen vorgab. Er ärgerte sich ein wenig darüber, daß der andere ihn so kühl behandelte und besonders seinen Witz so schweigend aufgenommen hatte. Renard bestieg nun gleichfalls eine Droschke und fuhr davon, während der junge Rechtsgelehrte die gute Gelegenheit, Berliner Sittenstudien zu machen, nicht versäumte und erst noch das Ende des Zweikampfes jener beiden Heldinnen abwartete, bevor er selber — das Nachtcafé betrat. — —

Doktor Renard pflegte um diese frühe Stunde — es war noch nicht einmal Mitternacht — sonst fast regelmäßig das Café Kaiserhof zu besuchen, wo er unter den Herren von der Börse, von der Litteratur, von der Börsenlitteratur und der Litteraturbörse gleich gern gelitten war, obwohl er nicht den Vorzug hatte, sich zu den „geehrten Herren Kollegen" zählen zu dürfen. Es war ihm heute nicht danach zu Mute, über den neuesten Witz zu lachen oder den neuesten Skandal zu glossieren; das blonde Landfräulein hatte ihn mit seinem Ernst aus der Stimmung gebracht. Er fuhr direkt nach der Drakestraße, wo er eine mittelgroße, höchst modern ausgestattete Mietwohnung im zweiten Stock eines neuen Hauses inne hatte.

Das Wachskerzchen, mit dem er sich die Treppen hinaufgeleuchtet hatte, brannte gerade lange genug, um ihm im Vorflur zu leuchten, bis er sich seines Ueberziehers entledigt hatte. Er zündete die Lampe nicht an, sondern warf sich in seinem dunklen Studierzimmer auf den wunderbar bequemen Schlittendiwan. Er verschränkte die Arme unter dem Kopf und schloß die Augen, um ein wenig zu träumen. Und wirklich, da stand sie vor ihm, die liebliche Erscheinung, die er hatte heraufbeschwören wollen! Gegen einen hellen Lichtkreis hoben sich die

Umrisse der schlanken Gestalt plastisch ab — er sah sie mit zurückgebeugten Oberarmen, mit leicht vorgeneigtem Haupte dastehen, so wie er sie in dem Restaurant gesehen hatte, als sie sich anschickte, den Mantel umzunehmen. Aber jetzt zwang sein Wille sie, ihm stillzuhalten, wie dem Maler sein Modell. Langsam schlürfend wie ein Weinkenner, sog er das schöne Bild in seine Seele ein. Und dann, als es endlich zerflossen war, drängte ein ausgelassener Maskenzug wie aus einem geöffneten Thore aus jenem Lichtkreis heraus. Alle die Frauen und die Mädchen, die er einst geliebt oder zu lieben geglaubt hatte, tauchten hervor, suchten seine Aufmerksamkeit durch die keckſten Gebärden und die leuchtendsten Blicke zu fesseln, ohne daß doch eine den Nachdrängenden länger als ein paar Sekunden standzuhalten vermocht hätte. Keine dieser Damen vertrug es, näher gekannt zu sein, sagte sich Renard, und mit einem bösen Lächeln entließ er eine nach der andern aus seiner Erinnerung. Zum Schluß behauptete seine entlaufene Frau allein das Feld. Er suchte sie unbefangen mit kritischem Blick zu betrachten. O ja, sie war hübsch, sehr hübsch, trotz des dunklen Schattens auf der Oberlippe, trotz des etwas zu großen, zu schwellenden Mundes. Zum zweitenmal würde er sich nicht in ein solches Gesicht verlieben; aber amüsant war sie doch gewesen, leichten schlagfertigen Geistes, ohne je etwas Ordentliches gelernt zu haben. Man hatte ihn beneidet um die Frau, so lange, — bis man ihn bemitleidete oder auslachte! Was hatte die Frau aus ihm gemacht, aus seinem Hause, aus seiner Familie!

Er sprang auf und wühlte mit den zehn Fingern durch sein Haar, um die häßliche Erinnerung los zu werden. Dann zündete er ein Licht an und ging in sein Schlafzimmer hinüber, um sich der Stiefeln und des engen Rockes zu entledigen. Weiche rote Saffianpantoffeln an den Füßen, mit einer künstlerhaften Sammetjoppe angethan, betrat er sodann das Kinderzimmer. Er löschte das Licht, denn eine rote Ampel verbreitete hinreichende Helle in dem schmucklosen, aber netten Raume. Er beugte sich über das Bett seiner Aeltesten, eines Mädchens von sechs Jahren. Er setzte seinen Zwicker auf die Nase und betrachtete lange und aufmerksam die weichen Züge des schlafenden Kindes. Das dichte braune Lockengewirr breitete sich weit über das Kopfkissen aus. Die vollen roten Lippen waren leicht geöffnet, weiße Zähnchen schimmerten feucht dahinter. Da lachte das Kind im Schlafe auf, patschte mit der Linken laut auf das Deckbett und wandte sich auf die andere Seite.

„Du lachende kleine Meduse!“ murmelte Renard vor sich hin, indem er das Kind leise auf den dunklen Scheitel küßte! Dann trat er an das gegenüberstehende Bettchen seines vierjährigen Knaben. Der hatte sich bloßgestrampelt und mit der Gelenkigkeit eines kleinen Clowns sein strammes Beinchen wie einen lieben Kameraden mit den Armen umschlungen. Das rosige Licht ließ das kecke, etwas schmollende Gesicht des Bürschchens frischer erscheinen, als es in Wirklichkeit war, und mit den Wangen wetteiferten an straffer gesunder Fülle die wohlgerundeten Hinterbäckchen. Ein väterlicher, neckender Klapps auf diesen naiven Körperteil ließ den kleinen Kerl zusammenfahren. Er riß die runden Augen groß auf, starrte seinen Vater mit offenem Munde an, und dann sagte er ganz klar und gemütlich: „Na, Papa, bist du auch mal da?“ und dann wälzte er sich auf den Bauch, bedeckte die Augen mit den kleinen Fäusten — und war in zwei Minuten wieder fest eingeschlafen. Sein Vater zog das Deckbett herauf und glättete es über seinem Rücken.

Die Thür zum Nebenzimmer war nur leicht angelehnt — ein leises Husten klang von dorther. Renard horchte auf, lächelte, schüttelte den Kopf und ging wieder in sein Studierzimmer zurück.

Mit dem Licht in der Hand stellte er sich vor den Spiegel und betrachtete aufmerksam sein Ebenbild: „Hm! Nun ja,“ murmelte er vor sich hin, „die Kinder haben etwas von mir! Ich will einmal eitel sein. Aber wie lange wird es dauern, da ist es aus mit dem rafaelischen Cherubtum und meine süßen Kinder sind dem Stamme Abrahams, Isaaks und Jakobs rettungslos verfallen! Es sollte mich gar nicht wundern, wenn meine eigene christliche Nase nicht auch schon einen Stich ins Prophetische bekommen hätte.“

Er betrachtete diese gefährdete Nase von allen Seiten, ohne daß er doch vorläufig etwas Beunruhigendes daran wahrgenommen hätte. Dann stellte er das Licht auf die Spiegelkonsole, zündete sich eine Cigarette an und begann einen nachdenklichen Spaziergang um das Zimmer herum. Er legte die hohe Stirn in Falten, nagte die Unterlippe, blieb stehen, paffte eine dicke Wolke durch die Zähne, fuchtelte mit den Händen herum, stieß abgebrochene Worte, halbe Sätze hervor; kurzum — er dichtete!

Jetzt schien er eine Strophe beisammen zu haben. Er nahm das Licht und begab sich damit nach dem Schreibtisch, um die Studierlampe anzuzünden. So, das war gethan! Von

einem grünen seidenen Schleier bedeckt, warf sie ihr mildes Licht auf das glatte weiße Löschpapier der Schreibunterlage.

Da lag ja ein Brief mittendrauf! Renard wollte den Störenfried nach einem flüchtigen Blick auf die Adresse beiseite schieben. Das Ding konnte auch bis morgen warten. Jetzt galt es, die Muse zu schmieden, solange sie warm war — wie sein Freund Wippchen gesagt haben würde. Aber diese Handschrift? — Er nahm den Brief wieder zur Hand, setzte den Kneifer auf und betrachtete aufmerksam die Aufschrift. Poststempel Bremen.

„Himmel! Der verdammte Junge wird doch nicht etwa zurückgekommen sein!?“ knirschte der Doktor zwischen den geschlossenen Zähnen hervor. Dann riß er hastig den Umschlag ab und entfaltete den Brief.

Wahrhaftig, da stand's:

„Lieber Bruder!

Ja staune nur! Da bin ich wieder im alten Lande. Ich konnte mir nicht helfen — es hilft Dir also wohl auch nichts! Sehr vergnügt wirst Du natürlich nicht sein, daß Du mich nun wieder hast. Aber am Ende bin ich doch gar nicht so schlimm; dumme Streiche muß jeder machen, der es einmal zu etwas bringen will. Darüber mache Dir weiter keine Sorgen! Uebrigens bist Du ja auch ein verfluchter Kerl! Wenn wir zwei uns einmal hinsetzen und uns alles ordentlich überlegen, dann werden wir schon sehen, was mit mir anzufangen ist. Also alles Nähere mündlich!

Nur noch eins: ich bin als Schiffskoch frei herübergekommen. Natürlich habe ich jetzt keinen Ueberfluß an Kleingeld. Der Wirt pumpt höchstens noch vierundzwanzig Stunden, — das sehe ich dem fetten Schufte an — mein Koffer schien ihm gleich keinen sonderlich vertrauenerweckenden Eindruck als Pfandstück zu machen. Also sei so gut und weise mir per Draht eine bescheidene und N. B. anständige Summe an. Hotel Ottmer.

Dank und Gruß zuvor von

Deinem treuen Bruder

Henri.

P. S. Deine Frau läßt Dich schönstens grüßen. Ich habe sie in San Francisco zufällig getroffen. Du übrigens — na, wir sehen uns ja bald . . .!“

Renard ließ sich matt auf seinem stilvollen Schreibsessel mit dem gepreßten Lederbezug zurücksinken. „Nanu kann's hübsch werden!" stöhnte er und schleuderte dabei das brüderliche Schreiben unsanft auf den Schreibtisch zurück.

Er sann ein Weilchen nach, dann entnahm er einem Fache des Aufsatzes auf dem Schreibtisch das Fahrplanbuch und blätterte mit leicht zitternden Fingern darin herum, bis er die Strecke nach Bremen gefunden hatte. Er beschloß, am andern Morgen selbst hinüberzufahren, um mit dem Strolch, dem Henri, ein ernstes Wort zu reden. Er durfte ihm um keinen Preis nach Berlin kommen — um keinen Preis!

Zweites Kapitel.

Richtige Berliner.

Das fischzugberühmte Stralau läuft mit seinen letzten Häusern, meist Bierwirtschaften und Bootsbauereien, auf einer Landzunge aus, welche die Reichshauptstadt der hierorts gar breitspurigen Mutter Spree sozusagen in kindlichem Uebermute weit herausstreckt. Und der Spitze dieser Landzunge gegenüber liegt ein kleines Eiland, welches der Berliner Witz in einer Anwandlung grausamster Galgenlaune die „Liebesinsel" getauft hat. Dem Spreeathener schmeckt seine kühle Blonde in der Gartenwirtschaft dieses nüchternsten, reiz- und poesielosesten aller Eilande ebensogut, als würde sie ihm in einem cyprischen Myrthenhaine kredenzt, während die alten, echten Athener den Frechen, der es gewagt hätte, solch ein Stück Kartoffelland, von mißfarbigem Wasser umflossen, mit der Schaumgeborenen in geistige Verbindung zu setzen, sicherlich wegen Gotteslästerung gesteinigt hätten.

Und dennoch waren es zwei Künstler, leibhaftige Musensöhne, welche an einem der letzten sonnigen Oktobertage mit ihrem Segelboot hier gelandet waren, um auf dieser trostlosen Insel bei einer Weißen den nahe bevorstehenden Sonnenuntergang zu genießen.

„Was sinnst du, Fernando, so trüb' und bleich?" spottete der eine von ihnen, ein untersetzter, breitschulteriger Mann mit modisch gestutztem, dunkelblondem Vollbart, indem er dem neben ihm sitzenden jungen Menschen mit der auffallend hohen Stirn

und den dunkel umränderten blauen Augen scherzend auf den Oberschenkel schlug. „Sie sind zwar nicht Landschafter, aber im Anblick so jroßartiger Naturschönheiten muß es doch sojar enem sauern Hering vor Verjnügen schwummerig werden, dächte ich! Immer 'raus aus de Trauerkutsche, junger Mann — wofor sind wir denn sonst nach de ‚Liebesinsel' jejondelt?"

„Ja, Sie haben gut lachen," entgegnete der andere bitter, „Sie betreiben Ihre Kunst als einen Sport, so gut wie das Segeln, die Jagd und das Radfahren — Sie Hausbesitzer Sie!"

„Nanu, wer wird denn gleich so harte Worte wählen!" fuhr jener gutmütig dazwischen. „Na, prost! Die Kunst soll leben!"

Er pustete den Schaum von der Oberfläche des sandgelben Getränkes und nahm einen tüchtigen Schluck. Dann rief er, mit zärtlichen Blicken in die Ferne schauend: „Is des nich einfach jroßartig det Wasser, det Jrün, der Rooch und die Luft!" Er streckte pathetisch die Hand aus, indem er mit malenden Bewegungen nach Westen wies, wo am fernen, dunstigen Horizonte hinter der qualmenden Riesenstadt, gerade über dem breiten, mattschimmernden Wasserspiegel, von freilich grünen, sonst aber so flachen und reizlosen Ufern eingesäumt, die Sonne in die Versenkung zu steigen im Begriffe war.

Der jüngere Mann blickte ungläubig zu seinem Kunstgenossen auf und versetzte: „Das sagen Sie, Herr Flörke, der Sie erst vor vier Wochen aus der Schweiz zurückgekommen sind!?"

„Eben drum!" rief Flörke laut. „Mir können de Alpen und der janze Klimbim von meinswejen jestohlen wer'n! Denn erstens mal is et verflucht schweißtreibende Arbeit, da rufzukrabbeln, un wenn man oben is, denn sieht man merschtendehls nischt. Und is et 'mal ausnahmsweise klar, denn flimmert d' Sonne och gleich so doll uf 'n Schnee, daß eenen die Oogen überjehen. Und bei die Kälte wer'n einem ooch de Fingern so klamm, daß man doch nich bei malen kann! Und nu erst jar die faulen abjejrasten Thäler: wat sieht man denn da? Is ja allens ringsrum zu! Da fühlt sich der freie Jeist beklommen wie Aujust im Krönungswagen! Luft — Luft — und nochmal Luft — des is de Hauptsache bei de Landschafterei! Oder meinen Sie etwa nich, Meister Vollborth?"

Der zog die Stirn in Falten und höhnte: „Ja wohl, lauter Luft, — oder sagen wir lieber Wind, ist's freilich mit dieser Kunst — und eitel Dunst obendrein!"

Flörke klopfte ihm begütigend auf die Schulter: „Na, na, sei'n Sie man jemietlich, oller Freund! Darum keene Feindschaft nich! In der Kunst kommt es ja doch bloß auf das Wie an. Daß Sie was können, das hab' ich ja heute an Ihren Studien jesehen. Folgen Sie man vertrauensvoll meinem Rate. Nu aber an Bord! Es is die höchste Zeit — Vater Döhmke kriecht höllisch früh in de Klappe."

Sie zahlten, bestiegen ihr Boot und segelten in wenigen Minuten nach Treptow hinüber.

In einer kleinen Bucht, die zum Bootshafen hergerichtet war und dem ziemlich großen Garten einer stattlichen Villa zugehörte, legten sie an. Auch dieser Garten hatte nichts Berauschendes an sich, war aber doch im Vergleich zur „Liebesinsel" schier ein Paradies zu nennen. Am Ufer zog sich eine Reihe von Weiden hin, über welche zwei stattliche Rüstern hervorragten. Unter der mittelsten Rüster befand sich eine Gartenbank mit Tisch und Stuhlen; zwischen zwei Weiden war eine Hängematte befestigt. Zwischen der Baumreihe und dem Hause lag ein wohlgehaltener Rasenplatz und dicht am Hause befanden sich noch ein paar mager bestellte Blumenbeete. Das war die ganze Herrlichkeit — und doch in Anbetracht der Nähe der Riesenstadt eine wahre Herrlichkeit, ein beneidenswerter Besitz.

Der Mann, der sich eines solchen angenehmen Ueberflusses rühmen durfte, nannte sich Karl Friedrich Ferdinand Zwillich und war seines Zeichens Bauklempner. Freilich brauchte er schon lange nicht mehr mit dem Lötkolben auf schwindelhohen Dachfirsten zu hantieren, er betrieb seit einer ganzen Reihe von Jahren das Geschäft „ang Froh" und war nur noch als geschäftlicher Leiter „von's Janze" thätig. Um fünf Uhr etwa kam er aus der Stadt nach der Villa hinaus und dann widmete er sich seiner lieben Familie, welche aus seiner Gattin Eugenie und drei Töchtern mit Namen Else, Erna und Erika im Alter von zwölf bis achtzehn Jahren bestand.

Als die beiden Maler durch den Garten nach dem Hause hinaufschritten, fanden sie die drei Zwillichmädchen und noch ein paar ihrer Freundinnen mit Reifenwerfen beschäftigt, während auf der Veranda des Hauses, welche mit Blumenampeln, Epheuwänden, Palmenvasen und Oleanderkübeln sehr hübsch ausgeschmückt war, Frau Eugenie und noch zwei andere Herrschaften dem Spiele zusahen. Flörke schien hier sehr bekannt zu sein; er rief im Vorbeigehen den erhitzten, kichernden Mädchen einige Neckereien zu und schleppte dann seinen Kollegen mit auf die Veranda, um ihn den Herrschaften vorzustellen.

„Herr Malermeister Vollborth — Frau Zwillich.“ Und dann, auf eine sehr große und sehr hagere Dame mit einer runden Brille auf der Nase deutend: „Fräulein Döhmke, berühmt als Tante Albertine — Herr Rentier Pickel.“

Tante Albertine schnellte kerzengerade in die Höhe, warf einen scheuen Blick über die Brille, knickste und setzte sich ebenso plötzlich wieder nieder, um an ihrem Strumpfe weiterzustricken, während der zuletzt vorgestellte Herr, ein kleiner Mann mit einem dichten, dunklen Vollbart und in der Mitte gescheiteltem Haar, sich mit der Hand auf dem Herzen mehrere Male auffallend tief nach der linken Seite zu verbeugte, während doch der vorgestellte junge Mann auf der rechten stand. Vollborth starrte den sonderbaren kleinen Herrn erstaunt an und bemerkte da freilich gleich, was ihm die anderen alle gleichzeitig durch eifrige Gebärden klar zu machen suchten, nämlich: daß Herr Pickel blind war.

Frau Zwillich wandte sich mit einem liebenswürdigen Lächeln dem bleichen jungen Künstler zu. Sie mußte einmal recht hübsch gewesen sein — schade, daß einige Zahnlücken den sonst so freundlichen Eindruck ein wenig störten; aber in ihrem Blick lag immer noch etwas jugendlich Schmachtendes und ihrem hohen Organ bestrebte sie sich im Verkehr mit Leuten von Bildung stets einen gewissen weichen, schmeichelnden Ton zu verleihen. Und mit diesem Schmachtblick und diesem Schmeichelton richtete sie nun auch die teilnahmsvolle Frage an Herrn Vollborth: „Also auch ein Künstler? Jott die Kunst! Ich schwärme für die Kunst! — Malen Sie auch Jejend?“

„Nein, bedaure sehr, ich male vorzugsweise Akte,“ versetzte Vollborth lächelnd.

Frau Eugenie blickte zu Herrn Flörke auf und sagte etwas unsicher: „Wie — Akten malen Sie?“

Flörke lachte ungeniert laut auf, während Vollborth mühsam seine Heiterkeit unterdrückte. Frau Eugenie aber stimmte etwas geziert in das Lachen ein und drohte dem Jejendmaler schelmisch mit dem Finger: „Ach, jehen Sie doch, Sie loser Spötter! Nein, was Sie auch ejal für Possen im Kopf haben!“ Und dann wandte sie sich kichernd und erklärend an Herrn Rentier Pickel: „Der Herr ist natürlich Jurist!“

Mit dem Ausruf: „Sehr angenehm, Herr Referendar!“ verbeugte sich der Blinde wieder mit der Hand auf dem Herzen gegen Vollborth, und zwar diesmal nicht wieder in der falschen Richtung, da er ihn inzwischen reden gehört hatte.

Nun konnte auch der bescheidene Vollborth nicht umhin,

in das laute Gelächter des Kunstgenossen einzustimmen, der dann der betretenen kleinen Gesellschaft erklärte, man habe sich vor das dürre Wort Akt ein „N“ zu denken, es bedeute also so viel wie barfuß.

„Nein, diese Künstleer!“ schmollte Frau Eugenie. „Sie halten mir jetzt jewiß für sehr unjebüldet, Herr Vollborth; aber ich kann Ihnen man sagen, ich verstehe auch was von's Eßthätiche — wo sollten's denn auch sonst meine Töchter her haben!? Denken Sie bloß, meine Aelteste spielt den Flüjel beinah wie Albert — (sie meinte vermutlich d'Albert); meine Zweite malt wirklich zu talentvoll, vorläufig natürlich bloß mit Wasser; aber wenn sie so fortfährt, hat Fräulein gemeint, dürf' se übers Jahr mit Oel — das heißt: denn kommt se natürlich bei'n Professor — wir haben's ja, Jott sei Dank, dazu! Und was die Jüngste ist, die dichtet wirklich jroßartig! Das Nestküken, man sollte es nicht für möchlich halten, wenn nich der Vater — mein Mann hat nämlich früher auch seine poetische Ader jehabt,“ wendete sie sich mit stolzem Lächeln an Herrn Flörke, „aber freilich, wie Jöthe sagt: Mit den Jürtel, mit den Schleier . . . na, Sie kennen ja Jöthen, meine Herren! Die Nachtijall sinat ja auch bloß . . .“ Sie suchte nach einem Ausdruck und entschloß sich endlich, errötend, zu dem Worte „vorher“.

Herr Pickel nickte bestätigend mit dem Kopfe und drückte mit einem leichten Seufzer wiederum seine Rechte aufs Herz, als ob er sagen wollte: „Nein, wie die Frau sich auszudrücken weiß!“

Und Flörke gab gleichzeitig der allgemeinen Bewunderung lauten Ausdruck und fügte hinzu: „Von Ihrem Manne wundert mich des übrijens jarnich: erstens mal von wegen den bejeisternden Jejenstand“ — er verbeugte sich artig gegen die Hausfrau — „und zweitens, weil es eine bekannte Thatsache is, daß die meisten Dichter unter den Blechschmieden zu finden sind! — Uebrijens, ist Herr Zwillich noch nicht zu Hause jekommen?“

„Ach nein! — Er is ja Wahlvorsteher, wie Sie wissen. Heute ist ja Stichwahl, — da wird er wohl vor Zehnen nicht zu Hause kommen.“

„Hm! Schade!“ rief Flörke, „wir hätten ihm gern unsern jenialen Kollegen hier vorjestellt. Vielleicht, daß er doch mal Lust kriegt, seine liebe Familie malen zu lassen.“

„Ach Jott!“ rief Frau Eugenie in gelindem Entsetzen. „Doch nicht unbegleitet?“

„Na natierlich — und ob! Aber mit Taubenflügel an de Schulterblätter — denn fällt et nich so uf! Für Ihre Engel is des ja auch des passendste Kostüm!“

„Nein, nein, diese jungen Herren!“ seufzt Frau Eugenie mit einem bekümmerten Blick nach oben. „Na, eins weiß ich jewiß: einen Künstleer jebe ich keins von meine unschuldigen Täubchen!“

„Ach nee! Ach nee! Des kann doch Ihr Ernst nicht sein, verehrte Frau,“ flötete Flörke mit drolliger Betrübnis; „ich dachte, Sie müßten es doch schon lange bemorken haben, was für ein Auge ich auf Fräulein Else jeworfen habe!“

Herr Pickel rieb sich vergnügt die Hände und beugte sich flüsternd zu der Hausfrau hinüber: „Na, liebe Freundin, was hab' ich jesagt? Ja, ja, wenn ich nich de Augen offen hielte!“

Frau Eugenie lächelte errötend und verlegen und flüsterte mit einem süßen Blick in Flörkes lustige Augen: „Ja, wenn es sich freilich um Ihrem Lebensjlücke handelt, lieber Herr Flörke ...“

„Ich werde mein Schicksal männlich zu tragen suchen,“ fiel jener rasch ein und wandte sich dann sofort an das hagere Fräulein Döhmke mit der Frage, ob ihr Bruder zu Hause sei.

Tante Albertine schnellte empor, guckte über die Brille, sagte: „Ja, es wird ihm sehr angenehm sein“ — und saß mit einem Ruck wieder auf ihrem Stuhle.

In größter Hast, als ob sie etwas sehr Wichtiges zu versäumen hätten, verabschiedeten sich die beiden Maler und machten sich dann eiligst die Treppe hinunter und ums Haus herum zum vorderen Eingang hinein.

Sie stiegen die Treppe zu dem ersten und einzigen Stockwerk hinauf, schritten dann einen langen Korridor hinunter, öffneten an dessen Ende eine schmale Thür und sahen eine steile dunkle Stiege vor sich, ähnlich denjenigen, welche in den Berliner Mietskasernen zu den sogenannten Hängeböden, den Mädchenkammern, hinaufzuführen pflegen. Oben angekommen, tastete Flörke ein Weilchen im Dunklen herum und pochte dann laut an eine Thür. Eine heisere Stimme rief „Herein!“ — und die beiden Kunstjünger betraten Vater Döhmkes Turmzimmer.

Der alte Herr, er war noch größer und fast ebenso schlank wie seine Schwester Albertine, erhob sich bei ihrem Eintritt von dem ans Fenster gerückten Großvaterstuhl und ging ihnen mit einem vergnügten, heiseren: „Hah! he! he! 'n Abend! 'n Abend!“ entgegen. Er trug einen wollenen Shawl um den Hals, welcher unter eine gestrickte Jacke geknöpft war, die seinen hageren Oberkörper eng umschloß. Seine unheimlich

langen Beine staken in einem Paar Hosen von englisch karriertem dicken Stoff und an den Füßen glänzten matt ein Paar ausgetretene Lackstiefeln.

Herr Vollborth wurde in feierlicher Weise vorgestellt und konnte sich nicht enthalten, die seltsame Erscheinung des alten Herrn mit großen Augen zu mustern. Vater Döhmke gewahrte das und sagte, an sich herabschauend:

„Die Herren haben mich im Negligé überrascht, he! he! Das ist mein Atelierkostüm."

„Ach, Sie malen selbst?" fragte Vollborth. „Das wußte ich nicht; — Herr Flörke sagte mir, Sie seien Sammler."

Der Alte lachte wieder gutmütig und strich sich mit dem Rücken der Hand unter dem Kinn weg. Der graue, struppige Bart quoll ihm unter dem Halstuch hervor und umhüllte ihm wie eine Fortsetzung dieses Kleidungsstückes Kehle, Kinn und Unterlippe, wogegen die Wangen ein Paar ölig aufgesteifter und spiralig nach innen gedrehter Koteletten zierten. Er erklärte dem jungen Manne, daß er unter seinem Atelier den Bootsschuppen verstehe, in dem er bis vor kurzem gearbeitet habe.

Allerdings hatte seine Erscheinung mehr vom alten Seemann als vom Künstler. Und auch die zahlreichen Aquarelle, Oelbilder und Skizzen, welche die vier Wände seines engen, aber sehr behaglich altväterisch ausgestatteten Stübchens vollständig austapezierten, stellten vorzugsweise Seestücke, Schiffe und Uferlandschaften dar. Es waren vorzügliche Arbeiten darunter, welche Vollborth mit großem Anteil betrachtete. Mehrere, und zwar nicht die schlechtesten Bilder, rührten von Flörke her. Der Alte freute sich sichtlich des Beifalls, den der junge Künstler seiner Sammlung zollte.

„Sie sind wohl lange zur See gefahren, Herr Döhmke?" fragte Vollborth.

„O ja, auch das!" versetzte der Alte, indem er den jungen Herren eine Prise anbot und dann selbst bedächtig schnupfte. Die Dose, die er wohlgefällig hin- und herwandte, war von Gold und reich mit Edelsteinen besetzt. „Hübsch, was?" schmunzelte er, indem er Vollborth das Kleinod reichte. „Das hab' ich von dem armen Kaiser Max bekommen."

„Ach, Sie waren also auch in Mexiko?" Vollborth machte immer größere Augen. „Als Kapitän wohl?"

„Nee — hehe! als Unternehmer, was man so sagt!" erwiderte Vater Döhmke und strich sich über den spärlichen grauen Haarwuchs. Und dann fuhr er zu dem andern gewendet fort: „Ihr junger Freund kennt mir wohl noch jarnich?"

„Wir wollten ihm die Ueberraschung nicht verderben," lachte Flörke.

„Na, dann klären Sie'n man bisken uf!" rief der Alte. „Aber ich denke, dazu rühren wir uns erst mal 'n ordentlichen Toddy an — was?"

Man war es zufrieden und Vater Döhmke zündete sofort die große Spirituslampe an, die auf dem eisernen Ofen stand, und setzte Wasser auf. Unterdessen mußte Vollborth dem alten Herrn über seine Person Auskunft geben und sich durch Beantwortung einiger Dutzend Fragen über Herkunft, Bildungsgang und so weiter auslassen. Die Art und Weise des wunderlichen Alten zu fragen, hatte in ihrer Derbheit nichts von zudringlicher Neugier an sich; es schien, als betrachte er es als sein Recht und seine Pflicht, sich nach der Weise der homerischen Gastfreunde möglichst genau über die Verhältnisse eines Menschen zu unterrichten, bevor er ihn seiner näheren Bekanntschaft würdigte. Vollborth war ein recht empfindlicher junger Mann, aber durch die naive Geradheit des alten Sonderlings konnte er sich doch nicht verletzt fühlen, sondern antwortete folgsam wie ein Schüler im Examen: er heiße Manuel Vollborth, sei als Sohn eines hamburgischen Kaufmannes in Valparaiso geboren, habe früh seine Eltern verloren; sei dann bei Verwandten in Deutschland schlecht und recht erzogen, dummer Streiche wegen mehrmals von der Schule gejagt worden, habe früh sein Talent zur Malerei entdeckt, aber darum harte Kämpfe mit seinen Verwandten gehabt, und endlich, nachdem er es auf dem Gymnasium wenigstens zum Einjährigenzeugnis gebracht, sich gänzlich von ihnen losgesagt, um in München die Akademie zu beziehen. An seinem einundzwanzigsten Geburtstag habe er zwei Dutzend Hundertmarkscheine als angeblichen Rest des väterlichen Vermögens ausgezahlt erhalten und sei damit nach Italien aufgebrochen, um seine Seele in Schönheit zu berauschen. Binnen zwei Jahren sei sein Geld auf die Neige gegangen und er nach Berlin gekommen, um hier seine mehr oder weniger unbekleideten Fabelwesen bei den Bankiers unterzubringen. Die Bankiers wollten aber vorläufig noch nichts von ihm wissen und er sei daher gegenwärtig darauf angewiesen, seine alte Leinwand als Hungertuch zu benutzen. Ein paar dürftige Aufträge für Kopien von Museumsbildern und das Bildnis einer verstorbenen Schlächtermeistersgattin nach Photogramm hätten ihn in den letzten Monaten notdürftig über Wasser gehalten. Seine vorrätigen Gemälde habe er für ein Butterbrot, ein unbelegtes, an einen Kunsthändler verkauft. Neue

Bilder könne er nicht malen, da ihm die Mittel fehlten, Modelle zu bezahlen.

Der Alte kratzte sich in den Bartstoppeln und brummte: „Nette Jeschichte! Sie sind also so 'n richtiger Taugenichts von einem Idealisten! Für Ihre nackten Jötter und Nymphen is det hier nich det richtige Klima! Jeh'n Se in sich, junger Mensch, werden Se Bekleidungskünstler, malen Se Sammet und Seide, so natürlich, daß man's ihnen ansieht, wieviel der Meter jekost't hat. Was für 'n Schafsjesicht oben rauskukt, dadruf kommt es weiter nich an."

Vollborth zuckte unwillig die Achseln und rief: „Was soll mir der gute Rat? Ich finde ja nicht 'mal so ein Schaf, das so viel auf sein Fell verwenden kann!"

„Na, wer weeß," meinte Flörke, „Vater Döhmke hat vornehme Bekanntschaften in unsern Herrgott seinen Tierjarten!"

„Ja, ich möchte jerne was für Sie thun," versetzte der Alte, „aber die Leute wollen doch erst mal wat sehen von Ihnen! — Haben Sie denn jarnischt Bekleidetes vorzuweisen?"

„Außer ein paar Studien nach italienischen Mönchen, Fischern und Bauernweibern nichts," erwiderte Vollborth mißmutig lächelnd.

Und der Alte sann ein Weilchen nach und sagte endlich ernsthaft, als ob ihm eine Erleuchtung geworden wäre: „Wissen Se, ich wer' Ihnen wat sagen: Sie müßten sich an ein nobles Konfektionsjeschäft wenden und um die Erlaubnis bitten, ein besonders schönes Staatskleid abmalen zu dürfen und denn zum Schluß den Kopp von ener hübschen Probiermamsell oben druff setzen. Für die Sorte, die's dazu hat, sich malen zu lassen, is die elejante Toilette meistens doch die Hauptsache. Und denn, wer weeß? Am Ende stellen det die Jeschäftsleite denn in ihrem Schaufenster aus — und für so 'ne neie jroßartige Idee werden se schon en paar Kröten springen lassen."

„Pfui Teufel! Die Idee ist göttlich!" rief Vollborth grimmig lachend. Sein Kunstgenosse aber lobte allen Ernstes den vorzüglichen Gedanken und redete dem armen Schlucker eifrig zu, ihn ohne Verzug zur Ausführung zu bringen.

„Es ist doch jammerschade, daß Sie sich nich verheirat't haben, Vater Döhmke," sagte Flörke; „was für 'ne schöne jroße Tochter könnten Sie jetzt schon haben. Da hätten Se doch nu 'ne Bestellung für son'n würdigen jungen Künstler! Ueberhaupt, warum haben Sie eijentlich nich jeheirat't?"

„Warum ick nich jeheirat't hab'?" gab der Alte mit einer

komischen Grimasse zurück. „Möchten Sie meine Olle jetzt sehen?"

Die beiden jungen Leute lachten laut auf und Vater Döhmke stimmte mit einem zufriedenen Grunzen ein: „Na also — ick ooch nich!"

Mittlerweile war das Wasser heiß geworden, der Toddy wurde zurecht gemischt. Der Alte reichte Cigarren, echte Importierte, und dann setzten sich die drei gemütlich um den Tisch, der Alte auf das federmatte, geblümte Sofa, die jungen Leute auf die Stühle. Er holte aus dem Tischkasten eine Landkarte von Mittelamerika hervor, wies auf die Eisenbahnlinie von Mexiko nach Veracruz und sagte: „Des bin ich."

„Sie haben diese Bahn gebaut?" fragte Vollborth erstaunt.

„Ja wohl, und noch manche andere; z. B. in Frankreich und in Aegypten."

„Da müßten Sie doch aber ein steinreicher Mann dabei geworden sein?"

„O ja, ich hatte mir recht hübsch was uf de hohe Kante jelegt; aber wie denn so manchmal so wat von so wat kommt — 's is eijentlich 'ne zu dumme Jeschichte. Herr Flörke, der kann Ihnen was davon erzählen."

Und gern berichtete Flörke, nur hin und wider von Vater Döhmke durch eine satirische Randbemerkung unterbrochen, seinem jüngeren Genossen, daß der wunderliche Alte, seines Zeichens Ingenieur, im Jahre 1848 dem Vaterlande, dessen Boden ihm zu heiß unter den Füßen geworden, den Rücken gekehrt und sein Glück in anderen europäischen und überseeischen Staaten gesucht habe. Er sei so ziemlich überall dabei gewesen, wo in der Welt etwas los war, und habe als Baumeister wie als Geldauftreiber bei verschiedenen Bahnunternehmungen eine erste Rolle gespielt, sei bei Kaisern, Königen, Großvezieren und Staatsministern aus- und eingegangen, beherrsche vier oder fünf Sprachen, außer der berlinischen, und sei als reicher Mann einige Jahre nach dem großen Kriege in das geeinigte kaiserliche Deutschland zurückgekehrt, um hier die Früchte seiner Arbeit in Ruhe zu genießen und als angesehener, verdienter Bürger des neuen Deutschen Reiches sein Dasein zu beschließen. Um dieses Verdienst sich zu erwerben, habe er den größten Teil seines Vermögens in einem großen Grundstück in der Nähe Berlins angelegt und dies dann dem Staate geschenkt, als Bauplatz für eine damals gerade geplante militärische Anstalt.

„In Amerika ist des nämlich nischt Unjewöhnliches," ergriff Vater Döhmke nun selbst das Wort; „ich glaube, man

kann sagen, die meisten Hochschulen, Museen, Spitäler und so weiter sind dort von reichen Privatleuten jestiftet. Man find't det janz in der Ordnung, daß en Mann, der 'n unanständig jroßes Vermöjen aus seinem Vaterlande rausjeholt hat, nachher auch für dies Vaterland was Ordentliches thut und nich allens im Kasten verschließt, damit seine Herren Söhne und Schwiejersöhne es nach seinem Tode zum Fenster rausschmeißen. Hier in Deutschland sahen se mich freilich für 'n Narren an deswegen. Nu ja — se haben ja auch recht jehabt: wat jing unsern Staat mein Jeld an? Ich hatte ja mein Schäfken im Ausland jeschoren!"

„Wie? Sie haben doch nicht etwa durch die Schenkung Ihr Vermögen eingebüßt?" rief Vollborth erstaunt.

„Des nu wol jerade nich," versetzte der Alte, „zum Leben hab' ich ja immer noch jenuch, und auf Jummiräder braucht ja am Ende nich jeder olle Esel zu fahren! Und übrijens: wat jeder Schlächtermeester sich leisten kann, wenn't Jeschäft jut jejangen hat, det jenügte meinem Ehrjeiz noch lange nich! — Mit die militärische Anstalt war't nämlich nachher Essig — und mit 'n Mal war auch des Jrundstück so riesig im Werte jesunken, daß ich Jott dankte, wie ick die Kitsche for 'n Pappenstiel wieder los wurde. Na — denn kamen se nu und versetzten mir janz stillschweigens, ohne nähere Anjabe meiner Verdienste, eenen roten Vogel in't Knopploch. Ich, nich faul, denke: wie du mir, so ick dir oder haust du meinen Juden, hau ick deinen Juden und lasse meinen Jeschäftsträger so janz im jeheimen ausbaldowern, wo wohl det nächste Reichsdollhaus hinjebaut werden soll! Na, det kriegte der auch richtig zu wissen, und haste nich jesehen, hab' ich des Jrundstück jekooft und dem verehrten Fiskus jeschonken. Der Spaß war zwar 'n bisken deuer, denn et mußte dort erst entwässert werden; aber davor stellt' ich auch die Bedingung, daß ich und meine Erben immer 'ne Freistelle in des neue Dollhaus beanspruchen dürften. Ob se nu da oben jedacht haben, ich will ihnen uzen? Na, kurz und jut: seitdem is et von des Dollhaus auch wieder stille jeworden — wo't doch so 'n brennendes Bedürfnis wär'!" Er kratzte sich den Kopf und lachte ironisch vor sich hin.

Vollborth wollte eben noch mit weiteren Fragen in den wunderlichen Alten dringen, als die Thür leise aufging und die hagere Gestalt der Tante Albertine auf der Schwelle sichtbar werden ließ. Das alte Fräulein machte einen Knicks wie ein Schulmädchen und blickte dann mit seltsam verstörten Augen

den Bruder an. Sie hielt die Klinke immer noch in der Hand, bereit, sich auf seinen Wink lautlos wieder zu entfernen.

„Na, willst de hier 'n bisken bei uns unterkriechen, Tineken?" rief der Bruder und winkte ihr ermunternd, näher zu treten. „Wenn dir der Tabaksqualm nich unanjenehm is — die jungen Herren erlauben doch wohl?"

„I wo werden wir denn nich?" rief Flörke für beide, ließ sich aber im übrigen in seiner nachlässigen Haltung nicht stören, da er wußte, daß das alte Fräulein an Höflichkeit nicht gewöhnt war. Vollborth dagegen beeilte sich, ihr einen Stuhl heranzuholen, welche Mühwaltung sie jedoch dankend ablehnte, indem sie rasch in dem Sorgenstuhl am Fenster Platz nahm. Es war mittlerweile schon recht dunkel geworden und nur die Rauchwolken, die vor dem Fenster vorbeizogen, leuchteten noch in graulichem Dämmerlicht.

„Wir könnten eijentlich de Lampe anstecken," schlug Vater Döhmke vor, und das Wort war kaum gesprochen, als auch schon Tante Albertine von ihrem Sitze wieder emporschnellte, um mit jenem Diensteifer, der ihr angeboren war, das Verlangte zu besorgen. Selbstverständlich war es eine alte Stobwassersche Schiebelampe, welche sie nun brennend aus dem Nebenzimmer hereinbrachte. Und als sie sie mit einem fast verlegenen Lächeln auf den Tisch stellte und mit der Schürze sorgfältig den Oeltropfen abwischte, der wie unvermeidlich an der Kapsel des Brenners hing, gewahrte der Bruder erst ihr verstörtes Aussehen und rief lachend: „Nu sag' mal bloß, was is'n dir passiert? Du machst ja 'n Jesicht, als hätt'st de 'n Jeist jesehen!"

„Hab' ich auch, Viktor, hab' ich auch!" flüsterte sie, indem sie die Augen zur Decke aufschlug. „Denke dir man bloß, wie ich um das Haus herumgehe, seh' ich draußen am Jitter einen jungen Menschen stehen und nach unsern Fenstern starren. Ach Jott, mir ist der Schrecken in alle Glieder jefahren!"

„Wieso denn?" lächelte Döhmke. „Hatte denn der junge Mensch so was Jeisterhaftes an sich?"

„Ach nein, er sah janz frisch und jesund aus, auch janz anständig anjezogen — und wenn ich nicht wüßte, daß er jetzt drüben in Kalifornien ist, dann hätt' ich jeglaubt, es wäre leibhaftig unser Henri!"

„I was Dausend! Sollte der dolle Junge am Ende wieder in Berlin sein? Hast de 'n denn nich anjesprochen?"

„Ach nein, ich war doch so erschrocken! Und wie er mich sah, da ging er gleich weiter und that jar nich so, als ob. Es

ist doch am Ende man 'n Strolch jewesen, der sich nach Jelegenheit umsehen wollte. Na, wenn sie nächstens bei uns einbrechen, denn will ich mich jar nich wundern!"

Die Maler hatten schweigend dem Gespräch der Geschwister zugehört. Jetzt konnte sich Flörke nicht enthalten, seiner Spottlust lachend Luft zu machen, wogegen übrigens auch Vater Döhmke keinen Einspruch erhob; er grunzte vielmehr behaglich mit.

Aber da — horch! was war das? Pünktlich wie in einer Gespenstergeschichte, wo der beleidigte Geist sich in dem Augenblicke bemerkbar macht, wo man seiner zu spotten wagt, so erscholl jetzt auf der engen Stiege, die in Vater Döhmkes Turm hinaufführte, ein lautes Gepolter. Die ganze kleine Gesellschaft, die noch eben so laut gelacht hatte, verstummte unwillkürlich — und da ward draußen ein dumpfes, schauerliches Stöhnen vernehmbar.

Flörke erhob sich zuerst und ergriff mit dem Ausruf: „Nanu, det wird doch keen Beenbruch sind!" die Lampe und eilte nach der Thür. Der Alte folgte ihm rasch und auch Vollborth wollte ihnen eben nach, als Tante Albertine ihn beim Arm ergriff und mit bebender Stimme anflehte, sie nicht im Finstern allein zu lassen. Die gute Dame war wie betäubt vor Angst und vermochte in ihrer Aufregung gar nicht einmal zu verstehen, was da draußen mit lauter Stimme gesprochen wurde.

Eine Minute später traten die beiden wieder herein. Vater Döhmke leuchtete voran und der Landschafter schleppte, ihn kräftig unter dem Arm stützend, einen jungen Mann herein, dessen hübsches, kluges Gesicht vor Schreck und Schmerz fast noch bleicher geworden war als das der Tante Albertine. Sie begleiteten ihn zu dem alten Lehnstuhl und ließen ihn sanft hineingleiten.

„Danke, danke, meine Herren!" rief der junge Mann mit einem liebenswürdigen Lächeln. Und dann fuhr er mit einem leisen Schmerzenslaut mit den Handflächen über seine Kniee, beugte sich dabei nach vorn und sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle — mein Name ist Reinecke!"

„Flörke," „Vollborth," erwiderten prompt die beiden Maler, indem sie sich nacheinander kurz verbeugten.

„Ach, Herr Henri — ich habe mich so erschrocken!" rief Tante Albertine matt, setzte sich auf den nächsten Stuhl nieder und warf einen immer noch zweifelnden, zärtlich verschämten Blick nach dem leidenden jungen Manne hinüber. Vater

Döhmke aber trat vor ihn hin, strich sich dreimal mit der knochigen Hand über den dünnen Scheitel und brummte dann grimmig vergnügt: „Potz Heidekuckkuck! Du Schuft, wo kommst du denn her?“

„St!“ machte Reinecke und legte den Finger auf die Lippen. „Ich bin eigentlich in San Francisco — ich spuke hier bloß!“

Tante Albertine war in ihrem Leben noch nie in Ohnmacht gefallen. Jetzt war sie nahe daran; aber sie erinnerte sich ihrer guten Erziehung und ließ es bei einem unbedeutenden kleinen Schrei bewenden.

Ihr Bruder dagegen fand den Spuk offenbar sehr spaßig, denn er ließ mehrmals jenes gedehnte Hah! ertönen, welches der ihm eigentümliche Ausdruck besonders guter Laune war, und sagte dann: „Na, des muß ich sagen, kräftig jenuch hast de jespukt, he he! — sogar die Hosen dabei zerrissen!“ Er deutete auf einen langen Riß über dem rechten Knie des Poltergeistes.

Reinecke bedeckte wieder den Schaden mit der Hand und versetzte: „Ja, sehen Sie, Vater Döhmke, da ich doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen durfte, daß Sie mich die Treppe runterwerfen würden, so entschloß ich mich, auch gleich hinauf zu fallen. Sie wissen ja aus dem ‚Faust‘:

’s ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wie sie hinein, so müssen sie hinaus.“

„Schlecht citiert, — aber der Witz ist jut!“ grunzte der Alte vergnüglich. „Scheinst dir übrigens eklich weh jethan zu haben, du Schuft! In diesem Zustande dürftest du kaum — transportfähig sein.“ Er machte dazu die Geste des Hinauswerfens.

„Mindestens müßte mir Tante Albertine erst diese klaffende Wunde verbinden,“ lachte Reinecke, auf das zerrissene Beinkleid deutend.

Die beiden Künstler konnten ihrer Heiterkeit nicht länger Zügel anlegen: einer nach dem andern platzten sie mit lautem Lachen heraus und dies Lachen wirkte ansteckend, so daß auch Vater Döhmke, ja der leidende Gegenstand der Heiterkeit selbst, mit einstimmen mußten. Sogar das immer ernst-bescheidene Antlitz des alten Fräuleins erhellte schließlich ein verlegenes Lächeln. Während die Männer Reinecke zu einem Glase Toddy einluden und frisches Wasser auf den Berzeliusbrenner setzten, ging das Fräulein hinaus, um ihr Nähzeug zu holen.

Vater Döhmke wollte nun in seiner gewohnten Weise ein Examen mit Reinecke anstellen, erhielt aber keine anderen Antworten, als Ja, Nein, Achselzucken, bedeutsame Blicke, St! und Hm!

Da mußten denn die Maler wohl merken, daß sie hier störten, und sie leiteten darum den Abschied ein. Flörke zog den Alten noch einmal auf die Seite, um ihn daran zu erinnern, daß er doch für Vollborth etwas thun möge. Tante Albertine war inzwischen wieder eingetreten und hatte sich daran gemacht, vor Reinecke knieend, den Schaden an seinem Beinkleid auszubessern. Reinecke lehnte sich während dieser Operation stumm in den Sessel zurück und schloß eine Minute lang die Augen, denn ihm war nicht nur von den Schmerzen in den Knieen, sondern auch von der Erschütterung des Falles noch etlichermaßen elend zu Mute. Hinter seinem Rücken ging das Gespräch des Alten mit den beiden Malern leise weiter und lief schließlich wieder auf den großen Gedanken hinaus, daß Vollborth für Konfektionsgeschäfte Kleider porträtieren solle.

Tante Albertine hatte nicht sobald das Wort Konfektionsgeschäfte aufgefangen, als sie auch schon, aus ihrer gebückten Haltung sich steif aufrichtend, einige der bedeutendsten Firmen dieses Geschäftszweiges samt Adresse aufzuzählen begann.

„Danke, Albertine, du mußt es ja wissen," lachte ihr Bruder, und dann zu Vollborth gewandt, fügte er erklärend hinzu: „Meine Schwester ist nämlich ein Berliner Adressen-Automat. Wenn bloß davon die Rede is, daß einer was kaufen möchte, und nur noch nicht weiß, wo's am besten und billigsten ist, denn setzt sich bei meiner Schwester schon janz von alleine de Walze in Bewejung und denn kommt es so sicher wie aus de Spieldose: Krausenstraße 45, wer wo anders kooft, der irrt sich!" Er sang es mit heiserer Stimme nach der Melodie: Schmeißt ihn 'raus, den Juden Itzig!

Das alte Fräulein fühlte sich durch diese Schilderung des Bruders durchaus nicht etwa gekränkt, sondern lächelte vielmehr ganz stolz über das Lob, das ihrem seltenen Verdienste widerfuhr.

„O Tante Albertine," rief Reinecke, indem er feierlich den Arm über ihr Haupt ausstreckte, „in der ganzen alten und neuen Welt gibt es Euresgleichen nicht. Könnt Ihr mir nicht auch die Adresse eines Mannes verraten, den der Ehrgeiz plagt, der Wohlthäter eines großen Künstlers zu werden?"

„Ach, Herr Reinecke, das haben Sie doch nicht nötig," versetzte sie erstaunt.

Aber er legte wieder den Finger auf die Lippen und streifte mit einem warnenden Blicke die beiden ihm fremden Männer.

Diese fanden nun endlich auch das letzte Wort und ließen sich von Vater Döhmke die Treppe hinunterleuchten.

Als der Alte zurückkam, steckte er sich eine neue Pfeife in Brand, stellte sich vor Reinecke in drohender Haltung hin und sagte: „Nun möcht' ich aber wirklich wissen, wo du herkommst, du Windhund, und was du hier zu suchen hast?"

Tante Albertine war mittlerweile mit ihrer Arbeit fertig geworden und richtete sich in ihrer ganzen Länge vom Boden auf.

„Soll ich vielleicht lieber hinausgehen?" fragte sie vorsichtig.

„Nein, das ist nicht nötig," sagte Reinecke: „Sie werden mich schon nicht verraten, Tantchen! Meine Adresse sage ich Ihnen nicht, damit Sie nicht in Versuchung kommen."

„Ja, wohnen Sie denn nicht bei Ihrem Bruder?" erkundigte sich der Alte erstaunt.

„O nein, das ist ja eben der Witz," versetzte der junge Mann geheimnisvoll und strich sich dabei durch das üppige dunkle Lockenhaar. „Ich habe überhaupt keinen Bruder — ich heiße auch gar nicht Henri Renard, sondern Heinrich Reinecke — das kommt ja auch ganz auf dasselbe hinaus! Eine Namensfälschung kann darin doch niemand sehen, der wie ich gegen den Fremdwörterunfug ist. Also hören Sie, die Sache ist nämlich die: Sie wissen, daß mein cher frère in seiner großen Weisheit meine Leidenschaft für die Musik immer mit meinen sonstigen Dummheiten in einen Topf geworfen hat. Ein bißchen teuer bin ich ihm ja hier geworden und daß er mich damals hinüberspedierte, damit ich drüben was Besseres lernen sollte, als griechische unregelmäßige Verba und solchen Schnickschnack, das nehme ich ihm weiter nicht übel. Ich habe auch in den vier Jahren drüben recht fleißig gelernt. Ich bin alles mögliche gewesen; aber aus allen geschäftlichen Thätigkeiten schnell genug — entfernt worden. Und schließlich war ich für meinen Lebensunterhalt doch auf mein bißchen Klavierspiel angewiesen. Ich wurde Musiklehrer und verdiente mir ein ganz schönes Geld damit; aber diese niederträchtige Beschäftigung, das fortwährende Anhören und Ausüben des scheußlichsten, geistlosesten Geklimpers schlug mir auf die Nerven und machte mich wild und elend zugleich. Eine ungeheure Sehnsucht überfiel mich nach deutscher Musik, denn davon war in San Francisco nichts zu haben. Ich wollte ganz ernstlich ein Künstler

werden; aber ich hatte zu wenig gelernt, und drüben konnte ich nicht haben, was ich brauchte. Mein Bruder wollte nichts von meiner Heimkehr wissen — er glaubt nun einmal nicht an meinen Ernst! Aber er hatte mir ja im Grunde nichts zu befehlen. Sparsam war ich freilich nie gewesen — das Geld zur Ueberfahrt brachte ich aber doch bald zusammen. Da muß ich Unglücksmensch — es ist wirklich unglaublich, was der Zufall für tolle Dinge ausheckt! — denken Sie, da muß ich in der letzten Woche vor meiner Abreise meines Bruders durchgebrannte Frau kennen lernen! Ein schönes Weib war sie immer noch, trotzdem sie inzwischen manches durchgemacht hatte. Es ging ihr gerade schlecht — sie weinte mir etwas vor. Reuethränen in so schönen schwarzen Augen — und ich war der Bruder! Freilich vertraute sie mir auch allerlei Geschichten von Gisbert an, die nicht gerade schmeichelhaft für ihn waren. Na, kurz und gut: sie war die leidende Unschuld, die aus gerechter moralischer Entrüstung geflohen war; ich der edle Mann, der sich berufen fühlen mußte, Oel in die Wunden zu gießen, die sein Bruder geschlagen hatte. Das Oel war teuer — und als mein Schiff abgehen sollte, war ich bis auf den letzten Tropfen ausgequetscht. Aber jetzt wieder von vorne anfangen zu sparen? Nein, das ging nicht, wenigstens nicht so lange ich meiner trostbedürftigen Schwägerin erreichbar war. Ich war auch einmal Koch gewesen und hatte das Glück, in dieser Eigenschaft auf einem Bremer Dampfer unterzukommen. In Bremen saß ich natürlich bald tief in der Kreide; doch war mein guter Gisbert so liebenswürdig, auf meinen Hilferuf sofort in eigener Person herüberzukommen, mich auszulösen und mir dann eine namhafte Summe anzubieten für den Fall, daß ich wieder nach Amerika oder sonst einen entfernten Weltteil verduften wollte. Daß ich mit seiner Frau in so regem Gedankenaustausch mich befunden hatte, das schien ihm meine unbedeutende Person ganz besonders wert und meine Abwesenheit von Europa sehr erwünscht zu machen. Ich kannte mein Brüderchen noch nicht von dieser Seite und darum, — es ist einem armen Teufel am Ende nicht zu verübeln, wenn er eine günstige Gelegenheit beim Schopfe nimmt! Ich ließ mir also meine Einwilligung teuer bezahlen und dann mich lammfromm von ihm auf dem nächsten Amerikaner in Sicherheit bringen. Glücklicherweise lief aber der Dampfer Southampton an — und ich verschwand! Mit nächster Gelegenheit kehrte ich wieder ins Vaterland, ins teure zurück. Und da bin ich nun zunächst mal inkognito in Berlin. Was weiter aus mir wird, weiß ich noch

nicht; jedenfalls mache ich mit der Musik jetzt Ernst. Mein erster Gang galt Ihnen, Vater Döhmke; wenn ich da drüben an mein liebes Berlin dachte, so dachte ich auch immer zuerst an Sie und die vergnügten Stunden, die wir miteinander verlebt haben. Ich strich gegen Abend wie ein Verliebter um das Haus und schaute nach Ihrem Fenster hinauf, bis es dahinter hell wurde; ich wollte auch nicht gern jemand von Zwillichs treffen — darum schlich ich mich so wie ein Dieb ins Haus. Jetzt werdet Ihr mich freilich über Nacht dabehalten müssen, denn meine Kniee haben doch einen tüchtigen Puff abgekriegt; ich komme damit nicht bis zum Schlesischen Thor."

Er richtete sich auf und wagte einen Gehversuch, der aber schlecht genug ausfiel. Tante Albertine machte ihm auf dem alten Sofa ein leidliches Nachtlager zurecht und dann zog sie sich zurück mit vielen guten Wünschen und Entschuldigungen für die mangelhafte Bettung.

Vater Döhmke aber blieb heute länger als gewöhnlich wach und ließ sich von seinem jungen Gaste ein Langes und Breites über seine Abenteuer in San Francisco erzählen.

Drittes Kapitel.

Dem Freiherrn wird warm gemacht.

Beim Reichskanzler fand ein parlamentarisches Diner statt. Es waren etwa vierzig Einladungen ergangen, zumeist an Mitglieder der Rechten, doch fehlte auch der unübertreffliche Kahlkopf der kleinen Excellenz von Meppen nicht, noch einige hocharistokratische Mitglieder des Centrums, noch die bekanntesten Namen der nationalliberalen Partei. Der Fürst erfreute sich offenbar des besten Wohlseins.

Seine Laune war vortrefflich und seine Gesichtsfarbe so blühend, wie wenn er eben von einem Spaziergange in frischer Winterkälte heimgekehrt wäre.

Auch die Stirnen und Wangen der andern Staatspfeiler zeigten sich sanft gerötet, was kein Wunder war nach der Reihe auserlesener Weine, welche man durchgekostet hatte, und nach der Anstrengung, welche die Aufrechterhaltung des Gespräches während des Essens nun einmal im Gefolge hat. Die wenigen,

aber sehr gewählten Gänge des Speisezettels waren erledigt. Jetzt erhob sich die schwere, breitschulterige Reckengestalt des Reichskanzlers und gab mit den Worten: „Nun, meine Herren, darf ich Sie vielleicht auffordern, mein Pschorrbräu zu probieren?“ das Zeichen zum Aufbruch. Der Kanzler ergriff gemütlich den Arm des alten Herrn von Kleist-Retzow und schritt mit ihm plaudernd, gleichsam wie mit der ältesten der Ehrendamen, in die neben dem Speisesaal gelegene Zimmerreihe voran. Er reichte hier selbst Cigarren herum, bat aber um die Erlaubnis, für seine Person seiner langen Pfeife treu bleiben zu dürfen. Zugleich wurde auch Tyras, der Reichshund, hereingelassen. Das mächtige Tier musterte mit einem ernsten, hoheitsvollen Blick die Versammlung, vergönnte ihr einen leichten Gruß durch eine kurze Bewegung des gestutzten Schweifes und ließ sich dann, nachdem es die ihm zukommenden Zärtlichkeiten selbstbewußt in Empfang genommen, zu Füßen seines Herrn auf den Teppich nieder. Die Gesellschaft verteilte sich in den drei zusammenhängenden Zimmern und bildete größere und kleinere Gruppen, die rauchend und trinkend umherstanden oder saßen.

Unter den Eingeladenen befand sich zum erstenmale der pommerische Abgeordnete Freiherr von Drenk. Er hatte diese Auszeichnung wohl hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß sein Gut in der Nähe von Varzin lag und daß er entfernte verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie der Fürstin besaß — seinen hervorragenden parlamentarischen Eigenschaften galt sie wenigstens nicht, denn er war in den acht Wochen, während deren er nun schon regelmäßig die Reichstagssitzungen besucht hatte, noch nicht zu Worte gekommen und hatte nur ein einziges Mal dadurch die Aufmerksamkeit für einen Augenblick auf sich gelenkt, daß er sich bei einer Frage, in der die ganze konservative Partei geschlossen mit Ja stimmte, der Abstimmung enthielt. In dieser Gesellschaft mußte er aber entschieden auffallen, wenn nicht schon durch seinen ganz ungewöhnlich schlecht sitzenden Frack und die ganz auf die Seite gerutschte weiße Binde, so doch durch seinen merkwürdigen Kopf, welcher sowohl zu den vornehmen Grauköpfen der alten Kavaliere, wie zu den scharf geschnittenen, durchgeistigten Gesichtern und meist dünnhaarigen Häuptern der übrigen großen Staatslichter in einem auffallenden Gegensatze stand — dieser große breite Kopf auf dem kurzen Halse, mit dem dichten, wirr aufwärts strebenden blonden Haar, den sehr beweglichen und dabei doch treuherzigen blauen Augen, den sehr vollen, von einem

wenig gepflegten Bart bedeckten Wangen und den etwas zu stark aufgeworfenen und zu roten Lippen.

Der Freiherr von Drenk war in nicht geringer Aufregung zu diesem Feste gegangen; war es doch das erste Mal in seinem Leben, daß es ihm vergönnt war, dem von ihm vergötterten Staatsmanne so nahe gegenüber zu treten! Worüber wohl der eiserne Kanzler sich mit ihm unterhalten, ob er wohl seine Meinung über eine der gerade vorliegenden Tagesfragen einholen werde? Das war dem guten Freiherrn die Tage über viel im Kopfe herumgegangen und hatte ihm sogar schlaflose Nächte bereitet. Er hatte noch an diesem Vormittage die Parlamentsberichte der letzten Woche sorgsam durchgesehen, um sich über den Kern der verhandelten Fragen, sowie über seine Ansichten klar zu sein, hatte aber zu seinem Schrecken die Bemerkung machen müssen, daß er eigentlich gar nicht dazu gekommen war, sich über die Mehrzahl der Gegenstände wirklich eine eigene Meinung zu bilden, da die Redner der andern Parteien nur allzu häufig seine Gedanken arg irre geführt hatten; ja, er bemerkte sogar erst bei dieser Nachprüfung, daß er mehr als einmal seine Stimme gegen seine eigentliche Ueberzeugung abgegeben hatte, ohne es selbst zu wissen. Mit einer gewissen Wehmut nahm er dies Ergebnis seiner Selbstprüfung hin und machte sich mit einem Gefühl auf den Weg nach dem Palais in der Wilhelmstraße nicht unähnlich dem eines Examinanden, dessen Gewissen einige große Lücken drücken. Er tröstete sich damit, daß seine Redegewandtheit ihn schon einen Ausweg aus einer etwaigen Ueberzeugungsklemme werde finden lassen und daß es ihm schon gelingen werde, das Gespräch auf ein Gebiet zu spielen, auf dem er sich zu Hause fühlte; ja, je näher er dem Palais kam, desto fester wurde sein Entschluß, den Reichskanzler auf irgend eine Weise, sei es selbst gewaltsam, im Gespräche der Frage zuzutreiben, die ihm zunächst am Herzen lag: und das war die Freimaurerei!

Zunächst aber war er nur durch Herrn von Kleist-Retzow dem Gewaltigen kurz vorgestellt und dann nach einigen ebenso kurzen Fragen über seine Verwandtschaft und die Lage seines Gutes wieder entlassen worden. Bei Tische saß er zwischen einem klerikalen westfälischen Grafen und einem andern Herrn, dessen Gesicht ihm zwar bekannt vorkam, dessen Parteizugehörigkeit und Name ihm aber unbekannt waren. Er war auf dem linken Ohr fast taub und das erschwerte ihm die Teilnahme an dem lebhaften Tischgespräch ungemein. Er wandte sein scharfes rechtes Ohr mit vorgehaltener Hand bald rechts und

bald links, um möglichst wenig von der tiefen Weisheit, die hier geäußert wurde, zu verlieren, und da dieses eine Ohr meistens irgendwo anders in Anspruch genommen war, so überhörte er sehr häufig die Anknüpfungsversuche seiner Nachbarn. Uebrigens kam auch sein Magen dabei zu kurz, denn er fand vor lauter Aufmerksamkeit keine Zeit zum Essen, und so mußte er es denn mitansehen, daß die Diener seine kaum berührten Teller immer wieder fortnahmen. Dagegen nahm er von allen Weinen, die ihm angeboten wurden, und trank immer gleich hastig aus, so daß seine Aufregung desto größer wurde, je mehr die Mahlzeit sich dem Ende näherte. Mit dem westfälischen Grafen hatte er einen Meinungsaustausch über die protestantische Union Friedrich Wilhelms IV. anzubahnen versucht, damit aber natürlich bei dem Katholiken wenig Anteil erregt. Mit dem andern unbekannten Nachbarn band er gar erst an, als die Tafel aufgehoben wurde, indem er ihm mit einem übermütigen Augenzwinkern „Gesegnete Mahlzeit" wünschte und ihm dabei einen Händedruck nach maurerischer Art zu teil werden ließ. Der Herr erwiderte den Druck auf entsprechende Weise und fragte dabei lächelnd: „Von den vier Weltkugeln?"

Der Freiherr von Drenk machte ein äußerst vergnügtes Gesicht, schüttelte den mächtigen Kopf und sagte dabei: „Nicht wahr, Herr Kollege, ich verstehe den Zauber?"

Der andre blickte betroffen auf. „Ah, mein Herr — Sie sind gar nicht Maurer? Nun, das muß ich sagen: Ihr Scherz ist etwas . . ." Er vollendete den Satz nicht, sondern drehte ihm den Rücken zu und ging davon.

Der gute Freiherr sah ihm erstaunt nach und gesellte sich dann kopfschüttelnd der nächsten Gruppe zu. Da ihn niemand von den Herren näher kannte, so wurde er auch jetzt nicht ins Gespräch gezogen; wohl aber trafen ihn hier und da ziemlich verwunderte Seitenblicke, denn sein sonderbares Gebaren bei Tische war immerhin einigen der Herren aufgefallen. Das Gespräch drehte sich um die Kolonialpolitik, ein Gegenstand, der dem gelehrten Büchermann ziemlich gleichgültig war. Bei einer andern Gruppe traf er es nicht besser; auch hier war nur von Kamerun, Klein-Popo und Lüderitzland die Rede. So hospitierte er noch bei verschiedenen Gruppen, um irgendwo einen Gedankenstreit anzutreffen, in den er thätig eingreifen könnte — aber vergeblich: überall war von Dingen die Rede, mit denen er sich wenig oder gar nicht beschäftigt hatte. Ihm, der überall von tiefdurchdachten Theorieen ausging, erschienen

alle diese Erörterungen mehr oder minder oberflächlich. Halblaut murmelte er in seinen Bart, während er, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, über die Schwelle des Mittelzimmers schritt: „Alles Opportunisten, blasse Opportunisten!“

Eben kam ihm der Staatsminister von Puttkamer entgegen, um sich in das Nebenzimmer zu begeben. Seine Cigarre schmeckte ihm offenbar sehr gut. Er blies eine feine Rauchsäule aus dem linken Mundwinkel und strich sich dazu mit den schlanken Fingern langsam und bedeutend durch den rechten, lang herabwallenden weißen Backenbart. Der Freiherr trat ihm mit einer Verbeugung entgegen.

„Ich weiß nicht, ob Excellenz sich erinnern — ich hatte bereits den Vorzug ... Baron Drenk-Klein-Pölzin!“ Er verbeugte sich nochmals.

Der Minister hob einen Augenblick die Augen nachdenkend zur Decke auf und drehte dabei das Ende des Backenbartes zu einer Spitze aus. Dann, als ob ihm die Sache ganz klar sei, streckte er dem Herrn Abgeordneten für Klein-Pölzin und Umgegend rasch die Rechte entgegen und sagte zuvorkommend: „Ja, ja, ja gewiß, mein lieber Baron. Nun, wie geht es Ihnen? Sie sind ja noch neu im parlamentarischen Leben.“

„Allerdings,“ entgegnete Drenk, „aber das wird sich wohl geben, Excellenz. Ich wollte mir nur eine Frage erlauben: wie denken Excellenz über die vertrauten Brüder Salomos?“

„Wa — was?“ Der Minister fuhr sich leicht über die Stirn und zuckte die Achseln.

„Ich meine damit den liberalen Fortschritt, den ich wegen seiner vertrauten Beziehungen zum Judentum so nennen möchte,“ erklärte der Baron und vermochte ein triumphierendes Lächeln nicht ganz zu unterdrücken.

Seine Excellenz belachte zwar den gut gewählten Ausdruck, konnte aber doch nicht umhin, den Baron dabei etwas eigentümlich von der Seite anzublicken.

„Nicht wahr, die Bezeichnung gefällt Ihnen, Excellenz, ganz in maurerischem Stile — eh — eh!“

„Wie? Im maurischen Stile? Ich verstehe wohl nicht?“ versetzte Herr von Puttkamer verdutzt.

„Pardon: — maurerisch sagte ich. Meine eingehenden Studien haben mich nämlich zu der Ueberzeugung geführt, daß Freimaurerei und Judentum ganz dasselbe sind. Der bekannte Jude Crémieux, Großmeister vom schottischen Ritus, hervorragender Führer der französischen Demokratie und Präses der ‚Alliance israélite‘ vereinigt in seiner Person das Wesen der

freimaurerisch-jüdischen Revolution — wollen Euer Excellenz das gefälligst im Auge behalten!"

Die Augen des Ministers wurden immer größer. „Ja, ja, ganz recht — ich verstehe nur nicht ..."

Aber ohne sich irgendwie beirren zu lassen, fuhr der Baron fort: „Ich habe nämlich unter dem Titel ‚die vertrauten Brüder Salomos' so ein kleines Ding verfaßt, so eine Art aristophanische Komödie, worin ich so ungefähr die Quintessenz der gegenwärtigen politischen Periode gebe und gegen den blassen Opportunismus energisch Front mache."

Herr von Puttkamer paffte eine bedeutende Dampfwolke von sich und wickelte den rechten Bartwimpel etwas nervös um die Hand. „Zweifelsohne eine bedeutende, eine höchst interessante Idee!" versetzte er, indem er die Augen zu der nächsten Gruppe von Herren hinüberschweifen ließ. „Aber — ich besitze leider keinen Einfluß auf unsern Generalintendanten."

Der Baron wollte auf diese scherzhafte Abfertigung eben etwas erwidern, als Seine Excellenz sich mit einigen entschuldigenden Worten gegen ihn verbeugte und hastig auf einen alten Herrn der benachbarten Gruppe zuging, wie wenn er diesem etwas sehr Wichtiges mitzuteilen hätte.

„Auch ein Opportunist!" brummte Drenk unwillig und ging nach dem nächsten Rauchtischchen, um sich seine Havanna wieder anzustecken, welche ihm im Laufe einer halben Stunde bereits zum zehntenmale ausgegangen war. Dann vertiefte er sich in die Betrachtung der Oelgemälde an den Wänden. Er wußte nicht recht, was er sah, auch nicht, wie lange er schon so seinen Gedanken überlassen geblieben war, als plötzlich der eiserne Kanzler selbst neben ihm stand.

„Nun, mein lieber Drenk," begann der Lenker der Geschicke Europas, „Sie bilden wohl hier eine Fraktion für sich?"

Der Baron wandte sich rasch um und verbeugte sich tief. „Jetzt oder nie, der Moment ist gekommen," dachte er. Er legte sein volles Gesicht in ernste Falten und erwiderte: „Es scheint fast so, Durchlaucht — wenigstens habe ich für meine Centralidee heute noch kein rechtes Verständnis gefunden. Aber Euer Durchlaucht werden mir ohne Zweifel Recht geben, wenn ich behaupte, daß man wohl berechtigt sei, den liberalen Fortschritt wegen seines innigen Zusammenhanges mit dem internationalen Judentum echt maurerisch ‚die vertrauten Brüder Salomos' zu nennen."

Er holte tief Atem nach diesem anstrengenden langen Satze und sah den Reichskanzler fragend an. Der aber zog

die buschigen Brauen ein ganz klein wenig in die Höhe und warf einen scharfen Blick auf den Sprecher, welcher zu sagen schien: ach so, du willst mich ausholen! Das kennen wir! Er sagte aber nichts, sondern biß nur, bemüht, ein ironisches Lächeln zu verbergen, an dem Mundstück seiner langen Pfeife herum.

Doch der gute Freiherr fühlte sich durch dies Schweigen ermutigt, fortzufahren: „Wollen Euer Durchlaucht gütigst im Auge behalten, daß der bekannte Jude Crémieux, Großmeister vom schottischen Ritus, hervorragender Führer der französischen Demokratie und Präsident der ‚Alliance israélite‘ in seiner Person das Wesen der freimaurerisch-jüdischen Revolution vereinigt.“

„Der Mann ist ja tot!“ versetzte der Reichskanzler trocken und blies hocherhobenen Hauptes den Dampf von sich. „Uebrigens — Sie sind ja, wie ich höre, bloß ein paar Meilen von Varzin ansässig — sagen Sie mal, düngen Sie immer noch mit Guano, oder ziehen Sie die künstlichen Kaliphosphate vor?“

Der vortreffliche Abgeordnete für Klein-Pölzin und Umgegend fühlte sich aus allen seinen Himmeln gerissen. Seine vollen roten Lippen zuckten nervös; aber was sollte er thun? Es blieb ihm nichts andres übrig, als seufzend auf das landwirtschaftliche Gespräch des großen Ackerbürgers von Varzin einzugehen. Es währte sogar ziemlich lange, dieses Gespräch, so daß es fast den Neid einiger weit hervorragenderer Parlamentarier erregte, welche heute nur mit wenigen Worten abgespeist worden waren; und dabei war der Fürst so munter, so liebenswürdig! Hätte ihn nicht die schief sitzende Kravatte des Freiherrn schließlich nervös gemacht, so hätte er sich wohl gar noch länger mit ihm unterhalten. Mit einem kräftigen Händedruck entfernte er sich ins Nebenzimmer.

Dort nahm er Herrn von Kleist-Retzow beiseite und fragte:

„Sagen Sie mal, was ist denn das für ein sonderbarer Schwärmer, der dicke Baron da? Denken Sie bloß: er wollte mich durchaus auf die Freimaurer und auf die Juden hetzen!“

„Das sieht ihm ähnlich,“ lachte der würdige alte Herr, „der gute Drenk hat nämlich sehr viel studiert und sich sehr wenig in der Welt umgethan. Er ist ein vortrefflicher Mensch mit einer edlen, begeisterungsfähigen Seele, aber wie so mancher einsiedlerische Stubengelehrte geradezu verbissen in seiner Einseitigkeit. So glaubt er jetzt dahinter gekommen zu sein, daß die Freimaurerei die Wurzel alles Uebels sei. Ich glaube, er

hat sich nur in den Reichstag wählen lassen, weil er hofft, so wirksamer gegen die Loge agitieren zu können."

„Nun, dann sitzt ihm ja der Frack wie angegossen," scherzte der Fürst.

Tief aufseufzend, aber mit glänzenden Augen hatte der Freiherr von Drenk dem Kanzler nachgeschaut. Und dann nach einer ganzen Weile war er sich durch das buschige Haar gefahren und hatte vor sich hingemurmelt: „Das ist der größte aller — Opportunisten! Aber kein blasser!" Und dann hatte er einen Diener herangewinkt und sich eine Flasche Selterwasser bringen lassen. —

Die Uhr zeigte bereits neun, als der Freiherr sich in eine Droschke warf, um nach dem Opernhause zu fahren, wo er sich mit seiner Tochter treffen wollte. Er hatte zwei Plätze im ersten Rang genommen, ganz im Hintergrunde einer kleinen Loge. Als er aber eintrat — er kam gerade noch zum dritten Akte des „Tristan" zurecht — fand er seinen Platz besetzt.

Lori errötete doch ein wenig, als sie — auf ihren Nachbar deutend — dem Vater zuflüsterte: „Herr Doktor Renard war so freundlich, mir Gesellschaft zu leisten."

Die beiden Herren wechselten einige Höflichkeiten, und dann drückte sich der schlanke Doktor an dem dicken Baron vorbei aus der engen Thür hinaus, um seinen eigenen Platz auf der andern Seite des Balkons wieder aufzusuchen. Die Drenks hatten Herrn Renard im Laufe der letzten Wochen ziemlich häufig in Gesellschaften, bei ersten Aufführungen, ja sogar in den Wandelgängen des Reichstags getroffen, so daß in einem solchen Besuch im Theater nichts Unziemliches gesehen werden konnte. Der alte Drenk war übrigens der letzte, sich derartige tantenhafte Bedenken zu machen. Er selbst hatte nicht den geringsten Sinn für solche Dinge und war es gewohnt, in allen Fragen der gesellschaftlichen Rücksicht den Weisungen seiner Tochter zu folgen.

Es war ihm ganz recht, daß Lori sich in kein Gespräch einlassen wollte, sondern mit ungeteilter Aufmerksamkeit und, da sie sehr kurzsichtig war, mit dem Opernglas vor den Augen dem ergreifenden Spiele Niemanns folgte. Er saß halb hinter einer Säule verborgen und mußte, um die Bühne zu überschauen, sich weit vornüber beugen. Das wurde ihm bald unbequem und er zog es daher vor, sich in seinen Sessel zurückzulehnen und mit halb geschlossenen Augen der Musik zu lauschen. Es dauerte aber nicht lange, so fielen ihm die Augen völlig zu. Der reichlich genossene Wein machte ihm den Kopf schwer

und das sehnsüchtige Seufzen, das unruhvolle Wogen des Orchesters verwirrten vollends seine Sinne und ließ ihn in einen angenehmen Halbschlaf versinken. Aber nicht „Tristan und Isolde" waren es, die seine traumhaften Vorstellungen beschäftigten, sondern vielmehr der Fürst Bismarck, welcher ganz wie ein Neptun auf weißen Wogenkämmen reitend über das bewegte Meer, das ihn so volltönig umrauschte, dahingetragen wurde — nur daß dieser Neptun statt des Dreizacks seine lange Studentenpfeife schwang. Er wachte erst durch den Lärm des Kampfgetümmels wieder auf und hörte dann ziemlich verstörten Angesichts, doch aufmerksam, Isoldens Schlußgesang an. Tief aufatmend erhob sich Lori als der Vorhang fiel. Sie war durchaus nicht, was man musikalisch nennt; aber diese Musik hatte ihr Innerstes so aufgerüttelt, ihr ganzes Denken und Empfinden so in ihren Zauberbann gezwungen, daß sie ihres Vaters Schwäche gar nicht bemerkt hatte. Sie drückte ihm, bevor sie die Loge verließen, die Hand und sagte bewegt: „Das war ein herrlicher Abend. Das ist eine Musik, bei der man sterben möchte."

Das letzte flüsterte sie so leise, daß ihr schwerhöriger Vater es gar nicht verstand. Er hatte nur den ersten Satz vernommen und erwiderte darauf: „Ja, es war wirklich sehr schön — aber er ist doch auch nur ein großer Opportunist. Denke dir, es war mir nicht möglich, ihn davon zu überzeugen, daß die Freimaurerei in Verbindung mit dem liberalen Judentum . . ."

„Von wem sprichst du denn, Papa?" unterbrach ihn Lori.

„Fragtest du mich nicht nach dem heutigen Abend?" versetzte er. „Denke dir, der Reichskanzler hat fast eine Viertelstunde mit mir über künstlichen Dünger gesprochen, obwohl ich mir die größte Mühe gegeben hatte, ihm die Augen zu öffnen über das lichtscheue Treiben der Freimaurer. Aber ich gebe das Rennen noch nicht auf — oh! er soll mich kennen lernen! Ich werde ihm ‚die vertrauten Brüder Salomos' widmen."

Die Freiin Leonore konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; doch das Gewühl auf dem Gange, die Beschäftigung mit ihrer Garderobe überhob sie einer Antwort.

Am Ausgang des Opernhauses erwartete sie Doktor Renard. Er schloß sich ihnen an, entschuldigte sich nochmals bei dem Baron, daß er sich die Freiheit genommen, während des zweiten Aktes seine Stelle neben der Baronesse einzunehmen und fragte dann: ob er das Vergnügen haben könne, die Herrschaften

übermorgen bei sich zu Tische zu sehen? Es sei nur ein kleiner Kreis von Freunden mit ihren Damen geladen.

Drenks sagten gerne zu und Renard wechselte dann noch einige Worte über die Vorstellung mit Lori. An der Ecke der Behren- und Markgrafenstraße angekommen, gaben Drenks die Absicht, zu Fuße zu gehen, auf, da sich ein eisiger Nordwind aufgemacht hatte, der ihnen den Schnee in Nacken und Ohren trieb. Sie gingen auf eine Droschke zu, als Renard sich erinnerte, daß Lori ihm mitgeteilt habe: ihr Vater sei heute zum Reichskanzler geladen gewesen, und eine Frage über den Verlauf des Festes an ihn richtete.

Da hatte der gute Baron mit einem Male die Empfindlichkeit gegen Wind und Wetter verloren und der bereits herangewinkten Droschke vergessen. Mit eifrigem Wortschwall teilte er dem jüngeren Manne seine betrübende Entdeckung von dem beklagenswerten Opportunismus des großen Staatenlenkers mit.

„Finden Sie es nicht auch unverantwortlich," schloß er, „wenn selbst solche scharfen Köpfe es so ängstlich vermeiden, den Dingen auf den Grund zu gehen? Es ist doch wirklich so klar wie das Einmaleins, daß die eigentliche Gefahr der Revolution nur in dieser Verbrüderung des liberalen Judentums . . ."

Lori drückte ihres Vaters Arm und unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß sie sich sicher erkälten würden, wenn sie hier noch länger ständen. Auch der Kutscher erlaubte sich eine aufmunternde kleine Ansprache.

„Ja, ja, mein Kind, du hast recht, steig' nur ein," rief der Alte ungeduldig. Und während Renard dem Fräulein in den Wagen half, ergriff er den Doktor leise am linken Aermel und sprach: „Wollen Sie nur gefälligst im Auge behalten, daß der Jude Crémieux, Großmeister vom schottischen Ritus, Präsident der ‚Alliance israélite', zugleich hervorragender Führer der französischen Demokratie, in seiner Person das Wesen der freimaurerisch-jüdischen Revolution vereinigt."

„Ja, allerdings — fabelhaft!" erwiderte Renard völlig ernsthaft. „Da haben Sie allerdings den Finger in die Wunde gelegt, Herr Baron. Also auf übermorgen, nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß, mit Vergnügen!" versetzte der Freiherr hastig, indem er sich endlich zum Einsteigen anschickte. Aber noch einmal zog er den Fuß von dem Tritt zurück und rief: „Ich habe da nämlich ein kleines Dings geschrieben, so eine Art aristophanische Komödie in Versen. Wenn es Sie interessiert, bringe ich es übermorgen mit und lese es den Herr-

schaften vor. Ich werde allerdings der Damen wegen einige drastische Stellen überspringen müssen, aber das Ding ist trotzdem sehr wirksam, nicht wahr, Lori?"

Renard hörte keine Antwort, er streckte seine Rechte nur in den Wagen hinein, drückte warm die Hand des Fräuleins, flüchtig die des Barons und versicherte diesem gleichzeitig, daß die Gesellschaft entzückt sein werde, sein Drama genießen zu dürfen. Dann grüßte man beiderseitig und der Wagen rasselte davon.

Während der Fahrt sprach der Alte immer noch eifrig auf die Tochter ein, die vorhin unterbrochene Auseinandersetzung fortführend. Lori hatte das alles schon hundertmal gehört, sie wußte auch, daß der Vater gar keine Antwort erwartete und ganz zufrieden war, wenn man ihm nur scheinbar aufmerksam zuhörte. Ihr selbst gingen andre Gedanken im Kopfe herum, die weder mit dem schottischen Ritus noch mit der „Alliance israélite" das Geringste zu thun hatten.

Zu Hause angekommen — Drenks hatten inzwischen eine kleine möblierte Wohnung in der Steglitzerstraße bezogen — beeilte sich Lori, die kalte Küche aufzutragen, welche ihr häusliches Abendbrot zu bilden pflegte. Sie hatte ihr Theaterkleid, schwarze Spitzen auf Atlas garniert, mit halblangen Aermeln und freiem Halse noch an und machte mit der ihr angeborenen ruhigen Grazie die Wirtin. Hätte ihr guter Papa überhaupt für die Welt des schönen Scheins ein Auge gehabt, so hätte er bemerken müssen, daß seine Tochter vielleicht noch nie so schön war, wie an diesem Abend. Leichten Trittes ging sie ab und zu, stellte die Spickgans, die Wurst und den Schinken, welches alles die Mamsell aus Klein-Pölzin geschickt hatte, auf den sauber gedeckten Tisch, holte das Bier aus der kalten Kammer und schnitt endlich gar die Scheiben von dem großen runden Landbrot. Die leichten Goldringe, die sie auf dem halb entblößten wundervollen Arm trug, klirrten gleichsam mit hellem Gekicher aneinander, als sie sich mit der Rechten das Mehl vom Busen stäubte, welches durch das Andrücken des Brotlaibes dort haften geblieben war.

Der Vater, der gleichfalls noch im Gesellschaftsanzug sinnend auf seinem Stuhl ihr gegenüber saß und leise auf der Tischplatte trommelte, blickte — durch jenes Geräusch aufmerksam gemacht — zu ihr hinüber. Sah er denn nicht, wie ihre zarten Wangen lieblich glühten, wie ihre blauen Augen mit den großen kurzsichtigen Pupillen in so seltsamem Glanze strahlten, ihre feuchtschimmernden Lippen sich öffneten, wie um

die bebende Antwort zu geben auf eine bebende Frage, die sie eben vernommen? Nein, er sah das alles nicht — er sah nur, daß sein gutes Kind freundlich für ihn bemüht war und er nickte ihr ebenso freundlich zu und hielt ihre Hand fest, als sie ihm Bier einschenkte, um leise ein paarmal darüber hinzustreichen. Dann steckte er sich die Serviette unter dem Kragen fest und begann zu schmausen.

Es wurden über Tisch nur einige lobende Bemerkungen ausgetauscht über die hervorragenden Eigenschaften der heimischen Schlächtereierzeugnisse und in Erwägung gezogen, wie man zu dem bevorstehenden Weihnachtsfeste die treffliche Mamsell und den ebenso trefflichen Inspektor erfreuen könnte.

Dann versuchte der Baron eine Schilderung der Tafelgenüsse, die heute der Kanzler seinen Gästen geboten, kam aber natürlich nicht damit zu stande, sondern geriet vielmehr wieder in allerlei politische Erörterungen im Anschluß an die Gesprächsbrocken, die er dort aufgeschnappt hatte. Während Lori den Tisch wieder abräumte, überfiel die Müdigkeit den Vater mit Macht. Er gähnte einmal über das andre und erhob sich endlich, um zur Ruhe zu gehen.

Lori stand, die Hände lässig über dem Schoße ineinander gelegt, vor ihm und blickte lächelnd zu ihm auf. Seine plumpe, breite Gestalt bildete einen wirklich komischen Gegensatz zu dem reizenden Ebenmaß ihres Wuchses. Der Frack saß ihm gar zu erbärmlich schlecht und die Krawatte war ihm jetzt gar bis auf den Nacken gerutscht. Er gähnte wieder, hielt sich dabei die große Hand mit den kurzen fleischigen Fingern vor und sagte dann, sie müde anblinzelnd: „Hat dich die Oper nicht auch furchtbar müde gemacht?"

„O nein, Papa," erwiderte sie mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit; „sie hat mich sogar aufgeweckt. Ich glaube, ich habe bis heute abend geschlafen!"

„Wie meinst du das?" fragte der Alte verwundert. Lori hatte nie ihrer Begeisterung für ein Kunstwerk einen solchen Ausdruck gegeben und besonders nicht mit so strahlenden Augen. Das fiel auch dem Vater trotz seiner Müdigkeit auf.

Er lachte kurz auf: „Auch schon wagnertoll? Nun, es muß wohl so in der Zeit liegen. Ich höre nun einmal die ‚Zauberflöte' lieber — obwohl das eine ganz nichtsnutzige Freimaurerposse ist! Du weißt doch, die drei Posaunenstöße bedeuten die Hammerschläge, die . . ."

„Ja, Papa, das hast du mir schon einmal erklärt."

„Der Wagner ist natürlich auch Maurer gewesen,“ fuhr der Baron eifrig fort. „Bei Lichte besehen ist nämlich auch der ganze ‚Ring der Nibelungen‘ auf solche Logeneinflüsse zurückzuführen. Siegfried — was ist Siegfried? Siegfried ist die Aufklärung, welche mit ihrem Schwerte den Speer des Gottes zerschlägt. Und dann der Gang durch die Waberlohe — da haben wir wieder die Feuerprobe aus der ‚Zauberflöte‘! Er erweckt die Brünhilde — was ist Brünhilde? Sie hat gegen Gottes Gebot in der Walküre die nackte Unsittlichkeit beschützt, aus Mitgefühl für die sogenannte natürliche, das heißt schrankenlose Leidenschaft — Brünhilde ist also die echt jüdisch-maurerische Humanitätsidee! Und wenn sie am Schlusse in die Flammen springt — da haben wir wieder die Flammen: Willst du das gefälligst im Auge behalten! — ‚Flammen für freie Geister‘, wie der Erzmaurer M. G. Conrad sagt — wenn sie da also in die Flammen springt und dabei ruft: ‚Selig in Lust und Leid läßt uns die Liebe nur sein‘, dann ist das natürlich nicht die christliche Liebe, sondern . . .“

Da legte Lori rasch ihre Hände auf des Vaters Schultern, sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an und unterbrach ihn mit den Worten: „Ach, armer Papa, ich bin auch eine Freimaurerin!“

Unsicher lächelnd starrte sie der Vater an und stammelte: „Was . . . was . . . willst du damit sagen?“

„Ich liebe ihn,“ sprach Lori einfach mit tiefem Herzenston. Und dann floßen ihre Augen von Thränen über und sie barg ihr blondes Haupt an des Vaters Schulter.

„Du liebst ihn? Wen denn? Ich begreife nicht.“

Sein Herz begann plötzlich so rasch zu schlagen, daß es ihm das Blut nach dem Kopfe trieb. Der entscheidende Augenblick war gekommen, an den er niemals hatte denken mögen, und auf den er doch als Witwer und Vater einer erwachsenen Tochter längst hätte vorbereitet sein müssen. Aber da lebten sie nun schon so lange in ihrer behaglichen Einsamkeit als gute Kameraden nebeneinander dahin, nicht wie Vater und Tochter, sondern eher nur wie zwei Geistesverwandte, ein Alter mit dem Jungen in stillbeglückender Arbeit sich zusammengethan haben und, die erworbenen Reichtümer untereinander teilend, sich gegenseitig zum Bedürfnis geworden sind. Sie war der jüngere Genosse, und daher war es selbstverständlich, daß sie ihm die Lasten der Haushaltung, des Verkehrs nach außen, abnahm; ebenso wie er, als der Erfahrenere, die Landwirtschaft übernahm. Daß dieser jüngere Genosse ein sehr schönes junges

Mädchen und seine Tochter war, das kam ja nur nebenbei in Betracht. Und nun auf einmal sollten diese starken Bande trauter Gewohnheit und geistiger Kameradschaft zerrissen werden, eben weil sie zufällig ein Mädchen war, weil sie — heiraten wollte, wie jedes andre ganz gewöhnliche junge Mädchen auch! So plötzlich war es über ihn gekommen, das gänzlich Unerwartete, daß es ihn aus aller Fassung brachte. Seine Lippen bebten und seine kleinen Augen irrten unruhiger als je über den Scheitel seiner Tochter hinweg und auf dem beschatteten Fußboden hin und her.

„Ach lieber Gott ... ist es denn möglich! Will dich jemand heiraten?“ stammelte er nochmals und drückte sie ängstlich an sich.

Da blickte sie zu ihm auf, küßte ihn und antwortete endlich: „Es ist der Doktor Renard! Er hat noch nichts gesagt — aber er wird um mich anhalten, ich weiß es! Ich liebe ihn — darf ich Ja sagen, wenn er mich fragt?“

Ganz verstört fuhr sich der Baron durch den dichten blonden Haarwuchs. „Ja, Kind,“ brachte er mühsam heraus — „wenn du ihn liebst, so wird es wohl so sein müssen. Was kann ich dabei thun? Ich meine nur — man erzählt sich doch so allerlei von ihm — du kennst ihn ja noch gar nicht näher — er ist ein geschiedener Mann mit zwei Kindern — auch schon über die Vierzig — er hat es ja selbst neulich gesagt.“

Er sprach immer schneller und hastiger, wie ein Mann, der da weiß, daß sein Leben von seiner Aussage abhängt, und in angstvoller Ueberstürzung seine Gedächtniskammern durchstöbert. Die Kniee begannen ihm zu zittern und er mußte sich auf den nächsten Stuhl setzen.

Lori kniete an seiner Seite nieder und ergriff seine herabhängende Rechte, während sie sprach: „Das weiß ich ja alles, Papa, aber für mich ist hier nichts zu bedenken. Ich bin vierundzwanzig Jahre alt geworden, ohne mich jemals zu verlieben, und ich habe immer das Gefühl gehabt, daß ich nie einen ganz jungen Mann würde lieben können. Es ist möglich, daß ich auch in Renard nicht verliebt bin wie andre junge Mädchen. Ich glaube, so etwas liegt überhaupt nicht in uns. Aber je öfter ich mit ihm sprach, und besonders als er heute im Zwischenakt zu mir kam und so ernst und schön mit mir über die Kunst sprach — aber du mußt nicht glauben, daß wir immer einer Meinung waren! O nein, wir haben uns fast die ganze Zeit gestritten, und ich sagte ihm auch, daß

mich seine Ansichten über so manches fast ängstigten, daß ich so vieles gar nicht verstehen könnte. Ach, da sprach er so gut und schön — mir war's, als könnte ich ihm bis ins innerste Herz hinein schauen — und da wußte ich, daß er mich liebt und daß ich Ja sagen muß, wenn er mich fragt. Es kann keine andre Liebe für mich geben, als solch eine Liebe von Geist zu Geist. Alles andre, die Pflichten, die Verschiedenheiten, die Mißverständnisse, das überwindet sich alles — danach kann man gar nicht fragen, wenn man weiß, daß man liebt!"

Der Baron hatte seinen dicken Kopf mit dem linken Arm auf den Tisch gestützt, während seine Tochter so eifrig ihre Sache verfocht. Er vermochte als Antwort nur einige unverständliche Worte hervorzubringen, so daß Lori mit ängstlichem Ausdruck im Gesicht sich erhob und, hinter seinen Stuhl tretend, einen Arm um seine Schultern legte.

„Wird es dir so schwer, mich fortzugeben?" sprach sie leise, tief bewegt, indem sie sich über seine Schulter beugte, um ihm ins Gesicht zu sehen.

Er wandte sich trübe lächelnd ab und sagte: „Es hilft mir ja doch nichts! Es kommt nur gar so überraschend über mich, weil ich nie daran gedacht habe. Aber das ist ja meine Schuld! Folge nur deinem Herzen, das wird dich schon recht weisen. — Für mich wird's freilich ein bißchen langweilig werden zu Hause! Nun, dafür habe ich dann um so mehr Muße zum Studieren — ich brauche nicht mehr mit dir spazieren zu gehen und auch nicht zuzuhören, wenn du abends Romane oder solch dummes Zeug vorliest."

Lori bedeckte ihre Augen mit der Hand und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, so daß der Atlas ihres Mieders leise knarrte.

Mit dem Bestreben, einen recht guten Humor zu zeigen, fuhr der Vater fort: „Na, übrigens, wer weiß, ob ich mich nicht dabei ganz gut stehe. Ich nehme mir eine Hausdame in gesetzten Jahren und möglichst stattlich anzusehen — weißt du, so eine, die mich durch die Zauberkünste einer delikaten Küche zu umgarnen sucht und die zärtlichste Sorgfalt für meine Wäsche an den Tag legt. Es ist ja doch das Schicksal einsamer Witwer, die ihre Töchter an den Mann gebracht haben, von ihren Wirtschafterinnen geheiratet zu werden."

„Aber, lieber Papa, ich denke doch, wir werden uns gar nicht zu trennen brauchen," rief Lori, „du verpachtest Pölzin und ziehst ganz nach Berlin."

„Willst du mich denn vor der Zeit zum Greise machen? Solange meine Knochen noch gesund sind, gebe ich das Gut noch nicht auf. So ein alter Tagedieb, der noch etwas leisten könnte und sich statt dessen darauf beschränkt, seine Mitmenschen durch sein Dasein zu langweilen — solche Kerls sind mir immer ein Greuel gewesen. Wir Drenks sind eine langlebige Gesellschaft! Denke bloß, wenn ich noch so fünfundzwanzig bis dreißig Jährchen hier herumlungern sollte!"

„Aber, Papa, wie kannst du so sprechen? Du hast ja doch deine Studien, und dann vor allen Dingen den Reichstag!"

„Ach Kind, ich glaube, der Reichstag wird mich nicht lange mehr haben! Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich von der ganzen Geschichte beklemmt und enttäuscht fühle. Nein, diese Thätigkeit würde mich ganz elend machen, wenn ich sie berufsmäßig treiben wollte. Und ich glaube, wenn ich meine Feldwirtschaft nicht mehr hätte, würden mir auch meine philosophischen Studien keine Freude mehr machen."

Jetzt brach Lori wirklich in lautes Schluchzen aus, das sie vergeblich zu unterdrücken suchte. Wie um Vergebung flehend, ergriff sie ihres Vaters Rechte und dann brachte sie abgerissen, mühsam die Worte heraus: „Du hast recht, Papa, es kann ja nicht sein! Verzeih' mir — ich will dich nie verlassen."

Er wandte sich rasch nach ihr um, indem er ihre schmale weiße Hand mit seinen beiden festhielt. Aus seinen feuchten, so beweglichen Augen strahlte helle Freude, während er lebhaft erwiderte: „Nein, nein, was sagst du da? So war es nicht gemeint, Kind. Ich müßte ja ein ganz herzloser alter Selbstsüchtling sein, wenn ich dir so das Recht deiner Jugend abschneiden wollte. Thu' du nur, was du mußt — ich werde mich schon so oder so damit abfinden! Wir wollen schlafen gehen, mein Liebling. Morgen werden wir beide ruhiger sein und vernünftiger überlegen können."

Er erhob sich rasch, küßte sie auf die Stirn, drückte ihr noch einmal heftig die beiden Hände, und dann floh er eiligst in sein Schlafzimmer, um so der Versuchung zu entgehen, die opferfreudige Wallung seiner Tochter zu gunsten seiner Selbstsucht auszubeuten.

Eine halbe Stunde später saß Lori noch immer, halb entkleidet, mit aufgelöstem Haar vor ihrem Spiegel. Aber sie sah nicht hinein, ihr träumender Blick war in ihr eignes Innere gekehrt, und in dem reinen Spiegel ihrer Seele betrachtete sie erstaunt ihr eignes Bild, das ihr gegen früher zum Erschrecken

verändert dünkte. Liebte sie denn nicht ihren Vater über alles? War es ihr denn nicht ernst mit dem Opfer, das sie ihm angeboten hatte? O doch, es war ihr so ernst damit, wie mit allem, was sie sprach und dachte, aber sie wußte, daß es mit ihrer Jugend vorbei sei, daß das Dasein ihr keine wahre Lust mehr bringen würde, wenn sie diese ihre erste Liebe aus dem Herzen reißen mußte.

Viertes Kapitel.

Eine Begegnung bei Lüders und ein Diner in der Drakestraße.

Das Geständnis seiner Tochter hatte den armen Freiherrn von Drenk doch gar sehr aus der Fassung gebracht. Es war ihm nicht möglich, an den folgenden Tagen den Verhandlungen im Reichstage mit Aufmerksamkeit zu folgen; ja, er hatte sogar die Werke über Freimaurerei, die er eben als große Seltenheiten von seinem Antiquar erworben hatte, noch keines Blickes gewürdigt. Vor Lori hatte er jetzt eine förmliche Angst, er wagte sie kaum anzusehen, vermied es nach Möglichkeit, mit ihr über Renard zu sprechen, und ging ihr sogar unter allerlei Vorwänden aus dem Wege, so viel er konnte. Anstatt aber, wie er ihr vorspiegelte, wichtige Besuche und Geschäftsgänge zu machen, schlenderte er vielmehr mit den Händen auf dem Rücken in den Straßen oder im Tiergarten umher und malte sich seufzend das einsame Leben aus, das ihm bevorstand, wenn Lori wirklich ihren Erwählten heiraten sollte. Trotzdem es ihm nicht möglich war, in solcher Stimmung der Tochter ein besonders freudiges Gesicht zu zeigen, dachte er doch nicht daran, ihr etwa Hindernisse in den Weg zu legen. Es verstand sich vielmehr für ihn ganz von selbst, daß er seine Einwilligung geben mußte, wenn seine Lori den Mann zu lieben erklärte.

Lori ihrerseits sah wohl, wie ihr Vater litt, und war in allem Ernste bereit, ihm ihre Liebe zum Opfer zu bringen. Und trotzdem war sie nicht eigentlich niedergeschlagen, nicht wirklich traurig, sondern ganz im Gegenteil von einer tief innerlichen Freudigkeit erfüllt, welche auf ihr ganzes Wesen wie ein berauschender Trank wirkte, alle ihre Seelenkräfte über

das gewöhnliche Maß hinaushob und dabei auch ihrer Schönheit einen Glanz verlieh, der jedem auffallen mußte, der sie in ihrer stillen, kühlen Bescheidenheit kannte. In dieser Stimmung brachte sie es sogar fertig, gegen eine alte Seitentante, ein Fräulein von gegen sechzig Jahren, die einzige in Berlin wohnende Verwandte — sie war eine Base ihrer Mutter — sehr freundlich zu sein, obwohl sie bei dem ersten Besuche, den sie mit ihrem Vater bei dieser Freiin von Pachmann gemacht hatte, einen wenig angenehmen Eindruck davongetragen hatte. Das alte Dämchen vernachlässigte nämlich ihr Aeußeres in einer Weise, welche Loris Sinn für Sauberkeit und Nettigkeit geradezu empörte und ihr ein deutliches Zeichen von Geiz und Menschenfeindlichkeit zu sein schien. Sie hatte aber auch bei jener ersten, armseligen Unterhaltung herausgefunden, daß das einsame Fräulein seinen höchsten Genuß darin fand, über Kleider und Moden zu sprechen, Stoffe zu befühlen und abzuschätzen und dergleichen mehr. Obwohl Lori sich stets sehr einfach trug, zeigte sie doch einen feinen Geschmack und gab namentlich viel auf die solide Beschaffenheit der Stoffe. Meistens ging sie in Schwarz, wohl wissend, daß dies zu ihrem lichtblonden Haar und den zarten Farben ihres Gesichtes am besten stand. Heute aber — es war der Tag, an welchem sie bei Renard speisen sollte — waren ihr ihre schwarzen Seiden- und Spitzenkleider auf einmal als zu dieser Gelegenheit gänzlich unpassend erschienen und darum hatte sie sich geschwind entschlossen, sich sogleich ein fertiges helles Kleid zu kaufen.

Sie holte die Tante Pachmann in einer Droschke ab und bereitete dem alten Dämchen durch diese Aufmerksamkeit eine ganz kindliche Freude. In höchst komischer Aufregung suchte es seine sieben Sachen zusammen und folgte dann glückstrahlend der schönen Nichte die Treppe hinunter. In dem steifen altmodischen Pelzmantel, dem Muff von ungeheurer Größe, den dicken, über einen Hut von längst verschollener Geschmacklosigkeit herumgewundenen Schleiern sah das Freifräulein wirklich wie eine Vogelscheuche aus, und Lori würde sich unter anderen Verhältnissen schwerlich überwunden haben, sich mit einer so lächerlichen kleinen Persönlichkeit unter Menschen zu zeigen. Doch heute fühlte sie ein brennendes Bedürfnis, über rechte Nichtigkeiten zu schwatzen, nur um dadurch ihre innere Erregung zu verbergen.

Sie fuhren bei dem Geschäft von Lüders in der Friedrichstraße vor und Lori half dem unbeholfenen Dämchen sorgsam aus dem Wagen. Indem sie die Stufen zur Eingangsthür

hinaufschritten, bemerkte Lori vor dem Schaufenster ein Paar, das sich fast ebenso seltsam ausnahm, wie sie selbst mit ihrer wunderlichen kleinen Begleiterin. Es war dies ein junger, nachlässig und abgeschabt gekleideter Mann mit bartlosem, bleichem Gesicht und tiefliegenden, dunklen Augen, welcher einer eifrig zu ihm redenden ungewöhnlich großen und knöchernen älteren Dame von sehr bescheidenem, altmodischem Aeußern zuhörte, wobei ein spöttisches Lächeln um seinen hübschen Mund zuckte. Als Lori zur Seite trat, um die Tante an sich vorbei zu lassen, gewahrte sie jenes Lächeln des jungen Mannes und auch wie es bei ihrem Anblick plötzlich aus seinen Zügen wich und dem Ausdruck staunender Bewunderung Platz machte. Lori war es, seit sie in Berlin lebte, schon oft vorgekommen, daß sie so angestarrt wurde und es hatte das jedesmal ihr keusches Gefühl verletzt; aber die naive Begeisterung in den dunklen Augen dieses unscheinbaren Menschen brachte sie nicht in Verlegenheit, ja es huschte sogar ein freundliches Lächeln über ihre verklärten Züge, freilich ohne daß sie es wußte.

Drinnen im Laden blickten die jungen Verkäuferinnen natürlich auch mit nicht geringer Verwunderung auf die so auffallend altertümliche Beraterin, die das schöne junge Mädchen sich mitgebracht hatte, allein sie wußten aus Erfahrung, daß gerade in sehr aristokratischen Kreisen solche wunderlichen, ärmlich aussehenden Erbtanten keine Seltenheit sind. Es erschien denn auch alsbald die Geschäftsführerin selbst, eine stattliche, zungengewandte Dame, und bat die Käuferin mit großer Höflichkeit, sich in das erste Stockwerk hinauf zu bemühen. Tante Alexia — diesen altmodischen Vornamen führte die Freiin von Pachmann — war selig, daß sie so viele schöne neue Kleider zu sehen bekam und sogar alles anfassen durfte.

Die Damen waren noch nicht lange oben und auch noch zu keinem Entschluß gekommen, als Loris neuester Bewunderer von der Straße mit seiner hageren Begleiterin gleichfalls hereintrat und, ohne einen Blick von ihr zu wenden, mitten im Zimmer stehen blieb, während die große dürre Dame sich lächelnd und befangen errötend an die Geschäftsführerin heranschlich und ihr dann mit einem drolligen kurzen Knicks „Guten Tag“ wünschte.

„Ach, Sie sind's, Fräulein Döhmke?“ versetzte die Geschäftsdame mit einem gnädigen Kopfnicken. „Das ist ja hübsch, daß Sie sich auch einmal nach uns umsehen. Aber Sie entschuldigen wohl einen Augenblick. . . .“

„Ja, bitte, bitte, bedienen Sie nur erst die Dame, wir

können ja warten. Ich muß doch mit Ihnen persönlich sprechen von wegen dem jungen Mann da.“ Und Tante Albertine deutete mit einem halb stolzen, halb verschämten Lächeln auf Manuel Vollborth; denn er war es, den sie endlich wirklich dazu bewogen hatte, den großartigen Gedanken ihres Bruders, die Kleiderporträtierung, zur Ausführung zu bringen.

Die Geschäftsführerin blickte mit einiger Verwunderung zu dem Schützling Tante Albertinens hinüber, und auch Lori konnte sich nicht enthalten, einen neugierigen Blick hinter sich zu werfen. Und wieder begegnete sie dabei dem brennenden Auge des Künstlers, und wieder konnte sie sich nicht beleidigt fühlen, sondern nur errötend lächeln.

Die Wahl unter den zahlreichen hellen Gesellschaftskleidern, die man ihr vorführte, wurde ihr recht schwer, und die kleine Tante Alexia verzögerte die Entscheidung noch ganz besonders dadurch, daß sie immer das letzte der vorgezeigten Kleider für das unstreitig schönste erklärte. Lori wurde durch die fortwährenden Ausbrüche des Entzückens seitens der Tante und durch das Bewußtsein, daß sie von dem fremden jungen Manne so unausgesetzt beobachtet wurde, befangen und in ihrem Geschmack endlich gar etwas irre gemacht, so daß sie fast schon zur Wahl eines Kostüms entschlossen war, welches mit seinem reichen und bunten Aufputz von Bandschleifen, seinen vielen Raffungen und willkürlichen Faltenlagen mit ihrer gewohnten Einfachheit wenig im Einklang gestanden hätte. Kaum aber hatte sie die Worte: „Könnte ich dies einmal anprobieren?“ herausgebracht, als Manuel Vollborth, ohne sich aus seiner Stellung zu bewegen, nur den schwarzen Schlapphut fester mit beiden Händen umgreifend, ihr zurief: „Dies nicht! Bitte, gnädiges Fräulein, dies nicht!“

Alle Anwesenden, es befanden sich auch noch andere Kundinnen und Verkäuferinnen in dem weiten Raume, richteten verwunderte Blicke auf den unbefugten Ratgeber. Es lag nicht in Loris Wesen, auf die Anrede eines unbekannten Herrn etwa scherzend oder gar spottend einzugehen. Sie sah sich nur erstaunt nach ihm um und dann, wie fragend, auf die Geschäftsführerin. Da machte Tante Albertine einen allgemein umfassenden Knicks gegen alle Anwesenden und sagte, auf ihren Schützling weisend: „Der Herr ist nämlich Künstler,“ wie wenn das eine Entschuldigung für jede, auch die absonderlichste Keckheit wäre.

Die Geschäftsführerin wandte sich mit einem bedauernden Achselzucken zu Lori zurück und wollte mit dem Kleide über

dem Arm ihr in das Anprobezimmer vorausgehen, als diese leise ihren Arm berührte und ihr zuflüsterte: „Ich glaube, der Herr hat recht. Ich möchte ihn beinah ... wollen Sie nicht vielleicht? ..."

Und ebenso leise gab die Dame zurück: „Ich kenne diesen — Künstler gar nicht. Ich weiß nicht, wie der Herr dazu kommt! ..."

Aber Vollborth schien zu ahnen, was die beiden gesprochen hatten, denn ohne erst eine Aufforderung abzuwarten, ging er auf einen der Modellständer zu und deutete mit den Worten: „Versuchen Sie doch dies!" auf ein sehr einfaches weißes Kaschmirkleid, über dessen Rock ein mattgrauer, spinnwebfeiner Spitzenstoff in unzähligen Längsfalten garniert war, während die Taille scheinbar nur aus zwei im spitzen Winkel übereinander gelegten Shawls von demselben Stoffe bestand.

Lori nickte, ohne ihn dabei anzusehen, dem Maler zu, zum Zeichen, daß sie mit seiner Wahl einverstanden sei, und dann schritt sie der Dame, welche diensteifrig jenes Kleid vom Gestell nahm, voran in das Ankleidezimmer. Sie hatte ganz vergessen, auch Tante Alexia um ihre Meinung zu fragen.

„Der junge Herr hat allerdings einen feinen Geschmack," sagte schmunzelnd die Geschäftsführerin, als sie die Thür hinter sich zugezogen hatte. „Es ist zufällig das teuerste Kostüm, welches wir in diesem Genre führen." Und sie nannte einen Preis, dessen Höhe der geizigen Freiin von Pachmann einen kleinen Schrei erpreßte und auch Lori erschreckte. Aber gleichviel, sie wollte heute so schön und so vornehm wie möglich vor „Ihm" erscheinen — jedenfalls zunächst einmal versuchen, ob der junge Künstler recht hatte.

Während sie mit Hilfe einiger junger Mädchen sich aus- und ankleidete, ging die Geschäftsführerin wieder hinaus, neugierig, Fräulein Döhmkes Anliegen zu erfahren. Meister Vollborth hatte keine Ahnung von dem Werte zarter Spitzenstoffe, und wußte daher auch nicht, daß er durch seinen Vorschlag ein so gutes Geschäft vermittelt. Doch hatte er es diesem Umstande wohl ebenso sehr wie Tante Albertinens Fürsprache zu danken, daß die Dame ohne weiteres versprach, die Erlaubnis des Chefs zur Herleihung eines Kostüms an den jungen Künstler zu erwirken. Nachdem die große Gönnerin noch leutselig einige Worte mit ihm gewechselt hatte, kehrte sie in das Ankleidezimmer zurück und berichtete ihrer schönen Kundin mit eifrigem Wortschwall, daß der so unscheinbare, vorlaute junge Mann ein höchst talentvoller Porträtmaler Namens

Manuel Vollborth und offenbar von ihrer Schönheit ganz hingerissen sei.

Lori konnte es nicht leiden, sich Schmeicheleien ins Gesicht sagen zu lassen. Sie machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern und ließ sich schweigend die Taille vollends zuhaken. Und wie sie in dem duftigen fußfreien Kleide dastand, das sich ihrem herrlichen Wuchs fast tadellos anschloß und den zarten Hals frei aus den leichten Spitzenshawls hervorwachsen ließ, da mußte sie freilich noch mehr Ausrufe des Entzückens von seiten der hilfreichen Fräuleins erdulden. Tante Alexia aber wußte ihrer Begeisterung nicht anders Luft zu machen, als indem sie nach dem Saume des Spitzenüberwurfs haschte und einen innigen Kuß darauf drückte.

Während die Nähterinnen damit beschäftigt waren, noch hie und da eine kleine Aenderung zu machen, öffnete die Geschäftsführerin wieder die Thür und ließ sie absichtlich, während sie mit einer der Verkäuferinnen etwas besprach, weit offen. Die Annahme, daß Herr Vollborth noch dastehen würde, um die Schöne zu erwarten, hatte sie nicht getäuscht. Und wie wußte er die wenigen Sekunden, während deren die offene Thür ihm den Anblick gewährte, auszunutzen! Mit aller Kraft seines Künstlerblickes sog er das holde Bild in sich ein und zeichnete in Gedanken die reizvollen Linien nach. Er erwartete, daß Lori ihre Adresse angeben würde, um sich das Kleid zuschicken zu lassen; doch sah er sich darin getäuscht, denn sie ließ sich das Packet gleich bis zur nächsten Droschke tragen und erlegte an der Kasse den Preis dafür, so daß die Geschäftsführerin keine Veranlassung hatte, sie nach ihrem Namen zu fragen. Nur mit einem leichten Kopfnicken hatte Lori ihm beim Vorbeigehen für seine Beihilfe zu ihrer glücklichen Wahl gedankt.

Vollborth war außer sich, als er hörte, daß die schöne Fremde ihren Namen nicht genannt hatte. Er lief ihr auf die Straße nach, Tante Albertine unbekümmert im Stich lassend; aber da war die Droschke schon abgefahren, welche der Hausdiener von der nächsten Ecke geholt hatte, und ehe der Kutscher der nächstfolgenden in der Reihe, dem er, in großen Sätzen über die Straße springend, den Auftrag erteilen wollte, jener ersten nachzufahren, sein behaglich sein zweites Frühstück genießendes Pferd in Trab gebracht hätte, wäre der Wagen mit den beiden Damen ja doch längst aus dem Gesicht entschwunden gewesen. — — —

Während Leonore von Drenk die letzte Hand an ihre

Toilette legte, stand Doktor Renard schon fertig angekleidet in seinem nicht großen, aber ungemein geschmackvollen Eßzimmer und prüfte aufmerksam die Herrichtung der Tafel. Es war alles in bester Ordnung, nur hie und da rückte er ein wenig an einem Leuchter, an einem Messerbänkchen, gab einem Salznäpfchen einen andern Platz, wie wenn die wahre Vollkommenheit erst durch diese gleichgültigen Veränderungen hergestellt würde. Der Lohndiener war bereits damit beschäftigt, sich die weißen baumwollenen Handschuhe überzuziehen, und nahm, als eine selbstverständliche Sache, mit leichtem Kopfnicken das Lob des Gastgebers entgegen. Es bedurfte in der That für den berühmten Herrn Karl Miluteit keiner besonderen Versicherung; er war vollkommen davon überzeugt, daß kein Lohndiener in ganz Berlin ihm in der Erfindung immer neuer und geschmackvollerer Dessins für den Aufbau der Servietten gleichkomme. Er trug seine rote Nase stolz wie einen Orden in dem glattrasierten Gesicht, welches er, sobald die Feierlichkeit begann, in ebenso charaktervolle würdige Falten zu legen verstand, wie ein gut geplättetes Mundtuch. Diese Falten zeigten übrigens je nach dem Stil des Hauses auch ihren verschiedenen Stil: bei Herrschaften, welche eigenes altes Silber und Porzellan besaßen, glich Herrn Miluteits Antlitz einem aus dem Rahmen geschnittenen dreihundertjährigen Ahnenbilde; bei Leuten, wo alles reich, aber glänzend neu war, wurde das Gesicht glatt und verbindlich; bei Christofle und Alfénide wehmütig resigniert, und ausgesprochen verächtlich endlich bei den Leuten, welche die ganze Herrlichkeit von dem prunkenden Aufsatz bis herab zum letzten Salzschippchen aus dem nächsten Tafelverleihinstitut bezogen. Doktor Renards Ausstattung verwies er in die Klasse IIa. Neu — aber nobel!

„Wenn ich dreimal klingle, ist es Zeit, die Kerzen anzuzünden," bedeutete Renard den Lohndiener.

Da wurde draußen die Glocke gezogen. Der Doktor sah nach der Uhr. „Fünf Minuten vor sechs — ah — sehr pünktlich!"

Und dann steckte er den Kopf zur Korridorthür hinaus und rief leise: „Minna, sind Sie da?"

„Ja wohl, Herr Doktor," erwiderte ein zierliches, sauber gekleidetes Mädchen, in die Thür eines neben dem Eingang gelegenen kleinen Eckzimmers tretend. Hinter dem Rücken des Lohndieners, welcher soeben dem ersten Gaste die Thür öffnete, nickte der Hausherr der hübschen Minna blinzelnd zu und zog dann rasch die Thür an sich, um durch den Spalt zu erspähen,

ob das vielleicht schon Drenks seien. Da hörte er draußen eine Stimme, die er nicht gleich erkannte, fragen, ob er zu Hause sei. Er öffnete die Thür ein wenig weiter und winkte unwillig dem Diener zu.

Auch ohne diesen Wink hätte der gewandte Miluteit gewußt, daß der Herr da draußen nicht zur Gesellschaft gehöre.

„Der Herr Doktor haben Gesellschaft und können niemanden empfangen," sagte er und machte Miene, die Thür wieder zu schließen.

Da drängte sich der Mann halb hinein, warf einen Blick auf die noch leeren Kleiderrechen und rief, seine Stimme absichtlich erhebend: „Es ist ja noch niemand da. Für mich wird der Herr Doktor gefälligst schon einen Augenblick Zeit haben — mein Name ist Feilchenfeld! Siegmund Feilchenfeld, Agent! Ich habe eine wichtige Geschäftssache."

„Aber, mein Herr!" entgegnete der Lohndiener mit strenger Würde. „Es ist sechs Uhr! Die Herrschaften müssen jeden Augenblick hier sein."

„Das ist mir ganz egal, ich lasse mich nicht noch einmal abweisen!" schrie der Mann mit seiner schrillen, unangenehmen Stimme.

Renard war bleich geworden, als er hinter der Thür den Namen Siegmund Feilchenfeld hörte. Vor Aufregung und Zorn schwollen ihm die Adern auf der Stirne. Jetzt trat er rasch entschlossen hinaus und auf den zudringlichen Menschen zu.

„Herr! Das ist doch eine Unverschämtheit, die ihresgleichen sucht. Ich muß Sie dringend ersuchen, mich nicht noch weiter zu belästigen. Kommen Sie morgen nach der Börse zu mir, wenn Sie mir was zu sagen haben." Und dabei ergriff er selbst die Thür und wies ihn mit einer energischen Handbewegung hinaus.

Aber der Mensch ging dennoch nicht, sondern versetzte frech: „Na, Doktorchen, Sie sollten doch man lieber hier keine Lippe riskieren! Oder wissen Se noch nich, wie's einem zu Mute ist, der auf dem Vulkan tanzt, wie mer zu sagen pflegt?"

„Unverschämter! Ich werfe Sie die Treppe hinunter!" flüsterte Renard mit wutbebenden Lippen.

„Nu, und wenn schon!" höhnte der Jude dagegen. „Dann warte ich unten Ihre Gäste ab und erzähle ihnen, was der Herr Doktor Renard, der piekfeine Mann, for Geschäftchen machen."

„Nun, dann kommen Sie ins Teufels Namen rein!" knirschte Renard. Er sah, daß er in der Gewalt des Menschen

war, was blieb ihm anders übrig, als nachzugeben? Er führte den Mann in ein Hinterzimmer, in welchem seine beiden Kinder, reizend aufgeputzt, um sich vor der Gesellschaft zu zeigen, sich die Zeit mit Ballspielen vertrieben.

Die Kinder blickten mit unverhohlener Mißbilligung auf den fremden Menschen, den ihr hübscher, eleganter, duftender Papa ihnen da hereinbrachte, und die schon sehr selbstbewußt dreinschauende kleine Eva entzog sich mit einer raschen Bewegung der roten, kalten Hand des schmierigen Mannes, der sich im Vorbeigehen eine Liebkosung herausnehmen wollte. Den kleinen vierjährigen Walther erwischte er aber doch und klopfte ihn auf die Wange, worüber das Kind nicht übel Lust bezeigte, in Thränen auszubrechen.

Mit zitternder Hand öffnete der Vater die Thür und sagte, ihnen beim Hinausgehen den Kopf streichelnd: „Geht nach vorne, Kinderchen und gebt artig euer Patschhändchen, wenn die Leute kommen.“

„Gott, was haben Se' for reizende Kinderchen!“ begann Herr Feilchenfeld die Unterhaltung, und dabei spielte ein widerlich süßes Lächeln um seine aufgeworfenen Lippen.

„Bitte, ohne Einleitung!“ versetzte Renard — mühsam seine Wut unterdrückend.

Eben ertönte wieder die Flurglocke. Und der jüdische Herr weidete sich sichtlich an des Doktors bebender Ungeduld und begann dann langsam, jedes Wort betonend: „Es thut mer aufrichtig leid, aber ich muß dringend bitten, daß mer Herr Doktor per sofort diese kleinen Wechselchen honorieren.“ Er zog sein umfangreiches Taschenbuch und entnahm demselben fünf Papiere.

„Ich befinde mich in augenblickliche Verlegenheit, sonst würd' ich mer nich erlauben ... aber eine Liebe ist der andern wert — hehe! Hab' ich recht?“

Renard warf einen flüchtigen Blick auf die Papierstreifen und riß wahrhaft erschrocken seine Augen auf: „Was — sind Sie verrückt?! Zehntausend Mark?“ rief er. „Wie kommen Sie dazu, eine solche Summe auf mich zu ziehen? Bin ich Ihnen etwa was schuldig? Sie wissen wohl nicht, daß man das Erpressung nennt? Wenn ich Sie wegen dieser Unverschämtheit verklage ...“

„I, wer wird gleich reden von verklagen unter gute Freinde!“ höhnte Herr Feilchenfeld. „Wenn ich aufthu' meinen Mund zu reden, kriegt der Herr Staatsanwalt mehr mit Ihnen zu thun als mit mir. Was sind zehntausend Mark für den

Herrn Doktor Renard — so e reicher Mann! Und wenn Se so gescheit sind und lassen mich jetzt des scheene Grundstück verkaufen, so sollen se verdienen — sagen wer hundertfünfzigtausend netto! Nu, was meinen Se, Herr Doktor, hab' ich Sie nich allemal gut bedient?"

„Und haben Sie nicht Ihre Provision für die Vermittlung richtig erhalten? Glauben Sie, ich ließe mich durch Drohungen zwingen, Ihnen jetzt den Verkauf zu übergeben, wo ich gar nicht an verkaufen denke? Ich möchte doch wissen, warum ich mich von Ihresgleichen betrügen lassen soll!"

„Reden Se nich von betrügen!" fiel ihm der Agent ins Wort. „Ich bin 'en ehrlicher Mann und laß mich nich gebrauchen zu faule Masematten! Denken Se vielleicht, Se können mer meine Gewissensbisse bezahlen mit lumpige zehntausend Mark? 's is nur von wegen weil sich doch am Ende jeder selbst der Nächste ist! Hätt' ich damals gewußt, was ich jetzt weiß ..."

„Zum Teufel, was wollen Sie denn wissen? Wie kommen Sie zu Ihrem ..."

Wieder ertönte draußen die Flurklingel, als Feilchenfeld tückisch schmunzelnd ihn unterbrach:

„Nu — wie sich so 'was manchmal macht! Hab' ich da neulich e Geschäft mit einem gewissen Herrn Pickel in Treptow. Und wie ich komme gegangen, ist da gerade ein gewisser Herr Döhmke zu Besuch." (So sehr sich Renard auch zusammennahm, seine Aufregung bei Nennung jenes Namens war dem Agenten doch nicht entgangen.) „Und wie der Herr raus war, um uns nicht zu stören, da macht mir Herr Pickel de interessante Mitteilung, daß dieser Herr Döhmke sein sauer verdientes Vermögen dazu verwendet hat, dem Staate das große Terrain bei Dingsda zu schenken. Nu können Se denken, wie ich de Ohren gespitzt hab! Ein Wort gibt's andere, und auf einmal kommt's heraus, wie fein der Herr Doktor den patriotischen Herrn geleimt haben. Na — was sagen Se nu?"

Wieder hatte Herr Feilchenfeld seine Stimme zu Ende der Rede bedenklich erhoben. Renard wußte sich nicht mehr zu helfen, er nahm eine höchst gleichmütige Miene an und sagte: „Sie irren sich zwar vollkommen, Herr Feilchenfeld, aber um Ihr zartes Gewissen zu beruhigen ... Kommen Sie morgen wieder."

„Werden Se die paar Papierchen honorieren?" erkundigte sich der rotbärtige Geschäftsmann mit lauerndem Blicke. „Ich

hätte sonst gerade Gelegenheit, die Wechselchen an enen Freund von Herrn Pickel, enen gewissen Klempnermeister Zwillich weiterzugeben. Sie wissen vielleicht, daß Herr Döhmke dort im Hause wohnt. Er würde gewiß de besten Referenzen erteilen können. Empfehle mich Herr Doktor!" Und mit widerlichem Grinsen verbeugte er sich linkisch und trollte sich dann endlich mit kurzen Trippelschritten hinaus.

Einige Augenblicke lang fühlte sich Renard so schwindlich, daß er glaubte hinsinken zu müssen. Er raffte sich krampfhaft zusammen, wischte sich den Schweiß von der Stirn und holte langsam und tief Atem, um sein rasch klopfendes Herz zu beruhigen. Dann lief er eiligst in sein Schlafzimmer hinüber, warf einen Blick in den Spiegel, strich mit der Bürste ein paarmal durch das lockige Haar und goß endlich eine Menge Kölnisches Wasser in sein Taschentuch, um den Duft in vollen Zügen einzuatmen und sich die Stirn damit zu benetzen. Dann schritt er eiligst in den Salon hinüber. — —

Ein überaus reizendes Bild fesselte seine Blicke, so daß es ihm schwer ward, zu den bereits anwesenden Gästen zu treten, um seine Entschuldigung vorzubringen. In der Mitte des Zimmers auf dem Teppich kniete Lori von Drenk, hielt seinen kleinen Walther mit einem Arm umschlungen und hörte mit leicht geöffnetem Munde und lächelnder Teilnahme seiner kleinen Eva zu, die mit drolliger Rednergebärde vor ihr stand und eine wichtige Mitteilung aus dem Leben ihrer Lieblingspuppe machte. Noch nie hatte Lori ihm so sehr den Eindruck des jungen Mädchens gemacht, wie heute, in diesem überaus duftigen hellen Kleide, in dieser reizenden Stellung und mit diesem Gesichtsausdruck, welcher fast kindlicher erschien als der seiner braunlockigen Eva, die für ihre sechs Jahre schon recht ausgeprägte Züge und ein sehr selbstbewußtes Auftreten besaß.

Außer Lori mit ihrem Vater war auch bereits ein Baumeister Schmidt mit seiner Frau anwesend. Renard stellte die Herrschaften einander vor und entschuldigte die Vernachlässigung seiner Wirtspflicht, so gut es gehen wollte. Dann erst trat er zu Lori heran und streckte ihr seine Hand entgegen. Sie nickte ihm nur freundlich zu und wartete erst mit großer Aufmerksamkeit das Ende von Evchens Geschwätz ab, ehe sie sich erhob und ihm ihre Rechte zur Begrüßung reichte. Sie wandte dabei ihren Kopf von ihm ab, indem sie dem kleinen Walther, der sich schmeichelnd an ihre linke Seite drängte, über das Kraushaar strich. Aber sie fühlte, wie Renards Hände, mit denen er die ihre umschloß, heftig zitterten, und sie blickte er-

rötend zu ihm auf. Da sah sie, wie seine Augen sich mit Thränen füllten — und eine selige Beklemmung ergriff ihre Sinne und machte ihr Herz höher schlagen. Sie entzog ihm rasch ihre Hand und bückte sich zu Evchen herab, um die Kleine zu versichern, daß sie bestimmt einmal kommen würde, um ihrer berühmten Puppe einen Besuch abzustatten.

Renard hatte die größte Mühe, nicht in lautes Schluchzen auszubrechen. Doch das war nicht etwa sentimentale Rührung über den Gedanken, wie schön es sich gefügt, daß Lori so auf den ersten Anlauf sich die Herzen seiner Kinder ebenso wie sein eigenes erobert hatte, es war vielmehr vornehmlich eine Anwandlung körperlicher Schwäche, der Rückschlag von der eben ausgestandenen Aufregung. Er mußte sich abwenden, um sich die Augen zu trocknen und wie eine nervöse Dame seine Lebensgeister durch den kräftigen Duft des Kölnischen Wassers aufzufrischen.

Es kamen neue Gäste. Ein Geheimer Sanitätsrat Magnus nebst seiner Frau, einer schön gewachsenen Dame mit kurzgelockten, grauen Haaren und einem geistvollen, noch jugendlich frischen Gesicht. Gleich nach ihnen erschien der Romanschriftsteller Werner Grey, den Lori schon bei jenem ersten Zusammentreffen in dem „Restaurant Friedrichstadt" in Renards Gesellschaft gesehen hatte. Er brachte seine Frau, eine große, sehr schlanke Dame von schwedisch blondem Typus, sowie seine Tochter mit, welche neben ihrem reckenhaften Vater, trotz ihrer Größe und anmutigen Fülle, einen fast zierlichen Eindruck machte. Dem hübschen jungen Mädchen stand ein helles Kleid mit Matrosenkragen sehr gut. Endlich erschien noch eine stark geschminkte Gräfin Witzdorff mit ihrem Sohne, einem auffallend hübschen schlanken jungen Manne mit sehr liebenswürdigen hellblauen Augen, prachtvollen weißen Zähnen und keckem blonden Bärtchen.

Die Gesellschaft war nun vollzählig beisammen. Die Notwendigkeit, die Gäste mit nichtssagenden Artigkeiten zu begrüßen, half Renard glücklich über seine Schwäche hinweg; aber dennoch fiel allen sein Wesen als ganz ungewöhnlich auf — hatte er doch noch keinen einzigen Witz losgelassen und es über kümmerliche Redensarten nicht hinausgebracht. Die Drenks waren allen übrigen, einander wohlbekannten Herrschaften fremd. Es entstand ein Flüstern und Fragen in den einzelnen Gruppen, welches den sonst gewohnten ungezwungenen Ton der Gesellschaft zunächst etwas herabdrückte. Aus den Parlamentsberichten kannte niemand den Abgeordneten Freiherrn von Drenk

und immer wieder mußte Renard die Frage beantworten, wer denn dieser sonderbare dicke Herr mit der idealschönen Tochter sei und wie er zu der Bekanntschaft komme. Grey nahm Renard beiseite und sagte, indem er sich dabei grimassierend mit dem langen Zeigefinger gegen die Nasenflügel tupfte, den Ton eines alten Hofmannes im Stile Friedrich Haases vorzüglich nachahmend: „Ah, mein lieber Fürst — (es war ein alter Scherz zwischen Grey und dem Doktor, sich gegenseitig ‚lieber Fürst‘ und ‚lieber Graf‘ anzureden) — Sie haben uns da eine Beauté zugeführt — charmant! — ganz charmant! Aeh, äh, sollten meine Supçons gerechtfertigt sein? Ich habe so die Witterung, — ah, getroffen, nicht wahr? Gefährlich, lieber Fürst, sehr gefährlich — spielt nicht mit dem Feuer!“

Renard versuchte, auf den Scherz einzugehen, merkte jedoch gleich beim ersten Worte, daß ihm das heute nicht gelang, und fuhr daher in seinem eigenen Tone fort: „Ist sie nicht entzückend? Sehen Sie nur diese Haltung, dieses madonnenhafte Köpfchen!“

Und gleichfalls ernsthaft versetzte Grey: „Nehmen Sie sich in acht, Freundchen! Sie kokettiert mit Ihren Kindern — sie hat Absichten!“

„Wenn jemand Absichten hat ....“ begann Renard, ließ aber den Satz unvollendet, da er Greys spöttisches Gesicht bemerkte, und fügte dann nur hinzu: „Fräulein von Drenk ist jede Koketterie ganz fremd, davon bin ich überzeugt.“

„Um so schlimmer,“ versetzte Grey; „Sie wissen, was ich damals sagte, als wir sie zuerst in dem Restaurant sahen: eine kühle Blonde! Seien Sie kein Thor!“

Renard wandte sich unwillig ab und trat zu dem alten Freiherrn, welcher mit Mühe ein Gespräch mit der Gräfin Witzdorff in Gang gebracht hatte. Nur einige Worte davon fing der Doktor auf, aber schon diese genügten, um ihm klar zu machen, daß der gute Baron schon wieder nahe daran war, seinen geliebten Juden Crémieux, den Großmeister vom schottischen Ritus u. s. w. u. s. w., aufs Tapet zu bringen.

„Pardon, Herr Baron,“ raunte er ihm zu, „darf ich bitten, etwas vorsichtig zu sein! Unser lieber Geheimrat Magnus ist zwar getauft und ein vorurteilsloser Mann, der selbst freimütig über die Juden urteilt, aber er hört es doch nicht gern, wenn ein anderer davon spricht. Darf ich Sie bitten, die Gräfin zu Tisch zu führen?“

Fräulein Grey hatte sich Lori zu nähern gesucht, indem

sie sich gleichfalls mit den Kindern beschäftigte und allerlei kleine Scherze über sie erzählte. Sie gab auch zu verstehen, daß sie Renards Haus erst besuche, seitdem er geschieden war, und daß die erste Frau für den Familienverkehr nicht ganz möglich gewesen sei.

Der Baumeister Schmidt hatte neben Frau Grey auf einem Sofa Platz genommen und ein Gespräch über die Wohnungspreise im Westen begonnen. Geheimrat Magnussens waren in lebhaftem Meinungsaustausch mit der hübschen Baumeisterin über Hans von Bülow begriffen, und der junge Graf Witzdorff ließ den kleinen Walther in die Höhe springen, daß er vor Vergnügen laut aufkreischte. Der Gastgeber aber ging mit seinem Spannzettel zwischen den Gästen umher und flüsterte rechts und links: „Bitte — die Frau Geheimrätin. — Wollen Sie so freundlich sein, die Baronesse Drenk zu führen? — Sie, lieber Graf, nehmen natürlich die jüngste.“

Miluteit öffnete die Flügelthüren und aus dem holzgetäfelten Nebenzimmer strahlten die Lampen herein, flimmerten die Kerzen auf den vielarmigen Leuchtern und spiegelten sich wie in tausend Facetten auf Silber und Krystall wieder.

Es gab einen kleinen Aufenthalt dadurch, daß die Kinder sich von der neu gewonnenen Tante nicht trennen mochten. Ihr Vater mußte sie mit sanfter Gewalt von ihr losreißen. Eins nach dem andern hob er sie auf seine Arme und steckte sie, nachdem er sie zärtlich geküßt hatte, aus der Thür. Dann ging man in das Speisezimmer, ein wenig Verwirrung im Gedräng bei dem Suchen nach den Plätzen, dann ein kurzes einander Anblicken — der Freiherr hatte seine Hände auf der Stuhllehne gefaltet und erwartete das Tischgebet, wie er es von daheim gewohnt war — da allgemeines Stühlerücken, Kleiderrauschen — der Freiherr fuhr aus seiner Zerstreuung auf — und man saß bei Tische.

Fünftes Kapitel.

Die Verlobung.

Die Unterhaltung verlief ganz wie gewöhnlich in diesem Kreise. Bei der Suppe ward eingefädelt und von mancher Seite erst nach einigen vergeblichen Versuchen das Nadelöhr

getroffen, dann mit sorgfältigen kleinen Stichen die Naht begonnen, und je weiter man in der Speisenordnung vorrückte, mit desto größeren, eiligeren Stichen fortgeführt. Aber das ist ja eben der Zweck eines amüsanten Tischgesprächs, daß es leicht wieder aufzutrennen sei: das Sticheln soll ein Vergnügen sein, keine Arbeit, und zu halten braucht die Naht eben nicht! So verstanden alle diese witzigen und gewandten Großstädter das Wesen der Unterhaltung und befanden sich wohl dabei.

Hier machte die Geheimrätin Magnus mit feinem Lächeln eine Bemerkung, welche ihr Nachbar, der Architekt, mit einer würdevollen Neigung des Kopfes entgegennahm. Dort hob die alte Gräfin ihr langgestieltes Lorgnon, um seitwärts geneigt das schöne Freifräulein zu mustern und dann mit affektierter Süßigkeit dem Vater einige Artigkeiten über sie zu sagen, hier lachte Fräulein Grey mit angenehm gluckſenden Alttönen über einen Witz des jungen Grafen, ihres Tischherrn, laut auf, und Frau Grey, die an der untern Schmalseite neben dem Hausherrn ihren Platz und den jungen Grafen an der andern Seite hatte, reckte sich in ihrem leise knarrenden Atlas und fühlte die Regungen ihres empfindsamen Herzens geteilt zwischen Mutterstolz und Eifersucht. Ihr großer Gatte hatte nämlich sein Haupt bedenklich nahe zu dem hübschen dunklen Kopf der spitz ausgeschnittenen Frau Baumeisterin hinabgeneigt. Seine scharfen kleinen Augen glänzten feucht, um die Mundwinkel zuckte lauernder Spott — und ach! was mochte der Bösewicht ihr da eben zugeflüstert haben? — Frau Grey nahm deutlich wahr, daß die hübsche Frau Schmidt zwar dunkelrot, aber leider gar nicht böse wurde. Ach! es war ein rechtes Kreuz und Herzeleid mit ihrem Werner! Drei Kinder hatten sie noch zu Hause und die anwesende Aelteste durfte doch schon sehr ans Heiraten denken! Aber Papa blieb immer noch derselbe Schmetterling, der er vor zweiundzwanzig Jahren gewesen war — es war eher schlimmer als besser mit ihm geworden! Er würde wohl das Jubiläum seiner tausendsten Verliebtheit mit seiner silbernen Hochzeit gleichzeitig feiern können! Frau Grey war eine herzensgute Frau, die ihren Gatten ebenso schwärmerisch anbetete, wie die genannten und ungenannten Damen jeglichen Alters, welche den geliebten Romandichter mit ihren gereimten und ungereimten Zuschriften beglückten; er mochte auch wohl recht haben, wenn er ihr auf ihre schüchternen Vorwürfe gutmütig lächelnd zu verstehen gab: daß er diesen Kleinkrieg der Leidenschaft ja lediglich zu Studienzwecken betreibe, und daß der wahre Künstler niemals aufhören dürfe zu

studieren. Die treffliche Dichtersgattin wandte sich seufzend ab und dem Hausherrn zu. Doch der war gerade in so eifrigem Gespräch mit Lori begriffen, daß sie nicht stören wollte, sondern lieber ihren Nachbar zur Rechten, den jungen Witzdorff, fragte, wie die schöne Blondine gegenüber ihm gefalle.

„Oh, ich finde sie bildschön," versetzte der junge Graf, „aber auch eben nur bildschön. Sie ist so unheimlich ernsthaft, selbst wenn sie lebhaft an einem Gespräche Anteil nimmt, so wie offenbar gerade jetzt. Ich habe sie noch nicht ein einziges Mal lachen hören; und meiner Ansicht nach ist es der Wiederschein innerlicher Heiterkeit, welcher erst den eigentlichen Gemütsreiz ausübt. Die Heiterkeit der Seele ist die Elektricität, welche erst die leblosen Muskeln zum Spielen bringt, ohne die auch das schönste Bild tot bleibt. Die Leidenschaft müßte erst diese reinen Züge galvanisieren, damit sie auch reizend würden! Sie entschuldigen das fachmännische Gleichnis." Der Graf machte mit liebenswürdigem Lächeln, welches seine köstlichen Zähne bewundern ließ, eine kleine Verbeugung gegen Frau Grey. Er war ein sehr fleißiger und begabter Elektrotechniker. Seine Mutter lebte in bescheidenen Verhältnissen von ihrer Witwenpension; das sehr geringfügige Vermögen hatte sie für die sorgfältige wissenschaftliche Ausbildung ihres Sohnes nahezu aufgebraucht. Aber es hatte gute Frucht getragen, denn der junge Graf war auf dem besten Wege, sich durch wirklich hervorragende Leistungen in seinem Fache einen Namen und später wohl auch ein Vermögen zu erwerben.

Kühl bis ans Herz hinan saß der hoffnungsvolle junge Gelehrte zwischen Mutter und Tochter. Er glaubte an eine Verabredung zwischen Greys und dem Gastgeber und machte sich innerlich darüber lustig. Seine klaren blauen Augen hatten von jeher ihre nächsten Ziele deutlich erkannt; so wußte der junge Graf auch jetzt schon ganz genau, daß er nicht früher und nicht später eine reiche Erbin heimführen werde, als wenn er eines größeren Kapitals zur Ausführung eines aussichtsvollen Unternehmens bedürfte, wozu die wissenschaftlichen Vorarbeiten ihn schon seit einiger Zeit beschäftigten. Er wußte, daß er hübsch, elegant, geistvoll, liebenswürdig und außerdem ein Graf Witzdorff mit vornehmster Verwandtschaft sei — also durfte er die reiche Erbin als einen sicheren Trumpf in dem Spiele seines Lebens betrachten.

Zwischen dem vielerfahrenen, feingebildeten Geheimrat, der schönen Lori und Renard hatte sich ein ernsthaftes Gespräch

entsponnen über die Möglichkeit, die Seele eines Menschen aus den körperlichen Besonderheiten zu erkennen.

„Ich halte es mit den Augen," sagte Renard, indem er in den seinigen ein tiefes Feuer anzufachen sich bemühte und Lori, die den Kopf geneigt hielt, sehnsüchtig anfunkelte. „Es ist zwar ein Gemeinplatz, der Spiegel der Seele, aber . . ."

„Aber meiner Erfahrung nach nicht zutreffend," unterbrach Magnus. „Augen sind Komödianten und Jesuiten."

Lori sah überrascht zu ihm auf und ganz absichtslos öffnete sie ihre Lider weit, indem sie zweifelnd den Kopf schüttelte.

„Ja, ja, mein gnädiges Fräulein," sagte der Geheimrat lächelnd, „auch Ihre schönen Augen lügen. Es ist freilich eine liebenswürdige Lüge."

„O, da muß ich doch protestieren!" rief Renard. „Unser Geheimrat liebt die Paradoxe. Sie dürfen ihm das nicht übel nehmen, mein gnädiges Fräulein! Er ist zu lange Hausarzt in reichen Häusern gewesen, wo die nervösen Damen stets einen Vorwand für eine Badereise brauchen. Da hat er es sich so angewöhnt, seinen eingebildeten Kranken zunächst immer das Gegenteil von dem zu sagen, was sie zu hören wünschen. Nervöse Damen muß man tüchtig ärgern, wenn man mit ihnen fertig werden will — haben Sie mir das nicht selbst gesagt, Geheimrat?"

„Aber wenn Sie jetzt ernsthaft sprechen," warf Lori ein, „dann sagen Sie mir doch, bitte, wieso meine Augen lügen."

„Wenn Sie gestatten" — der Geheimrat verbeugte sich artig, „Ihre Augen reden von sanfter Hingebung, von einer Herzensweichheit und einer geistigen Ruhe und milden Sicherheit, welche Ihrem wahren Charakter nicht ganz entsprechen dürften; Kinn, Mund, die Art, wie der Kopf auf dem Halse ruht, ja, auch der Haarwuchs scheinen mir zu verraten, daß Sie sehr wohl zäh an einer Meinung festhalten können, daß Sie sich durch nichts andres als durch Ihre Ueberzeugung lenken lassen, ja sogar — jetzt werden Sie mir böse werden — daß Sie unter Umständen sich lieber aus Eigensinn unglücklich machen, als durch Nachgeben einen Vorteil erstreben werden. Nach dem, was Sie mir von sich erzählten, haben Sie das Glück gehabt, nicht erzogen worden zu sein! Es hätte auch nichts genützt, denn Sie gehören zu den sogenannten starken Naturen, und die erziehen sich am besten selbst."

Lori saß stumm und preßte die Lippen nachdenklich zusammen.

Renard aber rief laut: „Ach, nein! nein! Mein verehrtester

allergeheimster Sanitätsrat, in diesem Falle ist Ihnen die Diagnose doch wohl mißglückt!"

Geheimrat Magnus streichelte selbstgefällig seinen grauen Rabbinerbart und zuckte leicht die Schultern, dann wandte er sich zu der hübschen Frau Schmidt, die eben eine Frage an ihn richtete.

Da Frau Grey ihn immer noch nicht beanspruchte, so ergriff Renard die günstige Gelegenheit und flüsterte Lori mit gedämpfter Stimme zu: „Der Geheimrat ist ein scharfer Beobachter, aber er verfährt mir zu anatomisch. Ich sehe Sie mit andern Augen an! Glauben Sie, daß diese Augen auch lügen?"

Lori blickte ihn unbefangen an und lächelte. Sie wußte ja, was kommen mußte. Sie ließ seine Frage unbeantwortet und sagte nur mit einem leichten Seufzer: „Ich fürchte, bei mir hat der Geheimrat recht. Ich bin wirklich oft ein eigensinniger Starrkopf gewesen."

„Dann haben Sie noch nie geliebt!" flüsterte Renard eindringlich. „Dem Manne, der es zu beglücken weiß, fügt sich jedes Weib, und die Demut wird ihm eine Wonne!"

Langsam breitete sich zarte Glut über Loris Wangen aus. Er erhob sein Glas und stieß mit ihr an und sie tranken beide und fühlten ihre Herzen bis in die Kehle schlagen.

Am andern Ende der Tafel hatte sich der Baron von der klugen, gewandten Geheimrätin in ein lebhaftes Gespräch verwickeln lassen, welches zu seiner großen Zufriedenheit, dank seiner Steuerkunst, sehr bald in den Hafen der Freimaurerei eingelaufen war. „Wenn Sie das gütigst im Auge behalten wollen, was ich Ihnen eben gesagt habe, so werden Sie mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß auch der ganze ‚Faust' weiter nichts als ein Logenmysterium ist. Gleich das Vorspiel im Himmel! Hören Sie bloß: Die Sonne tönt nach alter Weise — die Sonne ist natürlich das Licht der Aufklärung — in Brudersphären Wettgesang — Brudersphären! Hahaha! Da haben Sie die ganze Profit-Mahlzeit!"

Der gute Freiherr war in der Wahl seiner Ausdrücke schon etwas gemütlich geworden, denn Doktor Renard führte einen guten alten Medoc. Als er so weit gekommen war, tippte ihn die Gräfin mit ihrem Lorgnon an und sagte: „Ah, sehen Sie doch, sehen Sie doch, lieber Baron, wie unser liebenswürdiger Wirt Ihrem schönen Töchterchen den Hof macht! Er scheint sehr portiert für sie — ah! sollte uns am Ende noch eine Ueberraschung bevorstehen?"

Die Frage erinnerte den Freiherrn wieder an das leidige

Schicksal, das seiner harrte. Er seufzte und gestand mit unbedachter Offenherzigkeit der Gräfin ein, daß wohl so etwas dergleichen im Werke sei.

Unter dem Schutze des großen Tafelaufsatzes, einer Jardinière aus Majolika, welcher sie vor den strafenden Blicken des gegenübersitzenden Gatten schützte, hatte der große Schriftsteller Grey seine Angriffe auf das Herz der lieblich vollen, dunkeläugigen Frau Schmidt fortgesetzt und seine Kühnheit stieg mit jedem Glase, das er trank. Er flüsterte ihr die berauschendsten Schmeicheleien über ihre Reize in das kleine, jugendlich gerötete Ohr. Unter dem Tische suchte sein Fuß ihre niedliche Schuhspitze. Und jetzt — ah! das war stark! — jetzt riß er mit einem kecken Griff aus dem Maiglöckchenstrauß, den die Baumeisterin vor die Brust gesteckt trug, einige Stengel heraus und ...... o, wie ungeschickt! Seine Hand warf bei dem eiligen Rückzuge ihr Rotweinglas um.

„Ha!" rief Grey theatralisch und sah sich wild um, „es ist Blut geflossen!" und flüsternd setzte er hinzu: „Mit Wonne würde ich es für Sie vergießen, schönste Frau!" Und dann richtete er sich plötzlich in seiner ganzen imposanten Höhe auf und hielt folgende Rede, während deren die arme Baumeisterin glutrot und halb von Sinnen mit ihrem Spitzentüchlein den Wein fortwischte, der ihr über das Kleid gelaufen war.

„Es ist Blut geflossen, meine Freunde!" rief Grey mit volltönender Stimme über den Tisch, „es ist Blut geflossen zwischen mir und dieser bezaubernden Frau — Ihrer verehrungswürdigen Gattin, Herr Baumeister! Rebenblut aus tiefer Herzenswunde! Wenn ich auf dem Sirius wohnte und sie auf der Venus, so würde ich ein Wort sagen — aber nein! ich will es nicht sagen! (Der geniale Grey hatte sich nämlich zum Sirius emporgeschwungen, ohne vorläufig eine Ahnung zu haben, wie er wieder herunterkommen sollte.) Was nützte es Ihnen auch, wenn ich es sagte — Sie könnten es aus dieser Entfernung ja doch nicht vernehmen. Darum recke ich meine Hand aus nach der Venus und bitte meine entzückende Nachbarin, wieder herunterzusteigen. Ich befinde mich also nicht auf dem Sirius, sondern vielmehr im Hause meines lieben Freundes Renard in der Drakestraße! In dieser berüchtigten Räuberhöhle, aus welcher kein Geist unausgeplündert, keine Brust unverwundet wieder herauskommt. Ja, Blut sehe ich, Blut, wohin ich mich wende" — deklamierte er mit dem Pathos eines Wildenbruchschen Helden — „aber dies Blut ist ein ganz besonderer Saft, der ganz auffallend jenem berühmten alten

Medoc gleicht, durch welchen mein Freund Renard seine Gäste so ganz besonders — nachsichtig zu stimmen weiß. Es ist ein Saft, der desto mehr belebt, je mehr davon vergossen wird, ein Wundersaft, der immer wieder nach der Quelle zurückfließt, aus der er entsprungen ist, der die Wunde auch wieder heilt, aus der er sich ergoß. Was sehe ich, wenn ich hier um mich blicke? Ein Schlachtfeld voll Verwundeter, darunter einige sehr schwer! — Thea, mein Döchting, bitte, lache nicht, — du bist ja überhaupt schon mal ganz tot — und außerdem kannst du überhaupt noch nicht mitsprechen. Die Kleine ist nämlich eben fünfzehn" — wandte er sich unter allgemeinem Gelächter an Drenk — „also was ich sagen wollte: leuchtenden Auges blicke ich über das Schlachtfeld hin und rufe: Hurra! Es lebe der blutige Tod! Hoch Bomben und Granaten und blitzende Schwerter aus schönen Augen! Hoch die drohenden Feuerschlünde! Hoch Blitz und Krach! Bum! Bum! Stoßt an, meine Freunde — was wir lieben!"

Die Gläser klangen aneinander, Gelächter, laute Scherze über den Tisch, gerötete Gesichter, raschelnde Kleider, blitzende Augen. —

Das Eis wurde herumgereicht, die Tafelfreuden hatten den Höhepunkt überschritten.

Frau Grey saß sehr gerade und sehr stolz da: „Nein, wie herrlich Werner heute wieder gesprochen hat; nicht wahr?" wandte sie sich an Renard.

„Das will ich meinen!" versetzte der; „sehen Sie nur unsern Baumeister — den scheint es tief bewegt zu haben."

Herr Schmidt spähte um den unglückseligen Blumenaufsatz herum nach seiner Gattin, vermochte aber ihren Blick nicht zu erhaschen und stürzte infolgedessen sein Glas Sekt eben mit sauersüßer Miene hinunter.

Thea Grey war ein kluges Mädchen; sie durchschaute ihren Vater, wie sehr sie ihn auch liebte — und seine Tischreden stimmten sie gewöhnlich traurig, weshalb sie auch jetzt über die erste beste scherzhafte Aeußerung ihres Nachbars in ein recht unnatürliches Gelächter ausbrach.

Der Freiherr von Drenk und seine schöne Tochter waren die einzigen, welche noch einige Minuten lang über Greys Worte nachdachten und sich vergebens bemühten, irgend welche tiefere Bedeutung darin zu finden. Renard hatte wohl bemerkt, daß diese bacchantische Rede, wie überhaupt Greys ganzes Wesen, Lori nicht angenehm berührte. Er benutzte ihre Stimmung geschickt und flüsterte ihr zu: „Ich sehe, Sie sind verletzt durch Greys Worte. Sie haben solche Menschen vermut-

lich noch nicht kennen gelernt, die ihr Herz so sehr auf der Zunge tragen. Es muß auch solche Käuze geben. Einer feineren Empfindung ist es freilich peinlich, auch nur im Scherze an das heilige Geheimnis zu rühren, das. ... Und wenn ich sagen wollte, wovon das Herz mir voll ist. ... Ich müßte es in Tristan-Weisen singen — Worte wären zu arm, es auszudrücken. O mein teures Fräulein, geben Sie mir nachher Gelegenheit, eine Frage ..." Er konnte den Satz nicht vollenden, da der Geheimrat Lori ins Gespräch zog.

Endlich waren auch die Früchte und die Süßigkeiten vorübergegangen, der Gastgeber hatte den Blumenvasen höchst geschmackvoll gewundene Sträuße entnommen und diese den Damen überreicht — dann wünschte man sich gesegnete Mahlzeit und kehrte in die vorderen Räume zurück. — — —

Der große Miluteit ging indessen in die Küche, um sich von der Wirtschafterin den Mokka auszubitten. Das Fräulein, eine hübsche Polin namens Marchlewska, mit einem sehr pikanten Näschen und lebhaften braunen Augen, führte zugleich die Wirtschaft und die Oberaufsicht über die Kinder. Herr Miluteit war durchaus kein bösartiger Charakter; aber auch den Menschen von sanfter Gemütsart erquickt es bisweilen, wenn er seinem lieben Nächsten etwas Unangenehmes sagen kann — und da Herr Miluteit etwa ein halbes Stündchen vor Tische ganz zufällig Zeuge der liebenswürdigen Behandlung geworden war, deren sich die Marchlewska von seiten des Hausherrn erfreute, so durfte er wohl auch mit Recht annehmen, daß ihr die Beobachtungen, die er bei Tische über das Betragen des Doktors gemacht hatte, von Wert sein möchten. Während sie also den heißen braunen Trank in die zierlichen Täßchen goß, erlaubte er sich die diskrete Frage: ob die Verlobung heute noch verkündigt werden solle?

„Welche Verlobung?" fragte das Fräulein gleichgültig.

„Nu, der Herr Doktor mit dem schönen blonden Fräulein von Drenk."

Die Marchlewska war ungeschickt. Sie goß vorbei und nötigte dadurch den Diener, die sämtlichen Tassen wieder abzuräumen und das Präsentierbrett abzuwischen. Hätte das Fräulein nicht so verächtlich dabei gelächelt, so hätte man aus der so plötzlich gesteigerten Wellenbewegung ihres Busens wohl schließen mögen, daß diese Nachricht sie näher angehe. Aber sie sagte nur kühl abweisend: „Sie täuschen sich! Herr Doktor hat mit seiner ersten Frau so schöne Erfahrungen gemacht, daß er gewiß nicht mehr ans Heiraten denkt!"

„Ach ja, ich besinne mich," lächelte Miluteit, „ich habe ja auch die Ehre gehabt. Ich irre mich aber doch nicht — unsereins hat eine feine Nase. Ich habe es noch immer den Herrschaften angemerkt, ob sie nur spaßen, oder reelle Absichten haben."

Die Köchin hatte sich herangemacht, um auch Herrn Miluteits geistvolle Unterhaltung zu genießen. Mit breitem Lächeln starrte sie dem Fräulein ins Gesicht, um den Eindruck zu beobachten, den die Eröffnung auf dasselbe machte.

„Wollen Sie nicht lieber an Ihre Arbeit gehen?" herrschte die Marchlewska sie gereizt an. „Wenn Sie sich nicht sputen mit dem Abwaschen, kommen Sie heute vor Mitternacht nicht ins Bett."

„Na, det jeht ja ooch woll am Ende mir am meisten an, ob ick mir'n Stündeken frieher in de Klappe leje oder nich," — versetzte die Küchenfee patzig.

Das Fräulein würdigte sie weiter keiner Antwort und verließ mit stolz erhobenem Näschen die Küche.

Kaum war sie hinaus, so stieß die Köchin Herrn Miluteit listig blinzelnd mit dem Ellenbogen an und raunte ihm zu: „Na, die is ooch die längste Zeit hier jewesen! So 'ne ausverschämte Polln'sche! Na, det haben Sie ihr wenigstens jut jestochen!"

„'s ist also richtig so?" versetzte Miluteit mit zufriedenem Kopfnicken. „Waren Sie so freundlich und haben mir von den Fasanen 'n bißchen was kalt gestellt?"

„Na, allemal, Herr Miluteit; man is ja keen Unmensch nich. Ick habe et jleich in Ihre Tasche jestochen — Sie, da is übrijens ville Platz drin!"

„Ja — man ist Familienvater!" Herr Miluteit streichelte dabei mit herablassender Freundlichkeit den roten Arm der Köchin und flüsterte ihr dann zu: „Sie trinken doch gerne Sekt, Fräulein Guste? 's ist zwar nur Matthäus Müller — aber doch genießbar — und wenn ich wieder herauskomme, dann bringe ich uns das Restchen mit! Es sind noch gerade zwei halbe Fläschchens." — —

Inzwischen waren die Kinder von Minna zu Bett gebracht worden und das Fräulein Marchlewska hatte sich ins Schlafzimmer begeben, um zu sehen, ob die Kleinen schon schliefen. Aber wie gewöhnlich, wenn Gesellschaft im Hause war, zeigten sie sich auch heute noch recht munter und aufgeregt. Das Mädchen saß noch bei ihnen und ließ sich von Evchen erzählen, was die Damen angehabt hatten, denn dafür hatte das kleine Ding schon einen auffallenden Scharfblick. Die Kinder hatten

ihr Fräulein heute den ganzen Abend über nicht zu Gesicht bekommen und begrüßten es daher mit aufgeregtem Durcheinanderschwätzen, indem jedes ihm zuerst die großen Neuigkeiten mitteilen wollte. Die wichtigste von diesen Neuigkeiten war die, daß die neue Tante versprochen hatte, ihnen bald einmal einen ganz besondern Besuch zu machen, um mit Evas Puppe und Walthers Baukasten zu spielen.

Die Marchlewska schickte das Mädchen hinaus, deckte dann die Kinder noch einmal ordentlich zu und hieß sie nun ohne einen weiteren Muck sofort einschlafen. Doch gar so rasch ließen sich, trotz ihrer Strenge, die kleinen Plappermäuler nicht zur Ruhe bringen und das Fräulein bekam noch manche Lobeserhebung über die neue Tante zu hören, ehe sie sich wirklich zum Schlafen auf die Seite legten. Die Marchlewska löschte die Lampe aus und zündete die rote Ampel an. Mit ihrem leichten, graziösen Schritt ging sie im Zimmer umher und machte sich allerlei zu schaffen.

Sie öffnete die Thür nach dem Korridor ein wenig und lauschte hinaus. Die Töne des Flügels klangen gedämpft an ihr Ohr. — Ah! Das war das Stück, welches der Herr so gerne in der Dämmerstunde spielte und welches ihn immer so besonders — freundlich stimmte! Jetzt spielte er es also ihr vor, der „neuen Tante!"

Sie schloß die Thür und trat ans Fenster. Sie schob den Vorhang ein wenig zurück und schaute hinaus in die Winternacht. Die äußeren Scheiben waren mit Eisblumen bedeckt. Doch auch die inneren waren noch kalt genug, um ihr die heiße Stirn angenehm zu kühlen. Ein leichtes Frösteln lief über ihren Leib. Da ließ sie sich in den nächsten Stuhl sinken, legte die Arme auf das Fensterbrett und ihr dunkles Köpfchen darauf. Ihre Schultern zuckten — sie weinte.

Die kleine Marchlewska mochte schon eine ganze Weile dort in ihrer dunklen Ecke, von dem Vorhang halb bedeckt, gesessen haben, als sich die Thür aufthat und mit vorsichtigen Schritten ihr Brotherr hereintrat, flüchtig nach den Betten der Kinder schaute und dann an der Hand die „neue Tante" hereinzog.

„Sie schlafen schon!" flüsterte Renard der Baronesse zu.

Und sie gab ebenso zurück: „O, dann wollen wir sie nicht stören!" und wollte wieder der Thüre zuschreiten.

Er aber hielt sie fest an der Hand und zog sie wieder bis zu Evas Bettchen hin. „Nein, ich lasse Sie nicht; — ich muß Ihnen erst sagen, was mir den ganzen Abend nicht Ruhe ließ! Wollen Sie mich hören?"

Lori neigte nur leicht das Haupt, dann faltete sie ihre herabhangenden Hände ineinander und richtete die schönen Augen fest auf das Gesicht des schlafenden Kindes.

Renard stand hinter ihr. Trunkenen Blickes ruhten seine Augen auf ihrer entzückenden Gestalt, deren weiche Linien in dem leichten Spitzenkleide, von dem mattrosa Lichte übergossen, auf sein der Rührung so leicht zugängliches Herz einen Reiz ausübten, wie sonst nur eine weiche, traurige Musik es vermag. Er trat einen Schritt näher und sprach leise über ihre Schulter: „Muß ich es Ihnen noch sagen, Fräulein Lori, daß ich Sie liebe? Ich glaube, das wissen Sie schon. Aber entschuldigen muß ich mich, daß ich es wage, Ihnen von meiner Liebe zu reden. Sie sind so jung, Lori! Wenn ich mit Ihnen mich unterhielt in lebhaftem Gedankenaustausch, oder gar im Kampfe von Meinung gegen Meinung, da ist mir das nicht so zu Bewußtsein gekommen — aber wie ich Sie da vorhin beim Hereintreten in meinem Salon auf dem Boden knieen sah, mit den Kindern scherzen hörte, da fiel es mir zum erstenmal schwer auf die Seele — ich erschrak vor dem Schritt, den ich thun wollte; denn, daß Sie es nur wissen, es war meine lange schon gehegte Absicht, Sie heute um Ihre Hand zu bitten. Aber Sie sind ja so jung, Lori — und ich bin vierzig! Sie sind aufgewachsen in einer so frischen, reinen Luft, ganz unberührt von diesem giftigen Brodem der Großstadt — bei all' Ihrem reichen Geiste harmlos und unschuldig wie ein Kind dem argen Leben gegenüber! Ich dagegen ...“ Er seufzte tief auf wie ein reuiger Zöllner — „Ein Großstadtkind, von klein auf vertraut mit allem, was ... ein Mann, der tausend Versuchungen begegnet und nur zu oft unterlegen ist, — kurzum ein Mann, der Ihrer Reinheit ganz unwürdig ist, und eben darum sich danach sehnt als nach der Erlösung! Ich habe in meiner ersten Ehe ein Fegefeuer gehabt, das mich wohl von mancher Sündenschuld rein gebrannt hat. Wollen Sie mir den Himmel öffnen, Lori?“

Sie antwortete nicht gleich. Nach einer kleinen Weile beugte sie sich über das Gesicht der kleinen Eva und küßte sie auf die vollen Lippen.

„Es sind die Kinder eines Weibes, das ich verachten lernen mußte — vergessen Sie das nicht!“ sagte Renard mit gepreßter Stimme. „Könnten Sie es über sich gewinnen, diesen armen kleinen Geschöpfen etwas Liebe entgegenzubringen?“

Da richtete sie sich langsam wieder auf, wendete sich ihm zu und sagte leise: „Es sind ja Ihre Kinder!“

„Lori!“ rief er fast laut und streckte seine Arme nach ihr aus, „du willst es wagen — du liebst mich?“

Sie senkte nur lächelnd das Haupt. Und dann zog er sie an seine Brust und küßte sie.

Ohne daß weiter ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde, schritten sie nach einer Weile wieder auf die Thür zu. Er hatte den Arm um ihre Schultern gelegt, sie schmiegte sich an seine Seite. Bevor sie hinausgingen, blieb sie noch einmal stehen, legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und sah ihm mit glücklichem Lächeln in die Augen.

Noch einmal fanden sich ihre Lippen in einem langen Kusse zusammen, dann traten sie hinaus. —

Die ganze Zeit über hatte die kleine Polin unbeweglich auf ihrem Stuhle gesessen und alles mitangehört. Sie war sich gar nicht bewußt, daß sie lauschte — wie hätte sie auch daran denken können, sich bemerkbar zu machen! Ihr Schicksal wollte es, daß sie die Zerstörerin ihrer kühnen Hoffnungen mit Augen sehen, daß sie Zeugin werden sollte, wie dieser Mann, der auch ihr so oft zärtliche Liebesworte in die Ohren geflüstert und sie sein Herzensweibchen genannt hatte, nun um die Hand einer andern warb. Es währte noch eine ganze Weile, ehe sich die Erstarrung löste, welche ihre Glieder gefesselt hielt. Sie trat hinter dem Vorhang hervor und schritt nach den Betten der Kinder. Mit thränenlosen Augen starrte sie die friedlichen Gesichter an — sie hatte diese Kinder geliebt, herzlich geliebt, weil sie seine Kinder waren! Nun war wieder einmal ein Traum ausgeträumt! Es kochte heiß in ihr auf. Sollte sie nicht hinübergehen, mitten unter die fröhlichen Menschen treten und dem Verräter die Maske vom Antlitz reißen?

Aber nein — die Marchlewska war eine kluge kleine Person! Trotz ihrer Erregung war sie doch noch fähig, sich vorzustellen, welchen Eindruck ein solcher Theaterstreich auf die Gesellschaft machen würde. Eine Gouvernante, die sich überspannten Hoffnungen hingegeben hat — wie alt — wie dumm — wie langweilig! Man würde sie mit mitleidigem Achselzucken anhören, mit sanfter Gewalt hinausführen und hinterher auslachen. Nein! sie mußte schweigen, sie mußte ihre Kündigung hinnehmen und den Herrn um eine gute Empfehlung in eine andere feine Familie bitten. Sie durfte nicht einmal unter vier Augen mit ihm ihren wütenden Schmerz hervorbrechen lassen, denn er hatte es ja nun so leicht, sich zu rächen. Sie war nun ein armes Mädchen mit einer Vergangenheit!

Sie mußte ihr Herz langsam zu ertöten suchen und sich mit scheuer, heuchlerischer Demut unter ihr Schicksal ducken lernen. —

Unterdessen hatte vorn im Salon Frau Baumeister Schmidt, die eine recht gute Sängerin war, einige Lieder zum besten gegeben. Ihr Mann hatte sich die goldene Brille aufgesetzt und begleitete sie mit korrekter Nüchternheit. Ihre Altstimme klang heute voller und weicher, ihr Vortrag war leidenschaftlicher denn je. Aus einem niedrigen Sessel, die Beine lang ausgestreckt, das bedeutende Haupt wie schmachtend gegen die Lehne gesenkt, blickte Werner Grey zu ihr auf und versuchte vergebens mit seinem feurigen Blicke den ihrigen zu erhaschen.

Die beiden älteren Herren hatten sich rauchend in Renards Arbeitszimmer zurückgezogen und der Baron war trotz der Warnung des Gastgebers dem Geheimrat Magnus mit der Judenfrage auf den Leib gerückt. Drenk war so unmusikalisch, daß er die Singerei als Störung der Unterhaltung betrachtete; er konnte sich auch nicht enthalten, in seinem Eifer selbst während des Gesanges hie und da etwas laut zu werden. Herr Schmidt, der auf die Kunst seiner Gattin sehr eitel war, hatte schon mehrmals durch die offene Thür gar strenge Blicke über die Brille hinweg ins Nebenzimmer geworfen, so oft von dorther die glühenden Liebestöne seiner Gemahlin durch störende laute Worte unterbrochen wurden, wie: „Sie können doch nicht leugnen, daß das internationale Judentum . . .“ oder: „Wenn Sie nur gefälligst im Auge behalten wollen, daß der Großmeister vom schottischen Ritus . . .“

Als kurz vor Beendigung des Gesanges Renard mit seiner Braut leise das Studierzimmer betrat, hatte der alte Freiherr eben ein Manuskript aus seiner Brusttasche gezogen und schien im Begriff, dem Sanitätsrat daraus Mitteilungen zu machen. Als er Renard erblickte, winkte er ihn heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn der Gesang zu Ende ist, wäre vielleicht der rechte Zeitpunkt gekommen, um den Herrschaften den kleinen dramatischen Scherz vorzutragen, von dem ich Ihnen erzählte. Sie wissen doch: ‚Die vertrauten Brüder Salomos‘?“

„Ach ja, das wäre ja sehr liebenswürdig von Ihnen — aber ich weiß nicht recht . . .“

„Ja — Sie meinen wegen der Damen? Es kommen allerdings einige Stellen vor, die ein bißchen kräftig sind; aber wissen Sie, das machen wir schon, — da hüpfe ich so leicht drüber weg!“ Und er klappte sein Manuskript auf und ließ sein Auge flüchtig über die Seiten schweifen, um sich auf die Bedenklichkeiten vorzubereiten.

Der Vortrag der Baumeisterin war zu Ende. Man klatschte Beifall und drängte sich mit Lobeserhebungen um sie. Auch Renard eilte in den Salon hinein, um ihr für den bereiteten Genuß zu danken. Der Freiherr wollte sich eben gleichfalls schwerfällig erheben, um dieser Pflicht der Höflichkeit zu genügen, als seine Tochter rasch zu ihm herantrat und ihm eifrig die selbstverständlich wieder weit im Nacken sitzende Binde zurechtrückte. Und dabei flüsterte sie ihm zu: „Es ist gekommen, wie ich gedacht hatte, Papa; er hat um meine Hand angehalten."

Der Baron fuhr leicht zusammen und starrte seine Tochter erschrocken an. Während des Diners hatte er die Gefahr fast schon vergessen gehabt und jetzt war er so erfüllt gewesen von der Aussicht, seine aristophanische Komödie im Kreise dieser feinen Kenner vortragen zu dürfen, daß er an solche Nichtigkeiten nicht mehr dachte.

„Ach Herrjeh!" sagte er nur und fuhr sich aufgeregt mit der Rechten durch die Locken. Da sah er Renard aus dem Salon auf sich zukommen und fragte rasch mit bebenden Lippen: „Hast du Ja gesagt?"

„Er weiß, daß ich ihn liebe," versetzte Lori mit einem verklärten Blick. „Das andere steht bei dir, Papa!"

Jetzt trat Renard heran, nahm Lori leise bei der Hand und wandte sich mit der Frage an den Baron: „Hat Ihnen Lori schon gesagt, was zwischen uns vorgefallen ist?"

Wieder fuhr sich der Alte durch den dichten Schopf und lockerte mit dem Finger den Halskragen, und dann sagte er mit eigentümlicher Hast, fast unverständlich murmelnd: „Ja, allerdings, sie sagte mir schon vorgestern so etwas . . ."

„Ah! Du wußtest, daß ich dich liebe? — Und was sagten Sie dazu? Darf ich hoffen, daß Sie mir Ihre Tochter — anvertrauen, daß Sie . . .?"

Der Freiherr suchte nach Worten; seine Lippen bebten mehr denn zuvor und seine beweglichen kleinen Augen huschten in allen Zimmerecken umher, in dem ängstlichen Bestreben, die erwartungsvollen Blicke der Tochter und des Liebhabers zu vermeiden. „Ich wüßte nicht," stammelte er, „was ich dagegen einwenden sollte. Ich kenne Sie zwar erst seit kurzem, lieber Herr Doktor, aber ich kann wohl sagen . . ."

Er ließ den Satz unvollendet und verbeugte sich gegen Renard, ohne ihn anzublicken. . . . „Meine Tochter hat natürlich freie Wahl . . . auf mich kommt es ja auch eigentlich weniger an; das heißt . . . wenn Sie also einig sind, dann — dann — hilft es wohl nichts . . . Pardon! Ich meine . . ."

Renard machte der großen Verlegenheit des Barons dadurch ein Ende, daß er seine Rechte ergriff und sie kräftig schüttelte.

Seine Augen wurden feucht, diesmal vor wirklicher, tiefer, glücklicher Erregung!

Im Salon waren bereits einige Herrschaften auf die Gruppe aufmerksam geworden, man flüsterte sich seine Vermutungen zu und lächelte einander verständnisinnig an.

„Dieser Renard ist doch ein verteufelter Kerl," sagte der Geheimrat Magnus zu seiner Gattin, „das Fräulein ist ein Ausbund von Schönheit und Verstand. Ihr Vater scheint freilich ein etwas sonderbarer Herr zu sein. Ich fürchte, er will uns heute noch ein antisemitisches Trauerspiel vorlesen. Wir wollen beizeiten aufbrechen, hörst du."

„Eine entzückende Erscheinung! Finden Sie nicht auch?" fragte gleichzeitig die hübsche Baumeisterin Herrn Grey, neben dem sie Platz genommen hatte.

„Schön? Hm! Ja — vielleicht! Aber eisig kalt!" gab Grey zurück, indem er sich noch weiter zu ihr hinüber beugte; „für mich gibt es keine Schönheit ohne Temperament, ohne jenes Feuer, das von Auge zu Auge . . ."

Der Baron Drenk trat in die Thüröffnung, von dem jungen Paare gefolgt. In seiner zitternden Rechten hielt er noch das Manuskript seines Freimaurerdramas. Mit dem Zeigefinger der Linken fuhr er sich nochmals zwischen dem Kragen und dem roten Halse herum, wobei er die weiße Krawatte wieder gänzlich verschob. Er räusperte sich und dann rief er, die Augen ängstlich auf das Manuskript gerichtet, als ob er dort einen Anhalt für seine kleine Rede finden könnte: „Sie gestatten, meine Herrschaften, daß ich Ihnen die vertrauten Brüder . . . eh, hm! Pardon! . . . daß ich Ihnen die Mitteilung mache, daß meine Tochter Leonore sich soeben mit Herrn Doktor Renard verlobt hat." Er steckte sein Manuskript rasch ein und verbeugte sich linkisch gegen die ganze Gesellschaft.

Aller Gesichter verstanden freudige Ueberraschung mehr oder minder gut auszudrücken, man drängte sich glückwünschend um das Brautpaar und um den Vater, der freilich recht verzweifelt dreinschaute. Werner Grey gab noch eine zweite Rede zum besten, in welcher er Lori als Madonna bezeichnete und sie aufforderte, durch ihre Fürbitte den Sünden ihres Bräutigams Vergebung zu erwirken. Und dann verlief sich allmählich die Gesellschaft und — „die Sache war ausgestanden," wie der alte Freiherr seufzend für sich bemerkte.

Sechstes Kapitel.

Im Krug zum grünen Kranze.

Manuel Vollborths, des jungen Fleischmalers, äußere Umstände hatten sich im Laufe des Winters ganz erheblich zu seinen Gunsten verändert, und zwar thatsächlich dank der Bekanntschaft mit Vater Döhmke und Tante Albertine. Nachdem er sich nämlich durch sein erstes wohlgelungenes „Kostümbild“, dem er den Kopf einer hübschen Probiermamsell aufgesetzt hatte, die Gunst des Lüdersschen Geschäftes erworben hatte, wurde er nach und nach bei Gelegenheit von gemütlichen Sonntagsausflügen auch mit anderen intelligenten Geschäftsleuten bekannt, welche an eine neue und originelle Schaufensterreklame gern ein paar Doppelkronen wagten. So hatte er für ein Handschuhgeschäft eine melancholische Schönheit englischen Stils gemalt, welche mit weit aufgeschlagenen Riesenaugen den Himmel zum Zeugen anrief, daß ihre zwanzigknöpfigen gestickten Handschuhe tadellos säßen. Am wertvollsten für ihn wurde jedoch der Auftrag eines geistreichen Cigarrenhändlers, welcher mit der ausdrücklichen Weisung, daß er seiner künstlerischen Phantasie nicht den geringsten Zwang anzuthun brauche, ihm ein Reklamebild für seine neue Marke „La Divinidad“ in Auftrag gegeben hatte. Er ergriff mit Feuereifer diese günstige Gelegenheit, um die Mythologie um eine neue Göttin „Nikotina“ zu bereichern. Auf leichten blauen Tabakswolken schwebend, stellte er eine völlig nackte Habanera mit üppigem schwarzen Haar und leicht bräunlicher Hautfarbe dar, wie sie, von dem feinen Aroma angenehm betäubt, sich zu träumerischer Ruhe nachlässig hingestreckt hat. Das Bild versammelte stets eine ganze Schar von Bewunderern vor dem Schaufenster des glücklichen Besitzers. Die Marke „La Divinidad“ wurde zwar dadurch nicht besser, aber es fand sich bald genug ein Liebhaber für das Bild, der einen sehr beträchtlichen Preis dafür bezahlte. Der Cigarrenhändler ging in seiner Kunstbegeisterung allerdings nicht so weit, dem Schöpfer der „Nikotina“ außer einigen Kisten „La Divinidad“ — Sumatraeinlage mit Havannadeckblatt — sonst noch etwas abzugeben; doch waren durch die Schaufenster noch andere findige Geschäftsleute auf den jungen Mann aufmerksam geworden, darunter ein Luxuspapierfabrikant. Die Bezahlung war nicht gerade glänzend, da der Name Vollborth ja noch ganz un-

bekannt war und das Angebot auch auf diesem Gebiet die Nachfrage übersteigt, — aber er hatte doch wenigstens fortwährend Beschäftigung und der Erlös reichte hin, ihm ein leidliches Auskommen zu sichern.

Die Möglichkeit, sich in einem guten Restaurant ohne Gewissensbisse, ohne quälende Sorge um den morgenden Tag satt essen, seine Ateliermiete bezahlen und seinen äußeren Menschen in ein würdiges Gewand kleiden zu können, erfüllte Manuel Vollborth anfänglich mit großer Befriedigung und Arbeitsfreudigkeit. Doch er hätte kein echter Künstler sein müssen, wenn sich nicht bald genug sein stolzer Idealismus gegen so gemeine Taglöhnerarbeit empört und sein Gemüt in einen Zustand moralischen Katzenjammers versetzt hätte. Bei seinem ehrlichen Berliner Freunde, dem Herrn Kunstmaler und Hausbesitzer Flörke, erfuhr er wenig Verständnis für sein Grollen und Klagen, und andere Genossen, die ihm so recht geistesverwandt gewesen wären, hatte er noch nicht gefunden, obwohl er in den Künstlerverein eingetreten war und dadurch doch so mancherlei Bekanntschaften gemacht hatte. So kam es denn, daß er nunmehr viel häufiger als früher Zerstreuungen aufsuchte, die ihm in den Zeiten seines hungernden Idealismus geradezu verächtlich erschienen wären. Er trieb sich vornehmlich in Restaurants mit Damenbedienung umher, obwohl ihm im Grunde seiner Seele das stumpfsinnige, plattgemeine Treiben in diesen Spelunken geradezu widerlich war. Dennoch aber setzte er seine Entdeckungsreisen fort, indem er dafür, wie so mancher andre junge Künstler, die Entschuldigung gebrauchte, daß er hier das Leben studiere und daß er so bald die Hoffnung nicht aufgeben wolle, vielleicht doch einmal in diesem Sumpfe des Lasters eine herbduftende, seltsame Menschenblüte zu entdecken, die seiner Phantasie irgend welche bedeutende Anregung zu geben im stande sei. Es kam dazu, um ihn in seinem gefährlichen Wahne zu bestärken, der Umstand, daß ihm einige Bücher aus der jüngstdeutschen Erzählerschule in die Hände geraten waren, in denen die verkannte Kellnerin eine stehende Hauptfigur bildete; und er war wirklich noch jung genug, um sich blenden zu lassen durch den pessimistischen Bombast, den liederlich-genialischen Phrasenwust, welcher nach der Meinung einiger jener jungen Herren die herzlich flachen Geschichten in das Reich der höchsten Poesie erhob.

So war er eines Abends im Februar auch in eine große Bierwirtschaft in der Friedrichstraße eingekehrt, welche den idyllisch anmutenden Namen des „Krugs zum grünen Kranze"

trägt. Im Gegensatz zu jenen modrig duftenden Blutegelteichen, wo blöde lächelnde Provinzbewohner und bleiche, verlotterte Großstadtjünglinge durch giftige Getränke und ungesunden Sinnenreiz stundenlang gefesselt werden, bis ihre Börsen ausgeblutet haben, herrscht in dieser dreistöckigen Mädchenkneipe doch eine naivere Fidelität, ein harmloserer Uebermut. Studenten stellen die größte Zahl der Stammgäste, fröhliche Burschenlieder, von echt deutsch-barbarischen Bierstimmen gebrüllt, lassen hier die Wände erzittern, und der begeisterte Bierpatriotismus treibt hier seine herrlichsten Blüten — besonders an vaterländischen Gedenktagen, wenn die lustigen Schenkinnen in weißen Kleidern und schwarz-weiß-roten Schärpen ihres Amtes walten.

Als Vollborth das Lokal betrat, hatte die Stimmung bereits ihren Höhepunkt überschritten. Die soliden jungen Leute, die am andern Morgen das Kolleg, sowie diejenigen, welche noch heute nacht verschiedene Cafés besuchen wollten, hatten sich schon entfernt und nur die starken Zecher und die ernsthaften Liebhaber hielten noch stand. Vollborth stieg in den ersten Stock hinauf, der — sowie auch der zweite — eine geräumige Galerie um den quadratischen Lichthof herum bildet, und setzte sich an einen leeren Tisch an der Seite, wo sich das in allen diesen Lokalen übliche Pianino befand.

Er vertrieb sich die Zeit damit, das Gebaren eines gleichfalls allein an einem Tische sitzenden älteren Herrn zu beobachten, welcher offenbar auf die nicht sonderlich hübsche, aber klug aussehende und herrlich gewachsene Bezirkshebe mehr oder minder solide Absichten hatte. Denn sobald das Mädchen einen Augenblick Zeit fand, mußte sie sich zu dem Biederen hinsetzen, und dann steckten sie die Köpfe zusammen und vertieften sich in augenscheinlich höchst ernsthafte Gespräche. Vollborth machte sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus, die Kellnerin so häufig wie möglich unter irgend welchem Vorwande zu sich zu rufen und eine Weile festzuhalten. Der ältere Herr bemühte sich dann mit jenem Ausdruck vertrauenerweckender Dummheit, die seinem Antlitz eigen war, gleichgültig ins Leere zu stieren, während er innerlich entschieden Folterqualen der Eifersucht zu erdulden hatte. Der junge Künstler vergnügte sich schadenfroh damit, allgemeine philosophische Fragen, wie z. B. über das Wesen der Liebe, an das Mädchen zu stellen, welche dieses mit offenherziger Nüchternheit, aber nicht ohne Witz beantwortete. Die Gesellschaft des jungen Künstlers wäre ihr weit angenehmer gewesen als die ihres gesetzten Anbeters.

„Ein bißchen Eifersucht schad't ihm nischt," erklärte sie mit heimlichem Gelicher, „der Mensch is so nüchtern, daß man'n dicke mit Pfeffer bestreuen muß, um'n genießbar zu machen. Aber verderben will ich's auch nicht mit'm; er hat sein gutes Auskommen, ist ausgerechnet verliebt in mich und dabei so dämlich, daß er im stande ist, mich zu heiraten. Na, und das können Se glauben, wenn unsereins erst'n paar Jahre in dem Geschäft thätig gewesen ist, dann fängt man an, ebenso solide an seine Zukunft zu denken, wie eine Pastorstochter vom Lande!" Damit setzte sie sich wieder zu ihrem Getreuen hinüber, steckte mit neckischem Lächeln seine Vorwürfe ein und begütigte ihn wieder dadurch, daß sie ihm eine welke Blume von ihrem Busen schenkte und aus seinem Glase nippte.

Da polterte noch eine verspätete, ziemlich stark angeheiterte Studentenschar die Treppe herauf und verteilte sich lärmend an die freien Tische. Bald erscholl aus ihren rauhen Kehlen der Schlachtruf: „Musik! Musik!" und alsbald fand sich auch der Lokalkünstler am Pianino ein und begann einen rauschenden Marsch zu spielen.

Manuel Vollborth fiel das feine, blasse Gesicht des schwarzlockigen Musikanten, der ihm sein schöngeschnittenes Profil zuwendete, sofort auf. Er schaute genauer hin und stutzte — ja, es war kein Zweifel, er hatte dies Gesicht schon einmal gesehen! Und nach einigem Nachsuchen in der Erinnerung kam er auch darauf, daß dies derselbe junge Mann sein müsse, der einst bei Vater Döhmke so unerwartet die Treppe hinaufgefallen war und sich Heinrich Reinecke genannt hatte. Der abenteuerliche, hübsche Mensch mit seiner Lebhaftigkeit und seinem Humor hatte ihm damals sehr wohl gefallen, und wenn jener, ein ernsthafter Musiker, so weit herabkommen konnte, um in einem solchen Vergnügungsort aufzuspielen, so mußte er sich gewiß in einer ähnlichen Gemütsverfassung befinden, wie er, der sich schon gänzlich zum Schildermaler entwürdigt wähnte.

Sobald das Musikstück zu Ende war, trat Vollborth an den Klavierspieler heran und fragte: „Irre ich mich nicht? Sind Sie nicht der Herr Reinecke, der vor ein paar Monaten aus San Francisco heimgekommen ist?"

Der Musiker errötete und sah den Frager betroffen an. „Ja, allerdings, mein Herr, ich weiß nur nicht, wo . . . . ."

„Bei Vater Döhmke sahen wir uns — an dem Abend, als Sie das Unglück auf der Treppe hatten!"

„Ah, richtig! Einer von den Herren Malern, nicht wahr? Sie entschuldigen, ich habe ein so miserables Gedächtnis für

Physiognomieen und Namen. Außerdem habe ich Ursache, ein möglichst strenges Inkognito zu bewahren — Sie werden vielleicht begreifen!" Er deutete mit einer leichten Handbewegung auf seine Umgebung, indem er dabei wiederum errötete. Und dann ließ er, wie um seine Verlegenheit zu bemänteln, seine schmalen weißen Finger in lebhaft modulierenden Arpeggien über die Tasten gleiten. „Es braucht's ja nicht jeder zu wissen, was ich für ein Lump bin!" murmelte er mit bitterem Lächeln vor sich hin.

Vollborth stellte sich ihm aufs neue vor, und dann — sich nachlässig gegen das Instrument lehnend — erzählte er ihm in wenigen Worten, daß er um des lieben täglichen Brotes willen seine Künstlerehre in ähnlicher Weise verkauft habe, und daß sie beide auf diese Weise wohl gegenseitige Teilnahme und Vertrauen beanspruchen dürften.

Reineckes ungesund umränderte dunkle Augen blitzten auf. „Wenn das möglich wäre!" seufzte er auf. „Ich habe mir ja alles selber eingebrockt; aber es ist doch schrecklich, diese geistige Vereinsamung so knurrend ertragen zu müssen aus lauter Furcht vor der Berührung mit unbequemen Bekannten. Außer meinen beiden Lehrern, die aber auch nicht ahnen dürfen, wer ich bin, sind diese guten Mädchen hier und einige Lotterbuben meines eigenen Kalibers mein ganzer Umgang."

Und als wollte er seine grimmige Scham in einem Tonmeer ertränken, griff er jetzt wild in die Tasten und aus dem leichten Harmonieengewebe ließ er sich eine Melodie voll trotziger Kraft und herber Wucht entwickeln, zu welcher ein stürmisch auf- und abrollender Baß die düster grollende Begleitung abgab.

Vollborth besaß eine angeborene Empfindung für Musik und erkannte staunend aus dieser improvisierten Leistung des Bierpianisten den Schmerzensschrei einer leidenschaftlich empörten Künstlernatur.

Reineckes Phantasieen erfuhren aber gar sehr bald eine gewaltsame Unterbrechung durch das rohe Gebrüll der trunkenen Studentenschar. Der Anführer derselben, ein garstig aufgeschwemmter Bierhüne, kam sogar mit drohender Miene auf den armen Musikanten zugestolpert und schrie ihn schon von ferne an: „Herr, in drei Deibels Namen, hören Sie endlich mit Ihrem blödsinnigen Radau auf! Haben Sie denn nicht gehört, daß ich mir schon seit einer halben Stunde die Kehle heiser schreie?" Und er riß einem der zunächst sitzenden Kommilitonen ohne weiteres den Renommierstock aus der Hand, schlug damit dreimal auf den nächsten Tisch und schrie mit seiner heiseren,

lächerlichen Tenorstimme: „Silentium! Es steigt das erste Allgemeine: ‚O alte Burschenherrlichkeit!‘ Die Musik spielt die Weise vor.“ Und nach dieser Kraftleistung begab er sich, nach einer abermaligen stummen Drohung gegen Reinecke, wieder auf seinen Platz.

Der arme, gedemütigte Junge knirrschte dem Rüpel eine Verwünschung nach und dann hämmerte er gehorsam die befohlene Weise herunter. Der wüste Chorus hatte schon eingesetzt, als der eifrige Wirt „zum grünen Kranze“ hinter seinen Klavierspieler trat und ihm ganz laut in die Ohren schrie: „Das kann ich Ihnen sagen, Herr Reinecke, wenn Sie mir noch einmal mit Ihrem verfluchten Phantasieren die Herren wild machen, dann ist's mit uns vorbei! Bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie hier den Künstler spielen können — ich dulde solche Faxen nicht!“

Vollborth hatte jedes Wort verstanden, er fühlte sich in Reineckes Seele hinein empört und that schon den Mund auf, um dem Wirt energisch seine Meinung zu sagen, als Reinecke mit dem Ausruf: „Nun, dann mag's meinetwegen gleich vorbei sein!“ heftig auf die Tasten schlug und von seinem Stuhle aufsprang.

Ganz verdutzt starrte der Wirt ihn an, während er Hut und Ueberzieher vom Kleiderhaken nahm, und erst als er sich schon zum Gehen wandte, gelang es ihm, sich aus seiner Verwunderung so weit aufzuraffen, um dem Gekränkten nachzueilen und, ihn am Aermel erfassend, einen Begütigungsversuch zu machen.

Doch Reinecke würdigte ihn keines Wortes weiter, machte sich unsanft los und ging seines Weges, gefolgt von Vollborth, welcher eiligst gezahlt hatte und es als selbstverständlich ansah, daß er nun zu dem Beleidigten stehen müsse.

„O Jerum! Jerum! Jerum! Schrumm! O quae mutatio rerum!“ schallte zum andernmal der Kehrreim aus den rauhen Kehlen. In ihrer Begeisterung hatten die Studenten zunächst das plötzliche Abbrechen der Begleitung gar nicht gemerkt, als aber der neue Vers „steigen“ sollte und die Musik nicht einsetzte, wandte sich der Sprecher von vorhin mit drohender Miene nach dem verlassenen Klavier um und schrie dem Wirt zu, was denn das hier für eine verdammte Wirtschaft mit der Musik sei.

Mit verlegenem Lächeln ging der kleine Mann auf den Tisch zu, an welchem der Präses saß, und sagte: „Die Musik streikt, meine Herren. Ich bedauere den Zwischenfall unendlich, aber . . .“

„Wo steckt der Kerl?“ schnaubte der Gewaltige. „Zaruck mit ihm und ran an den Baß!“ Damit sprang er auf und machte sich, von einigen Genossen begleitet, an die Verfolgung. Und eine kleine Schar kreischender und lachender Mädchen lief hinter den Studenten drein der Treppe zu.

Reinecke und Vollborth sahen einen schlimmen Auftritt kommen, mochten aber — obwohl sie einen erheblichen Vorsprung hatten — doch nicht feige fliehen, sondern gingen in nur wenig beschleunigtem Schritt die Treppe hinunter. Sie waren eben unten angekommen, als der studentische Unhold sie einholte. Er legte seine schwere Hand mit plumpem Griff auf Reineckes Schulter und herrschte ihn an: „Holla! Sie, alter Freund! Hier wird nicht gestreikt in diesem königstreuen Lokale! Verstehen Sie mich? Kommen Sie 'mal gefälligst wieder mit 'rauf oder . . .“

„Ich verbitte mir Ihre unverschämten Drohungen! Lassen Sie mich sofort los!“ knirschte Reinecke halblaut.

Der Auftritt verfehlte natürlich nicht, hier unten gleichfalls die Aufmerksamkeit der Gäste wie der Kellnerinnen herauszufordern, und es bildete sich sofort ein kleiner Kreis um die streitenden Parteien.

Der hünenhafte Student kam sich jetzt als Brennpunkt des allgemeinen Interesses erst recht groß vor und wollte die Abweisung des schmächtigen, zart gebauten Musikanten zuerst gemütlich aufnehmen, indem er ihm mit ironischem Lächeln zurief: „Na, na! Nur nicht aufgemuckt, alter Sohn! Kommen Sie 'mal hübsch artig wieder mit 'rauf, sonst sollen Sie sich auf andre Weise — gehoben fühlen!“

Ein lautes Gelächter der Umstehenden lohnte ihm diese überaus witzige Andeutung. Nur eine der Kellnerinnen, ein ziemlich hübsches, doch bleich und überanstrengt aussehendes Mädchen, drängte sich dicht an Reineckes Seite und flüsterte ihm ängstlich zu: „Laß sein! Geh' deiner Wege — ich bitte dich um Gotteswillen!“

Fast gleichzeitig raunte auch Vollborth ihm ins Ohr, er möge den Patron keiner Antwort würdigen, indem er zugleich Reineckes Arm in den seinen legte und ihn mit fortzuziehen suchte.

Der aber hörte die warnenden Stimmen nicht mehr. Sein heißes Blut wallte über, mit funkelnden Augen trat er dicht an den Studenten heran und rief mit wutbebenden Lippen: „Wen glauben Sie vor sich zu haben, Sie unverschämter Flegel? Wissen Sie, daß ich die größte Lust hätte, Ihnen ein paar Ohrfeigen. . . .“

Einem wütenden Stier gleich wollte sich der Student mit hochgeschwungenen Fäusten auf Reinecke stürzen, welcher blitzschnell zu seiner Verteidigung den linken Arm vorstreckte, während er mit der Rechten zu einem Streich ausholte. Der Kampf mit dem Riesen wäre aber doch für ihn sehr übel abgelaufen, wenn sich nicht noch eben rechtzeitig einer der andern Studenten und ein Gast, der unten, der Treppe zunächst, seinen Platz gehabt hatte, auf den Wütenden geworfen und ihn an den Handgelenken festgehalten hätten.

„Aber Baumann!" rief der besonnenere Student seinem Kommilitonen zu, „du wirst dich doch nicht mit so einem Menschen hier in eine Keilerei einlassen!"

Und der andre Herr setzte mit überlegener Ruhe und selbstbewußt feinem Lächeln hinzu: „Die Herren gestatten mir vielleicht, die Sache zu ordnen? Referendar von Schlichting —" stellte er sich mit leichter Verbeugung beiden Parteien vor.

Auf den Studenten übte die kavaliermäßige Ruhe des Referendars sofort die beabsichtigte Wirkung aus; er stellte sich gleichfalls vor, überreichte seine Karte und ließ es ruhig geschehen, daß Manuel Vollborth in kurzen Worten die Ursache des Streites erzählte, wobei er besonders betonte, daß Herr Reinecke wohl das Recht habe, sich einen Künstler zu nennen, und daß er sich deshalb eine so unwürdige Behandlung, wie sie ihm heute abend zu teil geworden, nicht gefallen lassen könne.

Es war Herrn von Schlichtings Miene anzusehen, daß sein Gerechtigkeitsgefühl zu gunsten des jungen Künstlers entschieden, doch als ehemaliger Korpsstudent war er viel zu gut auf den Komment dressiert, als daß er das so ohne weiteres zugegeben hätte. Der Studiosus Baumann konnte nur Vollborths Darstellung des Hergangs bestätigen — und damit war der Zwischenfall einstweilen erledigt; es fehlte nur noch die Karte Reineckes. Mit zitternden Fingern, noch bleich und hochatmend von der Aufregung, suchte jener in seinem Taschenbuch nach einer solchen und schrieb, nachdem er sie gefunden hatte, mit Bleistift seine Adresse darauf.

Mit einer kleinen Verbeugung nahm Herr von Schlichting die Karte entgegen, warf einen flüchtigen Blick darauf und — wandte sich dann mit unverhohlenem Erstaunen an Reinecke.

„Pardon!" stotterte er, „Henri Renard! Mir war doch, als hätte dieser Herr hier einen andern Namen genannt?"

Der junge Musiker errötete leicht und erwiderte leise: „Allerdings, mein Herr! Ich habe meinen Namen hier in

Heinrich Reinecke verdeutscht, weil meine herabgekommene Lage meine Verwandtschaft beschämen könnte! Sie verstehen?“

Der Referendar nickte eine stumme Bejahung und wechselte dann noch einige vertrauliche Worte mit den Studenten, worauf diese sich wieder die Treppe hinauf verfügten, während Vollborth und Renard Arm in Arm das Lokal verließen.

Eben war die Thür hinter ihnen ins Schloß gefallen, als die blasse kleine Kellnerin sich gleichfalls hinausstahl. In dem dunklen Flur des Vorderhauses holte sie die beiden ein und fiel unbekümmert um die Anwesenheit Vollborths und des die Hausthür aufschließenden Pförtners Henri um den Hals und flüsterte ihm aufgeregt ins Ohr: „Ach Gott! Was hast du angerichtet! Jetzt werden se kommen und dir fordern, nich wahr? Du darfst dir nich schlagen mit dem schrecklichen Menschen, das mußt du mir versprechen.“

Etwas unangenehm befangen, suchte Renard die zärtlich Besorgte von sich abzuwehren. „Laß gut sein, Maus, es wird so gefährlich nicht werden,“ versetzte er leichthin.

Aber sie ließ ihn nicht los und beharrte eifrig: „Nein, nein, ich laß mir nichts vormachen! Ihr wollt euch schlagen, und dann bringt er dir um, Heinrich! Ach Gott, ach Gott — das überleb' ich nich! Du mußt fort aus Berlin, hörst du? Wir pumpen die dicke Lotte an — die hat immer Geld.“

„Ach was, Dummheiten! Sei jetzt still!“ rief Renard ärgerlich, machte sich unsanft los und floh mit ein paar raschen Schritten mit Vollborth auf die Straße hinaus.

„Sie scheint Ihnen sehr gut zu sein!“ sagte der letztere, nachdem sie eine kleine Weile stumm nebeneinander hergegangen waren.

Henri erwiderte mit einem leichten Seufzer: „Ach ja! Das weiß der liebe Himmel! Das Mädel ist wie ein Hund — sie wird nicht leicht los zu werden sein, wenn ich einmal meine Freiheit brauche. Jetzt freilich, wo es mir so miserabel geht, da ist mir das gutherzige Ding noch ein wahrer Herzenstrost! Und auch in andrer Beziehung. ... Aber lassen Sie uns von was andrem reden! Ich will Ihnen nur wünschen, daß Sie nie so tief in den Sumpf geraten möchten! Ich freilich, ich scheine nun 'mal zum Lumpen geboren zu sein!“ Er ballte die Faust und schlug sich damit gegen die Stirn.

„Ja, ja! Es ist freilich eine nichtsnutzige Welt für einen Idealisten unsres Schlages,“ brummte Vollborth, um den Genossen zu begütigen. „Wenn Sie sich nur einmal zu einem

Kunstwerke aufraffen könnten, das auch dem Viehvolk wider Willen imponierte."

Der andre schwieg eine ganze Weile und dann sagte er ohne allen Uebergang: „Wollen wir ins Café Bauer gehen? Es ist da doch immer etwas großstädtische Menschheit beisammen und unsereins hat doch seinen Spaß an dem Vanity fair."

„Erlauben Sie vielleicht, daß ich mich anschließe?" rief da plötzlich eine Stimme hinter ihnen.

In dem Herrn, der jetzt seinen Hut gegen sie lüpfte, erkannten sie den Referendar von Schlichting. Die Höflichkeit erforderte, daß sie das Anerbieten freudig annahmen, obwohl sie lieber noch eine Stunde allein verplaudert hätten. Bald darauf betraten sie den taghell strahlenden, immer noch stark besuchten unteren Saal des Cafés und nahmen an einem Tischchen Platz, welches der Eingangsthür gegenüber und ziemlich versteckt hinter einem Pfeiler stand. Herr von Schlichting, der fast in allen Künsten selbst ein wenig dilettierte und sowohl in Beziehung auf Malerei wie auf Musik den Titel eines Kenners für sich in Anspruch nahm, war rasch genug mit den beiden Künstlern in lebhafter Unterhaltung begriffen.

Als Manuel Vollborth sich auf einen Augenblick entfernt hatte, um eines der Wernerschen Wandgemälde aus der Nähe zu betrachten, benutzte der Referendar die Gelegenheit und fragte Renard, ob er vielleicht mit dem bekannten Doktor Gisbert Renard verwandt sei.

Henri biß sich auf die Lippen und richtete einen mißtrauischen Blick auf den Frager, ehe er sich zu der Antwort entschloß: „Wenn Sie mir versprechen können, mich nicht zu verraten. . . ."

Herr von Schlichting blickte einigermaßen verwundert auf, versicherte aber dennoch zuvorkommend, daß er jedes Geheimnis zu wahren wissen werde.

„Nun dann: Gisbert Renard ist mein Bruder!" versetzte Henri leise.

„Ah, das ist doch seltsam! Er hat mir nie davon gesprochen, daß er einen Bruder besitze."

„Sie kennen Gisbert?"

„Jawohl, seit einigen Wochen sogar sehr gut. Sie wissen doch, daß er sich wieder verheiratet hat?"

„Ich weiß es aus der Zeitung — zur Hochzeit war ich natürlich nicht eingeladen!"

„Lori von Drenk ist meine Cousine. Seit sie von ihrer

Hochzeitsreise zurück sind, habe ich viel bei ihnen in der Drakestraße verkehrt. Uebrigens ein charmanter Mann, Ihr Herr Bruder — nur habe ich den Eindruck, als ob meine Cousine — nicht ganz die rechte Frau für ihn wäre."

„Wie ich meinen Bruder kenne," versetzte Henri nach einer kleinen Pause nachdenklich, „kann auf die Dauer mit ihm auskommen nur eine Frau, die richtig den Teufel im Leibe hat — d. h. lieber noch: ein Dutzend Teufel."

„Das läßt sich nun freilich von meiner schönen Base nicht behaupten," sagte der Referendar, „denn sie besitzt im Gegenteil alle Eigenschaften, die zu einem richtigen Engel gehören. Sie wird auch schon von allen Bekannten des Hauses die Madonna genannt. Obendrein ist sie noch so ein Stück Gelehrte, die über philosophische Gegenstände fließender zu reden weiß, als gewöhnliche Weiber über Toilettenfragen. Ich muß Ihnen gestehen, ich habe gleich von Anfang an meine starken Bedenken gehabt, namentlich deswegen, weil meine gute Cousine so unglaublich ernsthaft ist und für oberflächliches Getändel in der Konversation oder auch in der Empfindung gar keinen Sinn hat. Am allerwenigsten für leichte Witze, Kalauer, pikante Médisance und dergleichen Konversationspfeffer mehr — und gerade für diese Dinge hat Ihr Herr Bruder ein so ausgesprochenes Talent! Dem verdankt er hauptsächlich seine große Beliebtheit in der Gesellschaft. — Ich war neulich einmal bei Renards zu Thee geladen, als gerade ein paar besonders gefährlicher Witzköpfe beisammen waren. Da habe ich es so recht deutlich beobachten können, wie die arme Lori bei jedem besonders blutigen Kalauer ordentlich schmerzlich zusammenzuckte. Und wenn die andern laut lachten, brachte sie nur ein Lächeln zu stande, wie jemand, der sich Zahnschmerzen verbeißen will. Ich habe auch wohl bemerkt, was für vorwurfsvolle Blicke ihr Renard dann jedesmal zuwarf. Nach Tische sah ich sie einen Augenblick allein in einer dunklen Ecke bei einander stehen — na! Zärtlichkeiten hat er ihr bei dieser Gelegenheit nicht gesagt!"

Henri war der Auseinandersetzung des redseligen Referendars mit größter Aufmerksamkeit gefolgt und seine Gesichtszüge hatten dabei immer mehr den Ausdruck des Mitleids angenommen. Etwas nervös fuhr er mit den Händen durch sein volles krauses Haar, während er nun das Wort nahm: „Ich habe meine neue Schwägerin noch nicht gesehen; aber nach Ihrer Schilderung begreife ich nicht recht, wie es Gisbert gelungen sein mag, gerade eine solche Dame zu bezaubern."

„O, da kann ich Ihnen Auskunft geben: ich habe sogar wider Willen die Sache mit einfädeln helfen. Ihr Bruder hatte sie gleich richtig erkannt und redete zu ihr in lauter Essays und Broschüren! Nach der Hochzeit wird er sich das wohl bald genug abgewöhnt haben! Haha! Uebrigens mag sein schlimmer Ruf als gefährlicher Don Juan ihm auch noch geholfen haben! Es ist ja eine alte Erfahrung, daß gerade die keuschesten und ernsthaftesten Mädchen für solche berüchtigte Schmetterlinge sich besonders leicht erwärmen, weil sie alle glauben, sie allein seien berufen, solche Verirrten auf den Pfad der Tugend zurückzuführen — die kostbaren Seelen zu retten! Merkwürdigerweise nehmen diese gute Herzen fast immer Partei gegen ihr eignes Geschlecht und meinen, solche leichtsinnige Männer wären nur durch gewissenlose Frauen verführt worden, oder sie hätten das reine, edle Weib überhaupt noch nicht kennen gelernt! Es ist wirklich fabelhaft — aber in dieser Beziehung haben die gescheitesten Frauen immer gerade die thörichtesten Einbildungen."

Höchst befriedigt durch seine eben wieder bewiesene feine Beobachtungsgabe lehnte sich Günther von Schlichting in seinen Stuhl zurück und blies mit weit nach hinten übergebeugtem Kopfe Rauchringe in die Luft.

„Sie haben wohl Gisberts erste Frau nicht gekannt?" warf Renard hin. Und als jener verneinte, fuhr er fort: „Das war so eine mit dem nötigen Dutzend Teufeln im Leibe! Er hätte sie ruhig behalten sollen — denn was sie sich gegenseitig zu verzeihen hatten, das dürfte wohl so ungefähr Null gegen Null aufgegangen sein! Ich kann die neue Heirat nur verstehen, wenn. . . . Entschuldigen Sie die indiskrete Frage: hat Ihre Cousine Vermögen?"

„Sie ist die einzige Tochter, und Klein-Pölzin ist ein recht einträgliches Gut, wenn auch nicht eben groß. Vorläufig zahlt ihr der Papa wohl nur ein anständiges Nadelgeld, aber wenn er einmal die Augen zuthut, dann kann man Renard schon zu der Erbschaft gratulieren — Notabene wenn der Alte nicht etwa in seiner Verlassenheit darauf verfällt, sich wieder zu verheiraten! Uebrigens denke ich doch, daß Ihr Bruder so etwas kaum nötig hatte: er befindet sich doch augenscheinlich in sehr glücklichen Vermögensverhältnissen." Dabei lehnte sich Schlichting auf den Tisch und richtete einen lauernden Blick auf sein Gegenüber.

Ein kurz hervorgestoßenes „Ha!" war Henris ganze Antwort. Es war nicht ganz klar, ob es eine selbstverständliche

Bestätigung oder aber eine höhnische Zurückweisung ausdrücken sollte.

Schlichting legte es sich in dem letzteren Sinne aus, weil es so besser in seinen Gedankengang hineinpaßte. Er war ja nur deshalb diesem verkommenen Genie so eilfertig nachgelaufen, weil er, sobald er den Namen Renard gehört, aus den eigentümlichen Umständen sofort geschlossen hatte, daß dieser junge Mann wohl mit dem Gatten seiner Base in einem Zusammenhang stehen dürfte, den jener vielleicht zu verleugnen guten Grund hatte. Und es lag ihm viel daran, dem Doktor Gisbert ein wenig in die Karten zu sehen; denn er haßte den Mann! Er haßte ihn mit vollem Rechte als den Zerstörer seiner schönsten Hoffnungen. Seit Jahren schon hegte er den Plan, sich seine schöne Cousine und damit die Anwartschaft auf Klein-Pölzin zu erobern. Seinem Geiste und seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit traute er nicht nur die Kraft zu, Loris Neigung zu gewinnen, sondern auch die, ihr ihre etwas unbequemen und langweiligen gelehrten Liebhabereien in der Ehe abzugewöhnen und sie zu einer vollkommenen Salondame zu erziehen. In Klein-Pölzin sah sie ja außer einigen beschränkten Landjunkern keine jungen Männer, und als sie mit ihrem Vater allein nach Berlin gekommen war, trug er Sorge, so viel wie irgend möglich um sie zu sein. Er öffnete die Schleusen seiner Beredsamkeit, ließ seinen Geist in allen Farben spielen — wie hätte so ungeahnten männlichen Reizen das weltfremde Landedelfräulein widerstehen sollen? Im Sommer dieses Jahres gedachte er sein Assessorexamen zu machen und selbstverständlich glänzend zu bestehen. Was hätte der alte Drenk dann noch gegen ihn einzuwenden haben können? Seine Schulden betrugen ja nur etliche lumpige Tausend Mark! Er war also einer der solidesten jungen Staatsbeamten mit Aussicht auf eine glänzende Laufbahn. Es stand für ihn bombenfest, daß er einmal Minister werden würde. Außerdem blieb Klein-Pölzin in der Familie. Und das alles hatte dieser verwünschte Hans Dampf in allen Gassen, dieser dunkle Ehrenmann, dieser angejüdelte windige Spreefranzos' . . . o, die Reihe erbaulicher Ehrentitel, die Schlichting seinem glücklichen Nebenbuhler bereits angehängt hatte, konnte sich sehen lassen in einem Komplimentierbuch!

Ein Glück in allem Unglück war es noch zu nennen, daß der Zufall ihm die unbezahlbare Bekanntschaft dieses verleugneten Bruders verschafft hatte. Aus dem war sicher noch manches herauszuholen, woraus seine Rachlust Waffen schmieden

konnte. Sein Scharfsinn hatte bereits erkannt, daß Henri von einer tiefen Erbitterung gegen seinen Bruder erfüllt sei. Er war außerdem jedenfalls ein leichtsinniger Geselle und als solcher, wie auch als Künstler, sicherlich offenherzig und unschwer zum Plaudern zu bewegen. Er war ferner ein armer Teufel, durch den Zwischenfall des heutigen Abends wieder einmal um sein kümmerliches Brot gebracht — also konnte es nicht anders kommen, als daß er den neu erworbenen Freund demnächst anpumpte. Vor einem Freunde, der einem Geld geliehen hat, pflegen aber bekanntlich auch die tiefsten Geheimnisse des Mannesbusens nicht sicher zu sein!

Alle diese Erwägungen waren dem klugen Herrn Referendar blitzschnell durch den Kopf geschossen, als er jenes Ha! vernommen hatte. Und er hatte seine Pläne für die nächste Zukunft darauf sofort bis in alle Einzelheiten, wie z. B. die Höhe der Summe, die zu opfern er sich bereit finden sollte, im Geiste ausgearbeitet. Als guter Diplomat vermied er es, durch Verfolgung der aufgeworfenen diskreten Frage den Anschein unziemlicher Neugier zu erwecken. Er ging vielmehr auf ein anderes, gleichfalls naheliegendes Gesprächsthema über, indem er Henri riet, sich in der schwebenden Kontrahage mit dem Studiosus Baumann einfach abwartend zu verhalten. „Denn wenn Sie es recht bedenken," fuhr er fort, „so sind Sie eigentlich der Beleidiger, da der Student sich nur so betragen hat, wie es in solchem Lokal und einem gewöhnlichen Kneipenmusikanten gegenüber Brauch sein mag. Der Herr konnte ja nicht wissen, mit wem er es zu thun hatte."

„Nun ja," erwiderte Henri, „ich werde den ‚grünen Kranz' mit keinem Fuße wieder betreten — wüßte auch nicht, wie so ein Duell mit einem Menschen, den ich für einen ungebildeten, rohen Patron halte, mein gekränktes Selbstgefühl wieder herstellen sollte! Der Kerl ist zwei Kopf größer als ich, dreimal so stark und wahrscheinlich auch im Gebrauch der Waffen weit erfahrener — es sollte mir also wohl schwer werden, ihm auf diese Weise meine Ueberlegenheit zu beweisen! Wenn er sich aber durch mich beleidigt fühlt und mich fordert, dann soll er wenigstens sehen, daß ich mich nicht fürchte. An meinem Lumpendasein ist mir so wie so wenig gelegen!"

Schlichting war der Ansicht, daß Herrn Baumanns Blutdurst sich wohl bis morgen früh, wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hätte, einigermaßen gelegt haben würde, und versprach sein Bestes zu thun, um die Angelegenheit zu beiderseitiger bester Zufriedenheit zu ordnen.

Die beiden neuen Freunde drückten sich warm die Hand und dann sagte Henri, sich umschauend: „Wo bleibt denn nur Vollborth? Er thut ja, als ob er die großartigen Kunstwerke noch nie gesehen hätte!“

Schlichting, der gleichfalls hinter dem bergenden Pfeiler hervorgespäht hatte, entdeckte den jungen Maler vor dem ersten Bilde rechts vom Eingang. Aber er schien nicht sowohl das Gemälde, als vielmehr irgend eine lebendige Schönheit an einem der nächsten Tische dort zu studieren. Plötzlich packte der Referendar Henri am Arm und rief überrascht: „Donnerwetter, der Wolf in der Fabel! Dort sitzt ja meine schöne Cousine mit ihrem Manne und Ihr Freund starrt sie an, wie wenn . . . Da! Jetzt reißt er sich los.“

Der junge Renard war erschrocken zusammengefahren.

Nur ganz vorsichtig wagte er hinter dem Pfeiler hervorzulugen. Glücklicherweise wendete sein Bruder ihm gerade den Rücken zu, während die neue Schwägerin ihm ihr edles Profil darbot. „Bei Gott, das ist ja eine Schönheit — wirklich — eine blonde Madonna! Hat der Mensch ein unverschämtes Glück!“ rief Henri ehrlich entzückt.

„Ich muß doch wohl 'mal hingehen und guten Abend sagen. — Sehen Sie nur, Lori sieht wieder gar nicht so aus, als ob sie sich heidenmäßig amüsierte. Ich muß sie doch ein wenig aufheitern.“ Mit diesen Worten erhob sich Herr von Schlichting und reichte Renard zum Abschied die Hand.

„Nicht wahr, Sie verraten mich nicht?“ flüsterte jener doch etwas ängstlich, ihn an der Hand zurückhaltend. „Mein Bruder glaubt mich in Amerika; er darf um keinen Preis erfahren . . .“

„Seien Sie ganz ruhig, lieber Renard,“ fiel der Referendar mit biederem Lächeln ein, „ich werde Sie nicht verraten! Auf Ehrenwort!“ Er grüßte und ging nach dem andern Tisch hinüber, unterwegs sich von dem ihm begegnenden Vollborth flüchtig verabschiedend.

Gleich darauf setzte sich letzterer wieder zu Henri, packte den nicht wenig Erstaunten mit beiden Händen um den rechten Oberarm, schüttelte ihn heftig und raunte ihm mit blitzenden Augen zu: „Endlich, endlich habe ich sie wiedergefunden, die himmlische Erscheinung! Da drüben sitzt sie, sehen Sie, dort an dem dritten Tisch vom Fenster, mit ihrem Manne! Denken Sie, sie ist verheiratet — mit einem Menschen . . . O! ich habe in der Nähe gestanden und deutlich gehört, wie er auf sie

losgescholten hat — ich hätte dem Kerl an die Gurgel fahren mögen! — Teufel! Was ist denn das? Da sitzt ja dieser Herr von Schlichting an ihrem Tisch und thut ganz vertraut!" Dabei sprang Vollborth auf und machte eine Gebärde, als ob er mit einer Hand den Gemahl, mit der andern den Referendar erdrosseln wollte.

„Beruhigen Sie sich nur," mahnte Renard, indem er den Aufgeregten auf seinen Stuhl zurückzog, „Herr von Schlichting ist ein Vetter meiner Schwägerin."

„Ihrer Schwägerin?"

Eine Viertelstunde später verließen die beiden jungen Künstler Arm in Arm das Café. Schon hatten sie sich ihre wichtigsten Geheimnisse anvertraut, aber noch lange, lange spazierten sie, des naßkalten Nachtwindes nicht achtend, durch die Straßen und wurden nicht müde, ihre Gedanken und Empfindungen gegenseitig auszutauschen. Obwohl Vollborth mehr ernst und schwärmerisch, der junge Renard mehr leichtsinnig und in den Aeußerungen seines Temperamentes gewaltsam war, hatten sie sich doch als geistesverwandte Künstlerseelen erkannt und schieden als aufrichtige Freunde voneinander.

So freundlich hatte Lori ihren Vetter Schlichting noch nie angeschaut, wie an diesem Abend. Sie war nahe daran gewesen, in Thränen auszubrechen über die bissigen Vorwürfe ihres Gatten wegen ihrer langweiligen Zurückhaltung in Gesellschaft. Da war der Vetter gerade zur rechten Zeit mit seiner geläufigen Suada dazwischen gekommen, um ihren Mann wenigstens für den Rest dieses Abends auf andere Gedanken zu bringen. Der gute Vetter Schlichting! Der liebe Günther! Sie drückte ihm so warm die Hand beim Abschied und lächelte so gütig!

Und er küßte der Madonna die weiße Hand — und schwur ihrem Gatten fürchterliche Rache!

Siebentes Kapitel.

Das Ballfest der Presse.

An einem der nächsten Tage fand, wie alljährlich, das Ballfest der „Berliner Presse" im Wintergarten des Centralhotels statt. Doktor Gisbert Renard wollte mit seiner jungen Frau das Fest besuchen und der alte Freiherr hatte gebeten,

sich ihnen anschließen zu dürfen. Lori machte sich nicht viel aus dem Tanzen, aber sie freute sich darauf, den und jenen der bekanntesten Schriftsteller dort zu sehen und vielleicht vermöge der ausgedehnten Beziehungen ihres Mannes auch wirklich kennen zu lernen. Ja, es war im Grunde das erste gesellschaftliche Vergnügen, dem sie mit höher gespannten Erwartungen entgegensah, denn in den Kreisen, in welche sie ihr Mann bisher eingeführt hatte, war ihr nichts weniger als behaglich zu Mute gewesen. Nur zu bald hatte sie dies protzige Bourgeoistum in seiner aufgeblasenen Hohlheit durchschauen gelernt. Alle diese Sanitäts-, Justiz-, Kommerzien- und Kommissionsräte, so wirklich und geheim sie auch immer sein mochten, alle diese geschwollenen Börsenleute mit dem ausrasierten Doppelkinn, die würdevollen Großindustriellen mit dem berühmten weiten Blick, diese mit Mühe eingefangenen „Mauernweiler", die linke Frackhälfte bedeckt von dem lückenlosen Tierkreise kleinstaatlicher Ordenssterne, oder die einheimischen Kunstgrößen, welche ihre eitle Anmaßung hinter einer wohlwollenden Herablassung oder einer übertriebenen Gespaßigkeit zu verbergen suchten, — alle diese Typen kehrten, wenn auch unter verschiedenen Namen, so ziemlich in allen Gesellschaften wieder. Ueberall dieselbe flache Anbetung des Erfolgs, des Namens, dieses Sichvordrängen, Spreizen und Posieren, um die Aufmerksamkeit zu erregen, dieses Haschen nach Witz, um damit die eigentliche Gedankenarmut zu verhüllen, diese blöde Unterordnung des eigenen Urteils unter dasjenige der flachköpfigen Allgemeinheit, überall dieser Mangel an Unbefangenheit, Ursprünglichkeit, diese Furcht vor derber Ehrlichkeit, dieses breitlächelnde Behagen an der Zweideutigkeit, am gesellschaftlichen Skandal. Wohl fanden sich in den Kreisen dieser Leute überall einige wirklich gute Köpfe, Menschen mit eigenem Urteil und eigenen Ideen, welche die Nichtigkeit des Glanzes um sich herum klar erkannten, aber klug genug waren, sich das nicht merken zu lassen. Das waren die jüngeren Streber, welche diese Herrschaften umschmeichelten, weil sie von ihnen „geschoben" zu werden wünschten, sowie die verblichenen Berühmtheiten, welche sonst vergessen zu werden fürchteten.

Nachdem die junge Frau Renard ein halbes Dutzend solcher Gesellschaften mitgemacht und erkannt hatte, daß eine der andern auf ein Haar gleiche und höchstens noch die An- und Abwesenheit von Offizieren ein unterscheidendes Merkmal darbot, sehnte sie sich fast zurück nach der harmlosen Gesellig-

keit, welche die pommerschen Gutsnachbarn untereinander pflegten. Zwar wurde dort an Geist unendlich wenig ausgegeben, aber dieses Wenige war doch wenigstens bare Münze, nicht nur Spielmarken, wie in diesen Salons von „ganz Berlin“. Dieses flüssige, lächelnde Geschwätz beunruhigte sie und störte sie in der gewohnten und etwas langsamen Denkarbeit, wie das Summen eines Fliegenschwarmes einem in heißen Sommertagen oft den schönsten Morgentraum zerstört. Sie wußte viel, sie dachte noch mehr, aber es fehlte ihr jene Schlagfertigkeit, welche zum Geistreichscheinen unerläßlich ist. Das Gefühl, diesen Leuten infolgedessen als einfältig und langweilig zu gelten, war ihr unangenehm, wiewohl ihr im Grunde an deren Meinung wenig gelegen war.

Und ihr Mann fühlte sich gerade in dieser Gesellschaft so wohl! Er überragte die meisten Mitglieder derselben an Geschmack, Urteilsfähigkeit und Verständnis für ernsthafte Fragen und schlug alle durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und Gewandtheit im Verkehr; aber das Bewußtsein dieser Ueberlegenheit vermochte doch nicht ihn gleichgültig zu machen gegen den Kitzel, den seine Eitelkeit empfand durch diese alltäglichen Siege, die Beifallsbezeigungen strahlender Augen und lachender Gesichter. Seine verletzte Eitelkeit gab denn auch den Anlaß zu den ersten Trübungen ihres Flitterwochenglückes. Er hatte als selbstverständlich angenommen, daß seine junge Frau durch seine gesellschaftlichen Triumphe mit womöglich höherer Befriedigung erfüllt werden würde, als er selbst, dem sie ja schon zur Gewohnheit geworden waren. Er hatte es sich so schön gedacht, sein erstes Auftreten in den Berliner Salons an der Seite dieser bildschönen Frau: er freute sich innig auf die Triumphe, welche ihre Schönheit feiern würde, und genoß schon die Vorahnung der Schadenfreude, welche er empfinden würde, wenn er so zahlreiche Männerherzen an den Nadeln ihrer Blicke sich verzappeln sehen würde, als einen besonderen Leckerbissen ehemännlicher Eitelkeit. Wie groß und strahlend würden Loris weiche Madonnenaugen ihm folgen, ihm, dem Löwen aller Salons von Berlin W., wie würde ihr junges Herz freudig erzittern, wenn sie gewahr ward, wie so viele allerliebste junge Mädchen, geistreiche schöne Frauen ihn umschmachteten, sie beneideten, die den großen Fang gethan hatte! Und wenn sie dann zurückkehrten in ihr kosiges Heim, wie reichen Stoff zu jenen entzückenden kleinen Eifersuchtsscharmützeln würden sie dann mitgebracht haben! Wie wollten sie sich unter Lachen, Zanken und Zausen und unter tausend Küssen wieder versöhnen!

Und nun hatte sich von alledem, was seine lebendige Phantasie sich so reizvoll vorgestellt, nichts verwirklicht! Sie ging zwar gehorsam mit, wohin er sie führte, aber es ließ sie alles kalt, was für ihn eine notwendige Würze des Daseins hieß. Sie rührte nicht einen Finger, um die Aufmerksamkeit irgend eines Gesellschaftsmenschen zu fesseln, mit vornehmer Liebenswürdigkeit ließ sie die Leute an sich herankommen, aber keinem ging sie auch nur einen Schritt entgegen. Selten hörte man sie lachen, niemals suchte sie andere zum Lachen zu reizen, und sobald ihr eine Schmeichelei ins Gesicht gesagt wurde, verstummte sie oder wies sie sie mit philiströser Gewissenhaftigkeit zurück. Ihre Schönheit wurde zwar von allen anerkannt, ohne jedoch irgend jemandem zu Kopfe zu steigen — außer den harmlosen jungen Mädchen, deren sich viele in sie verliebten und sie oft mit schwärmerischer Zudringlichkeit verfolgten. Seine, des Gatten, Triumphe schienen sie dagegen nicht nur kalt zu lassen, sondern ihr sogar Unbehagen zu bereiten — wenigstens konnte er sich den halb traurigen, halb vorwurfsvollen Blick ihrer großen Augen, den er so oft in Gesellschaft auf sich gerichtet fühlte, nicht anders auslegen. Und dabei war sie doch von kleinlicher Eifersucht weit entfernt, wenigstens hatte sie bisher noch keinen Anlauf zur kleinsten Gardinenpredigt genommen. Auffallend war es nur, daß sie bei der Heimkehr aus Gesellschaften weit schweigsamer als gewöhnlich war. Unterwegs gähnte sie unverhohlen und gestand, daß sie sich sehr gelangweilt habe. Und zu Hause angekommen, legte sie ihre Arme in der ihr eigenen langsamen, lässigen Weise um seinen Hals und fragte mit einem fast wehmütigen Lächeln, welches ihr allerdings entzückend stand, nur immer: „Liebst du mich? Ja — liebst du mich auch wirklich?"

Gisbert war sich bald genug darüber klar, daß das alles zwar recht lieb und schön, aber auf die Dauer doch wirklich etwas langweilig sei. Schade, schade, daß diese Frau, ausgestattet mit den vollkommensten Reizen und seltenem Reichtum des Geistes und Gemütes, so träges Blut, so gar keine Phantasie besaß! Es fehlte ihr gänzlich jene unermüdliche Erfindungsgabe, welche anmutig kokette Frauen in der Ehe mit einem geliebten Manne erst recht voll zu entwickeln pflegen, um durch tausend kleine Künste und Kniffe den Strom der Liebe nicht in nüchterner Gewohnheit versanden zu lassen. Freilich war Lori auch eine hingebende Gattin — er konnte wohl ahnen, daß seine feurige Zärtlichkeit sie beglückte, aber sie gestand ihm das nie aus freien Stücken, nie kam sie ihm ent-

gegen oder forderte ihn etwa gar heraus. Ja oft genug war ihr Betragen ein solches, daß es den Anschein hatte, als müsse sie sich überwinden, ihm ein Opfer zu bringen — und das gab dann seinem Glücke einen bitteren Beigeschmack, der auch durch viele Süßigkeit nicht so leicht zu betäuben war. — Sein Freund hatte wirklich recht behalten, sie war eine „kühle Blonde“ und ihr Naturell von dem seinen so grundverschieden, daß an einen glücklichen Ausgleich kaum zu denken war.

Und doch hatte gerade diese Verschiedenheit den mächtigen Zauber auf den blasierten, durch Frauengunst verwöhnten Mann ausgeübt. Er liebte seine Frau in Wahrheit viel ernster und tiefer, als er je zuvor geliebt hatte, und diese Liebe stärkte in ihm die Hoffnung, daß sie nicht immer die kühle Blonde bleiben werde. Sie war nun die Seine und dennoch sollte sie erst noch erkämpft werden. Es gab da Felsen zu sprengen, Klüfte zu überbrücken, lebendiges Wasser in tote Gründe zu leiten, und die Aussicht auf so reiche Liebesarbeit spornte Gisberts Thatkraft gewaltig an. Er hatte nicht den geringsten Grund, daran zu zweifeln, daß er der rechte Mann sei, um jedes Weib zu beglücken — seine nächste Aufgabe war jetzt nur, erst das Weib in Lori zu erwecken. Freilich, die Aufgabe war schwer, da alle die Forderungen, die ihm so natürlich erschienen, an ihrem Unverständnis abprallten. Mehr als einmal schon hatte er die Geduld verloren, wenn sie seinen sanften Vorwürfen wegen ihrer Kälte und übertriebenen Zurückhaltung immer nur dieselbe Duldermiene und dieselbe stehende Redensart: „Aber ich kann doch nicht anders!“ entgegenzusetzen hatte. Seine nervöse Ungeduld verleitete ihn dann oft, in seinen Vorwürfen Worte zu wählen, welche sie aufs tiefste erschreckten und die er nachher als unzart bereute. Dann gab es von ihrer Seite Thränen, von seiner Seite üble Laune, und damit verdarben sie sich manchen schönen Tag.

Heute zum erstenmal sah Lori, wie schon bemerkt, dem Abend mit froher Erwartung entgegen, und auch Gisbert hoffte, daß das bunte Treiben dieses Ballfestes der „Ritter vom Geiste“ — wie sich die Ritter von der Feder so gern nennen hören — seiner stillen Frau doch einigen Eindruck machen werde. Er war selbst Mitglied des Ballkomitees des Vereins der „Berliner Presse“ und hatte dafür Sorge getragen, daß seiner Frau keine Berühmtheit entgehen konnte und eine interessante Gesellschaft zum Nachtessen gesichert wurde! Er hatte auch selbst an der Beratung mit der Schneiderin über das Ballkleid, das erste, das Lori als seine Frau tragen sollte,

teilgenommen und seine Wünsche zum Ausdruck gebracht. Sie mußte reizend aussehen in ihrem weißen Plüsch mit den Granatblüten! Er freute sich wirklich wie ein Kind auf diesen Abend.

Festlich geschniegelt und gebügelt, elegant und duftend betrat er Schlag neun Uhr ihr Toilettenzimmer, um zu sehen, was Schneiderin und Friseuse aus dem herrlichen Material, das die Natur ihnen in die Hand gegeben, für ein Kunstwerk zu stande gebracht hätten. Lori hatte schon den weißen Pelzumhang um die Schulter genommen und ließ sich eben von dem Mädchen die gefütterten Boots über die zierlichen Atlasschuhe streifen.

Gisbert schickte die Zofe unter einem Vorwande hinaus und dann trat er rasch vor seine entzückende Lori hin und wollte ihr den Umhang vom Halse losnesteln. Aber sie hielt ihn mit beiden Händen über dem Busen zusammen und sagte ängstlich: „Nein, laß das, nicht jetzt!“

Er runzelte leicht die Stirn, lachte aber doch noch, indem er erwiderte: „Aber Kind, soll denn dein eigener Mann nicht wenigstens das Vorrecht haben, eine Viertelstunde früher bewundern zu dürfen, was nachher alle Welt bewundern darf!“ Und damit löste er mit sanfter Gewalt ihre Hände und warf den Pelzkragen beiseite.

Er trat einen Schritt zurück, stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf den Boden und rief: „Aber Lori, das ist doch wirklich! ... Ich habe doch der dummen Person, der Schneiderin, ganz genau alles angegeben! Was hat sie dir denn da für gräßliche Falten oben um den Ausschnitt gelegt und was soll der weiße Tüll, der da überall so vordringlich herausschaut?“

Lori ließ die schönen bloßen Arme schlaff an ihrem Körper herabhängen und wandte das blonde Haupt errötend zur Seite.

„Ich wußte, daß du böse sein würdest, Gisbert, aber ich konnte nicht anders! Die Schneiderin hat alles nach deinem Wunsch gemacht — aber ich konnte mich unmöglich vor den Leuten so sehen lassen, — ich wäre vor Scham in die Erde gesunken! So sieht es doch wenigstens etwas anständiger aus, denke ich.“

Gisberts Stirn überzog eine jähe Röte und seine Lippen bebten vor Zorn, als er ihr höhnend erwiderte: „Anständig! O ja, nach euren hinterpommerschen Begriffen mag das anständig sein — unter geistig freien, künstlerisch sehenden und fühlenden Menschen hält man es aber einfach für lächerlich,

wenn eine Frau, der die Natur einen so herrlichen Wuchs verliehen hat, ihn nicht wenigstens bei solchen spärlichen Gelegenheiten, wo die dumme Sitte es gestattet, stolz und frei zur Schau trägt, zur Freude schönheitsdurstiger Augen. Ach Lori, wirst du denn nie begreifen. ..."

Die Flurklingel wurde in diesem Augenblick stark geläutet.

„Das ist Papa!" unterbrach Lori rasch ihren Gatten, um der weiteren Auseinandersetzung zu entgehen.

Da zog sie Gisbert in seine Arme, preßte sie heftig an sich und flüsterte ihr gleichzeitig ins Ohr: „Komm, Liebchen, sei gescheit — laß mich dir wenigstens den gräßlichen Tüll abreißen!"

„Nein, nein, ich kann nicht!" rief sie, indem sie ihn von sich drängte. „Wenn du mich so nicht magst, bleibe ich lieber zu Hause."

Er wollte etwas Heftiges erwidern, bezwang sich jedoch, eilte hinaus und warf die Thür hinter sich ins Schloß. —

Der Freiherr von Drenk besaß neben einigen andern Eigenschaften, die ihn noch als Provinzialen kennzeichneten, auch die, daß er stets zu spät zu kommen fürchtete. Lori ließ ziemlich lange auf sich warten und das war er gar nicht von ihr gewöhnt, denn daheim unter den Landedelfräulein war sie dafür berühmt gewesen, daß sie in fünf Minuten den Anzug zum Ausgehen zu wechseln im stande war. Als sie endlich erschien, merkte der Alte, trotzdem sie ihn mit einem hellen Lächeln begrüßte, daß es eben etwas gegeben haben mußte, ja auch der feuchte Glanz der dunkelblauen Augen kam ihm nicht recht natürlich vor.

„Na, Kinder, habt ihr euch gezankt?" rief er ihnen gutmütig drohend zu. „Ihr gefallt mir heute alle beide nicht recht."

Lori hätte es nie übers Herz gebracht, mit ihrem Vater über die großen und kleinen Mißverständnisse zu reden, welche ihr junges Eheglück schon jetzt zu bedrohen begannen. Sie war nun einmal eine verschlossene Natur und hatte von jeher alles mit sich allein ausgekämpft. So wich sie denn einer Antwort mit Lachen aus und Gisbert schützte geschäftlichen Aerger vor.

„Ach, wer wird sich gleich verstimmen lassen," sagte der Freiherr, während sie alle drei die Treppe hinunterschritten. „Ich habe da heute einen Brief von Hause gekriegt, über den ich mir geradezu die Haare ausraufen möchte! Uebrigens habe ich sie mir auch wenigstens schneiden lassen — haha! Denkt euch, unser Inspektor hat sich mit unserer Mamsell verlobt

und nun kündigen mir alle beide, weil sie Hals über Kopf heiraten und eine Pachtung übernehmen wollen. Ist das nicht genug, um einem die Ballstimmung zu verderben? Inspektoren gibt es ja genug — da kriege ich zehn für einen! Aber eine gute Mamsell, die kann man mit der Lupe suchen, und wenn man sie hat, wird sie einem doch gleich wieder weggeheiratet!"

„Ja, Papa, du brauchst jetzt doch eine Wirtschafterin, die etwas mehr Dame ist, die etwas repräsentieren kann; vielleicht ist es da ganz gut, daß es so gekommen ist," tröstete Lori.

Der Alte, der in dem niedrigen Wagen den Hut abgenommen hatte, fuhr sich seiner Gewohnheit nach in der Aufregung durch das Haar und zerstörte dadurch die sorgfältige Ballfrisur. „Entsetzlicher Gedanke," brummte er, „solch ein Frauenzimmer zu suchen! So etwas ist mir immer schrecklich gewesen. Wie soll man's ihnen an der Nase ansehen, was man von ihnen zu erwarten hat! Aber nicht wahr, Kinder, ihr helft mir? Wenn sich welche persönlich vorstellen, schicke ich sie zu dir, Lori."

Die Polonaise war bereits im Gange, als Renards mit dem Schwiegervater den Wintergarten betraten. Riesige gemalte Velarien verhüllten die bahnhofsartige Eisenkonstruktion der weiten Deckenwölbung, Tannenbäume, Lorbeer- und Orangekübel verkleideten die Wände sowie die Bühne, von der die Musik ihre Weisen erschallen ließ, rosa Schleier dämpften angenehm das unbarmherzige Licht der elektrischen Lampen und künstliche Blumen zogen sich von einer dieser Glaskugeln zur andern. Die eine der Schmalseiten des Riesensaales wurde eingenommen von einem flotten, farbigen Zeltbau, welcher Druckerei und Redaktion einer Zeitung im kleinen darstellte und mit allerlei humoristischen Wandgemälden und Plakaten ausgestattet war, wie Setzerhumor und Journalistenwitz sie zum Schmuck ihrer meist so nüchternen Werkstätten anzubringen pflegen. Hier wurden während des ganzen Abends scherzhafte Flugblätter gesetzt und gedruckt. In der gegenüberliegenden Ecke des Wintergartens beherbergte ein anderes phantastisches Zelt eine recht anlockende Ausstellung der zahllosen Gewinne für die Tombola, welche Verleger, Dichter und Künstler gestiftet hatten. Die Treppenrampe, welche die um eine halbe Geschoßhöhe über dem Parkett des Saales liegende und durch Nischen vielfach geteilte Speisegalerie mit jenem verbindet, war bereits dicht besetzt von Zuschauern, meist geladenen Ehrengästen, Würdenträgern des Staates und der Stadt, ausländischen Diplomaten und dergleichen dekorativen Persönlichkeiten mehr, sowie

ferner von der älteren Generation von Leuten, die überall dabei sind, weil sie es dazu haben, den Bankchefs, welche der Zeitung, die ihren Interessen diente, heute einmal die Ehre erweisen zu müssen glaubten, samt ihren üppigen, juwelenstrahlenden Gattinnen, sowie endlich zu spät gekommenen Familien, deren Töchter keine Tänzer mehr gefunden hatten.

Gisbert riet seinem Schwiegervater, sich vorläufig gleichfalls auf der Rampe zu halten und von dort aus das farbenbunte Gewoge zu genießen. Er selbst schloß sich mit seiner Frau schleunigst der Polonaise an, um wenigstens fürs erste der Notwendigkeit überhoben zu werden, seinen guten Schwiegerpapa jedermann vorzustellen. Der Freiherr von Drenk besaß nämlich auch eine wahrhaft unheimliche Sucht, sich jedermann, mochte die Begegnung auch noch so flüchtig sein, z. B. während einer Stadtbahnfahrt, im Zwischenakt oder kurz bevor einer von der Pferdebahn abspringen wollte, vorstellen zu lassen, sobald er eine irgendwie geeignete Mittelsperson zur Seite hatte. Er war immer darauf aus, seine Anschauungen durch das Gespräch mit hervorragenden Männern zu bereichern, wie er sich ausdrückte, obwohl er im Grunde nur Gelegenheit suchte, seinen eigenen Ideen über die Verderblichkeit der Simultanschulen, sowie über die Verbrüderung der Freimaurerei mit dem internationalen Judentum auf solche Weise Verbreitung zu verschaffen. Er ging dabei von der liebenswürdig-naiven Ueberzeugung aus, daß seine eigene Persönlichkeit jedermann gerade so interessant und wichtig erscheinen müsse, als ihm selbst die eines jeden Menschen erschien, der seinen Auseinandersetzungen ein Weilchen geduldig folgte.

Als Doktor Renard nach Beendigung des ersten Tanzes wie ein Pfeil an ihm vorüberschoß, um sich einer schönen Bühnenkünstlerin zu bemächtigen, die er just von unten aus erspäht hatte, hielt ihn Drenk am Frackschoß fest und berichtete ihm strahlenden Antlitzes, daß er soeben die Bekanntschaft des französischen Botschafters gemacht habe, dank der gütigen Vermittelung des Zufalls, der Madame Herbette ihr Taschentuch verlieren ließ, welches er aufhob — wodurch sich denn die Anknüpfung ganz natürlich ergeben hatte.

„Ich habe es ja immer gesagt, es gibt nichts Liebenswürdigeres als einen fein gebildeten Franzosen! Du hättest nur sehen sollen, mit welcher Teilnahme Monsieur Herbette meinen Auseinandersetzungen über Crémieux folgte!“

Der republikanische Botschafter hatte nämlich kaum eine Silbe von Drenks hinterpommerschem Französisch verstanden,

sondern sich nur mehrmals mit höflichster Zustimmung verbeugt!

Mit einem ironischen Glückwunsch machte Gisbert sich los und eilte der Stelle zu, wo er die diamantenblitzende Schönheit des Königlichen Schauspielhauses bereits von einer bedrohlichen Verehrerschar umgeben sah; da wurde er in seinem Laufe abermals aufgehalten durch den lauten Ausruf einer etwas heiseren Männerstimme: „Da haben wir 'n ja endlich!“ und als er sich daraufhin mit nicht eben freundlicher Miene umwandte, entdeckte er in dem Rufer eine Persönlichkeit, die er am allerwenigsten hier zu finden erwartet hatte.

Vor ihm stand in seiner ganzen Länge hoch aufgerichtet, in einem schlotternden Leibrock und gänzlich aus der Mode gekommener weißer Binde, sorgfältig rasiert, jedoch mit ungeschminkter Kupfernase Vater Döhmke aus Treptow! Und hinter ihm, offenbar seinem Schutze sich anvertrauend, bewegten sich drei Gestalten vom echtesten Berliner Schlage, Vater, Mutter und Tochter. Vergeblich bemühte sich Renard freudige Ueberraschung zu heucheln, während er ausrief: „Nanu! Macbeth kann nicht erstaunter gewesen sein, als er den Wald von Dunsinan gegen seine Burg anrücken sah, als ich es bin, dich hier zu sehen, Onkel Döhmke!“

„Ja, det kann ick mir lebhaft vorstellen. Wäre mir auch alleene im Traum nich einjefallen, wenn nich diese Herrschaften hier mir so lange getriezt hätten. Erlaube, daß ich dir meine freundlichen Wirte vorstelle: Herr Fabrikant und Bezirksvorsteher Zwillich nebst Frau Gemahlin und Fräulein Tochter. Sie wollten sich doch jar zu jerne den Klimbim mal ansehn, und da se wußten, daß ich dich kenne und auch noch sonst so 'n paar olle Knöppe von anno Achtundvierzig her, die inzwischen auch unter de Zeitungsschreiber jejangen sind, so haben se mich gebeten, ich möchte se unter meine Fittiche nehmen, damit se doch auch richtig was von de litterarischen Berühmtheiten zu sehen kriejen.“

„Ach ja, nicht wahr? Und dann sind Sie wohl auch so freundlich, Herr Doktor, und verschaffen meine Else ein paar recht interessante Tänzer. Sie hat sich so auf Bernhard Auerbach von die Schwarzwälder Dorfgeschichten jespitzt,“ flötete Frau Eugenie Zwillich mit dem weichen gé. „Barfüßele ist nämlich ihr Ideal — wenn sie mit dem bloß einmal rum tanzen könnte!“

„Ja, das wird sich schwer machen lassen,“ lachte Renard, „Herr Berthold Auerbach ist bereits vor einer Reihe von Jahren verstorben.“

„Na, denn wenigstens Julius Stinde!“ beharrte Frau Zwillich, ohne den Hintritt Berthold Auerbachs weiter zu betrauern. „Wissen Sie, ‚Frau Wilhelmine‘ ist ja nicht mehr so, aber sonst schreibt der Mann doch jroßartig!“

„Und verdient'n klotzijes Jeld!“ ergänzte Herr Zwillich wichtig.

„Du bist auch immer gleich so materalistisch, Alterchen!“ scherzte seine Gattin und fügte sogleich, zu Renard gewendet, die Frage hinzu, ob Herr Stinde wohl verheiratet sei.

„Ich glaube nicht,“ versetzte Renard ungeduldig und wollte sich eben unter irgend einem Vorwande rasch losmachen, als die stolze Schöne vom Schauspielhause, auf die er es abgesehen hatte, am Arme eines Offiziers an ihm vorüberschwebte.

Vater Döhmke zupfte ihn am Aermel und sagte: „Du, Doktorchen, wir rücken doch nachher zum Futtern 'n bisken zusammen?“ Und sich näher zu seinem Ohre herabbeugend, setzte er flüsternd hinzu: „Ich habe so wie so was mit dir zu bereden. Und da du jetzt doch nicht mehr zu mir 'rauskommst, so thue ich wohl am besten, bei dieser Jelegenheit ...“

„Ja, das thut mir furchtbar leid,“ unterbrach Gisbert hastig, „ich habe mich zum Souper schon gebunden! Wir sind hier eine ganze Gesellschaft litterarischer Freunde und haben uns eine Nische reserviert. Außerdem bin ich als Komiteemitglied sehr in Anspruch genommen. Sonst stehe ich dir selbstverständlich jederzeit zur Verfügung, und wenn du mir mal in der Drakestraße das Vergnügen machen willst, ... du kommst ja doch öfter 'mal nach der Stadt herein ...“

„Ne, det Verjniejen gedenke ich dir nu nich zu machen!“ erwiderte der alte Döhmke gerade heraus, „denn siehste, mein Junge, wenn en junger Mann, den ich über de Dose jehalten und zu dem ich schon mit Rücksicht auf die alte Familienfreundschaft mich immer mindestens so jut wie'n richtiger Onkel benommen habe, wenn so'n junger Mann denn hinjeht und heirat' noch 'mal, und wenn's auch zehnmal ene Adlige is, denn verlange ich, daß er kommt und mir seine Frau Jemahlin vorstellt. Ich mache mir den Deibel nischt aus dem gesellschaftlichen Firlefanz; aber in diesem Falle bin ich doch mit der jedruckten Verlobungsanzeige uf Jlanzkarton mit Joldschnitt und verschlungene Initialen im offenen Couvert mit 'ne Dreiermarke nich zufrieden! Det habe ich dir, offen jestanden, übel jenommen, geehrter Herr Doktor.“

Gisbert wurde sehr rot im Gesicht darüber, daß er sich

von dem alten Sonderling hier wie ein Schulbube abkanzeln lassen mußte. Zwar hatte ihn Vater Döhmke am Westenknopf ergriffen und ein paar Schritte beiseite genommen, aber doch stand diese entsetzlich gewöhnliche Familie Zwillich ja immer noch mit gespitzten Ohren ganz nahe auf der Lauer. Er stotterte etwas von der Unmöglichkeit, bisher zu einem Ausflug nach Treptow Zeit zu finden, von der Hochzeitsreise, der Last der geselligen Verpflichtungen wie der Last der Geschäfte.

Aber zu dem allen schüttelte der Alte mit einer wegwerfenden Handbewegung den Kopf und erwiderte: „Gib' dir kene Mühe, Jisbert — det sind allens faule Fische! Wenn man will, denn kann man ooch! Aber ich kann mir schon denken — det wird wohl deiner Frau Jemahlin nicht passen!" Renard wollte Einspruch erheben, doch ließ ihn der Alte gar nicht zu Worte kommen, sondern fuhr unbeirrt fort: „Ne, ne, ne, laß man, laß man! Uebrigens, wenn du denkst, daß ich mich euch aufdrängeln werde, denn irrst du dich! Und wenn dir de Jeschäfte zu ville werden, denn will ich dir ja auch jerne entjegenkommen und mein Jeld anderswo unterbringen. Ich wollte eben heute abend mal jleich mit dir reden. Du weeßt, ich habe mich nie jern um det verfluchte Jeld jekümmert, und es war ja auch sehr nett von dir, daß du mir aus alter Anhänglichkeit die Sorge abjenommen hast; aber nu brauch' ich dich ja auch nicht mehr zu behelligen — die Sache mit des Terrain muß ja doch endlich 'mal von alleine im Jange kommen!"

„Ja, ich schrieb dir doch, daß es ganz sicher ist, daß die neue Provinzialirrenanstalt dort hinkommt — und dann wird dein Name als Stifter des wertvollen Grundstücks . . ."

„Na ja, des is ja ooch janz schön und ein erhebender Gedanke, daß man sich fünfundzwanzig Jahre in der Fremde abjerackert hat, um nachher den Verrückten im teuren Vaterlande einen sichern Boden unter de Füße zu jeben! Meinen roten Piepvogel vierter Jüte habe ich ja nu glücklich weg, und det is ja ooch nich mehr wie recht und billig, wo doch nachher in det Haus, wat uf meinen Jrund und Boden steht, ooch jeder seinen Vogel hat!"

Renard war plötzlich sehr blaß geworden, als Vater Döhmke ihm die Absicht kund gethan hatte, ihm die Verwaltung seines Vermögens abzunehmen. Der ironische Ton, in dem der Alte davon sprach, und die Witzeleien, die er daran knüpfte, bohrten sich wie Nadelstiche in sein Gewissen. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, die er sich fortwährend mit dem duftenden

Taschentuche betupfte. Er wußte auch nicht, was er erwidern sollte — es war zu überraschend gekommen! Hatte der Alte Verdacht geschöpft? Wenn er sich nur losmachen könnte, um zu überlegen und seine Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen, denn es hieß jetzt jedes Wort sorgfältig erwägen.

Da schlenderte, mit dem Zwicker auf der Nase und seine Handschuhe zuknöpfend, Günther von Schlichting daher. Gisbert hatte ihn nicht sobald erblickt, als er mit einem wahren Tigersprunge auf den eleganten jungen Mann losfuhr, ihn am Arm ergriff und zu der Treptower Gruppe hinzog. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn Referendar von Schlichting, einen Vetter meiner Frau, vorstelle. Herr Eisenbahnunternehmer Döhmke, ein alter Freund meiner Familie, Herr Bezirksvorsteher Drillich ..."

„Entschuldigen Sie — Zwillich — Installation für Gas- und Wasseranlagen," verbesserte der wohlansehnliche Bezirksvorsteher ein wenig pikiert.

„Ah — Pardon! Herr Zwillich, Frau Gemahlin und Fräulein Tochter. Sie sind wohl so freundlich, lieber Schlichting, und nehmen sich der Herrschaften ein wenig an. Sie sind ja hier reichlich so bewandert wie ich und ich bin als Komiteemitglied wirklich zu sehr in Anspruch genommen." Damit verbeugte er sich kurz und machte sich eiligst davon.

Mit sauer-süßer Miene nahm der feine Kammergerichtsreferendar die Tanzkarte des Fräuleins Else Zwillich entgegen. Sie war noch völlig leer und er erbat sich deshalb die Erlaubnis, sie sogleich zu der Polka führen zu dürfen, die schon eine Zeitlang im Gange war. „Machen wir die Geschichte rasch ab," dachte er, „dann werde ich die Gesellschaft auf die beste Manier los. Weiß der Henker, es ist doch immer dieselbe Sache mit allen diesen Berliner Bürgerfamilien — sie mögen für sich selber noch so comme il faut sein, aber was drum und dran hängt — Crapule!"

Ohne sich erst die Mühe zu geben, eine geistreiche Unterhaltung einzuleiten, nahm er die niedliche, sehr hübsch gewachsene Blondine um die Taille und wirbelte mit ihr in den Strudel hinein. Das Mädchen tanzte wirklich herrlich! Mit leicht geneigtem Köpfchen schmiegte sie sich fest in seinen Arm, und doch spürte er ihr Gewicht gar nicht, so sylphenhaft schwebte sie mit ihm davon. Der Tanz hatte sehr bald sein Ende erreicht und mit einem naiven: „Ach, wie schade!" ließ sie ihren Ellenbogen von seiner Achsel gleiten und stand hoch atmend und lieblich glühend vor ihm.

„Gnädiges Fräulein haben wohl noch keinen so großen Ball mitgemacht?“ begann Schlichting. Er mußte doch dem armen Dinge wenigstens ein paar Worte gönnen.

„O doch!“ versetzte Else eifrig, „es ist schon mein zweiter Winter und wir leben recht gesellig. Wir haben ein Kasino, wo Papa mit im Vorstand ist. O, da tanzen wir sehr flott, aber natürlich, die Gesellschaft ist ja immerhin nicht so ganz ... und voriges Jahr habe ich das große Künstlerfest im Ausstellungspark mitgemacht als griechische Tänzerin im Priesterchor. Wir sind nämlich mit einigen Malern bekannt.“

Schlichting that sehr interessiert und fragte: „Gnädiges Fräulein malen gewiß auch selbst?“

„Nein, das ist meine Schwester Erna; ich spiele nur Klavier. O, ich habe fünf Jahre die Hochschule besucht! Und jetzt wollen meine Eltern auch gern für meine Stimme noch etwas thun. Ich habe nämlich einen so hohen Sopran, bis zum dreigestrichenen Cis, und Professor Rudorff meinte, man könnte nicht wissen!“

„Ah, also eine angehende Künstlerin!“ lächelte der Referendar verbindlich, und in Gedanken fügte er hinzu: „Tout comme chez nous! Es ist wirklich lächerlich, mit welchem Eifer diese Leute sich die Allüren der Bildung anzueignen beflissen sind, sobald sie sich ein bißchen Vermögen ergaunert haben.“ Trotz solcher verächtlichen Betrachtungen konnte er aber dennoch nicht umhin, Fräulein Else Zwillich recht hübsch und ihre frische Unbefangenheit ganz amüsant zu finden. Er behielt also ihren zarten weißen Arm noch ein wenig länger unter dem seinen und schlenderte langsam mit ihr den Saal entlang in harmlosem Geplauder.

Plötzlich blieb das junge Mädchen stehen, um ihn auf ein besonders interessantes Paar aufmerksam zu machen, das dort zwischen Lorbeerbüschchen saß und sich augenscheinlich sehr angelegentlich unterhielt. Es war ein älterer Herr mit hoher Stirn und feingeschnittenen, geistvollen Zügen, und die junge Dame neben ihm fiel ebensosehr durch die Anmut ihrer Erscheinung wie durch die Keuschheit ihres Kostüms auf.

„Wie?“ rief Schlichting auf die Frage seiner Tänzerin, „kennen Sie Spielhagen nicht? Die Dame neben ihm ist meine Cousine, Frau Renard. Sie gestatten wohl, daß ich sie begrüße?“

Er eilte auf das Paar zu und schüttelte Lori mit verwandtschaftlicher Herzlichkeit die Hand. „'n Abend, Lori, hast du wohl noch einen Tanz für mich übrig?“

„O ja! Ich glaube wohl!“ sagte sie und dann stellte sie ihren Vetter flüchtig dem berühmten Romancier vor.

Das war Schlichtings Absicht gewesen und mit großer Gewandtheit suchte er ein Gespräch in Fluß zu bringen, seiner kleinen Freundin Else darüber ganz vergessend, die mit großen Augen wartend wenige Schritte hinter ihm stand und den berühmten Mann wie die schöne Frau abwechselnd naiv anstarrte.

Lori suchte inzwischen vergebens nach ihrer Tanzkarte. Sie hatte sie während ihres fesselnden Gespräches mit Spielhagen achtlos zerpflückt und überdies die ganze Polka verplaudert, zu welcher sie — sie wußte nicht mehr von wem — engagiert worden war. Jetzt ward sie aufmerksam auf das geduldig wartende junge Mädchen und mahnte ihren Vetter leise an seine Ritterpflicht.

Er verabschiedete sich und nahm mit einigen Entschuldigungen wieder Elses Arm, um sie zu ihren Eltern zurückzuführen. Unterwegs begegnete ihm ein Schauspieler seiner Bekanntschaft, und es war ihm sehr angenehm, sie an diesen, der just eine Dame für die Quadrille suchte, abtreten zu können, während er selbst sich wieder zu Lori verfügte. Er fand sie jetzt allein, da Spielhagen inzwischen von anderen Bekannten in Beschlag genommen worden war.

„Was war das für ein hübsches, junges Mädchen, Günther?“ redete die schöne Base ihn an.

„O, ein gewisses Fräulein Zwillich,“ antwortete er; „dein Mann stellte mir die Leute vor. Der Vater scheint so ein höherer Klempner zu sein und war mit seiner schrecklich geschmacklosen Gattin in Gesellschaft eines sehr merkwürdigen alten Herrn gekommen, den mir Renard als einen seiner ältesten Freunde vorstellte. Döhmke hieß er, wenn ich recht verstanden habe.“

Lori bemerkte die ironische Absicht in seinem Tone wohl. Sie konnte sich nicht entsinnen, den Namen Döhmke aus dem Munde ihres Mannes gehört zu haben, und sagte das dem Vetter.

Boshaft lächelnd versetzte dieser: „Na, er mag ja auch seine Gründe haben, wenn er dir nicht alle seine ältesten Freunde vorstellt.“

„Da beurteilst du meinen Mann sehr falsch,“ erwiderte Lori mit leisem Vorwurf; „Gisbert ist die Offenheit selbst — ich glaube nicht, daß es in seinem Leben Wege und Winkel gibt, in die er mich nicht schon hätte hineinschauen lassen.“

Just drängte sich Renard in großer Hast durch das Gewühl. Er war immer noch sehr bleich und erregt und sah zerstreut über den Kopf seiner Frau hinweg, während er sie anredete: „Ah, da bist du ja noch — und wie ich sehe in guter Gesellschaft. Lieber Schlichting, Sie sind wohl so freundlich, Lori ein wenig zu chapronieren? Nimm mir's nicht übel, Kind, die Kollegen bei der Tombola schreien um Hilfe.“ Er sah seine Frau gar nicht an, winkte Schlichting gönnerhaft mit der Hand zu und verschwand im Gedränge.

Ein leichter Seufzer, den Lori ihm nachsandte, entging dem Referendar nicht; aber gleich darauf wandte sie sich wieder lächelnd zu ihm und ersuchte ihn, sie ein wenig im Saale herumzuführen.

„Laß uns doch erst eine Runde tanzen,“ bat der Vetter, „deine Tänzer finden dich ja doch nicht mehr.“

„Wenn du gern willst ... aber mache dich darauf gefaßt, ich tanze sehr schlecht.“

Günther zog sie in den Wirbel hinein. Er hatte sie sehr fest um die Taille gefaßt und nahe an seine Seite gedrückt, denn es war bei der Enge des Raumes nicht möglich, so recht flotte Kreise zu beschreiben. Ja, sie hatte freilich recht: sie tanzte wirklich etwas schwerfällig und es war nicht leicht, sie einigermaßen im Takte zu halten, obwohl Günther ein vortrefflicher Tänzer war und so gut führte, wie in dem Gedränge nur möglich. Sie gaben es bald auf und traten wieder aus dem Kreise heraus.

„Nun, habe ich nicht recht gehabt?“ sagte Lori. „Ich habe nie Tanzunterricht genommen; aber weißt du, ich glaube, der hätte mir auch nicht viel geholfen; ich habe nun einmal dazu, wie zu so vielen andern Dingen, kein Talent — es fehlt mir auch die nötige Begeisterung. Ich habe nie recht begriffen, was dieses Herumspringen in den Armen ganz beliebiger Männer für ein außerordentliches Vergnügen sein soll.“

„O Lori, Lori!“ seufzte der Referendar und suchte seiner Stimme dabei einen ganz besonderen Schmelz zu verleihen. — „Aber du wirst doch wenigstens begreifen, daß es zum Beispiel für mich einen ganz besonderen Reiz haben muß, ein so entzückend schönes Cousinchen einmal an sich drücken zu dürfen! Siehst du, ich fange schon etwas an, mich als alter Herr zu fühlen, und betrachte das Tanzen mehr als eine saure Pflicht denn als ein Vergnügen; aber mit dir, Lori, würde ich mit Wonne die ganze Nacht durchtanzen, nur um ...“ Günther rollte seine kleinen unbedeutenden Augen so wild wie möglich und

flüsterte ihr ins Ohr: „Du bist ja so schön, Lori! Wenn ich dein Mann wäre, ich ließe dich nicht einen Augenblick von meiner Seite!“

Lori biß sich leicht auf die Unterlippe und entzog Günther ihren Arm, wie fest der ihn auch an sich gedrückt hielt. Sie sann eine Minute lang nach, ehe sie ihm mit kühlem Ernst die Antwort gab: „Ich liebe solche Sprache wirklich nicht. Als verheiratete Frau muß ich dir so etwas verbieten und es wäre meine Pflicht, meinem Manne . . .“

„Mich bei deinem Manne zu verklagen?“ unterbrach Günther ärgerlich. „Glaubst du etwa, wenn dein Mann zum Beispiel hier den schönen Damen vom Theater den Hof macht, daß es dabei ganz ohne. . . . Da sieh mal, da haben wir ihn ja!“

Und wirklich sah Lori, als sie, das Glas vor den kurzsichtigen Augen, der angedeuteten Richtung folgte, ihren Gatten dicht hinter der durch ihre galanten Abenteuer bekannten Soubrette eines der kleineren Theater stehen. Er hatte seinen Kopf über ihren tief entblößten Nacken gebeugt und flüsterte ihr etwas ins Ohr, wofür er von der lachenden Schönen einen leichten Fächerschlag auf den Mund erhielt.

„Na, Lori, glaubst du nicht, daß das verdient war?“ fragte Günther schadenfroh.

Lori errötete, indem sie ernsthaft verweisend erwiderte: „Mein Mann mag wohl mit diesen Geschöpfen einmal scherzen, wie sie es gewohnt sind und wie sie es verdienen; aber ich weiß gewiß, daß er niemals mit einer Dame in dem Tone reden würde!“

„Nimm mir's nicht übel, liebe Cousine: du bist von einer Unschuld. . . . Na, reden wir von etwas anderm!“

Günther hätte am liebsten seinem Aerger über die unerträgliche Tugendstrenge seiner Base durch einen kräftigen Fluch Luft gemacht. Da das aber nicht wohl anging, so warf er sich mit verbissenem Eifer auf irgend einen allgemeinen Gesprächsgegenstand.

Sie waren etwa zehn Minuten lang so nebeneinander hergegangen, als Günther zu seiner lebhaften Freude der langen Don Quijotesken Gestalt Vater Döhmkes ansichtig wurde, welcher mit entschieden sarkastischem Lächeln seine scharfen Augen über das bunte Gewühl hinschweifen ließ.

„Nun, Herr Döhmke, wie amüsieren Sie sich?“ rief er dem alten Herrn schon auf zehn Schritt Entfernung zu. Und dabei ergriff er wieder Loris Arm und zog sie mit sanfter Gewalt mit sich fort.

„Danke! 't jeht!" rief der Alte zurück, und dann, als das Paar herangekommen war, fügte er hinzu: „Ich frische alte Erinnerungen auf — ich bin nämlich auch 'mal längere Zeit im Orient jereist! So à peu près is det ja dieselbichte Rasse, bloß daß se dort in Jerusalem de offizielle Fleischbeschau noch nich einjeführt haben!"

Der Alte hatte laut genug gesprochen, um von der nächsten Umgebung gehört zu werden; einige der Herrschaften, welche ersichtlich verwandtschaftliche Beziehungen zu Jerusalem hatten, wandten sich entrüstet nach dem Witzbold um und machten sich dann brummend davon. Der Referendar aber wiegte sich in Schadenfreude. Er konnte seine gestrenge Base gar nicht wirksamer bestrafen, als indem er sie mit dem so zartfühlenden und geistreichen „ältesten Freunde" ihres Gatten bekannt machte.

„Ha! ha! Sehr gut! Sehr gut!" lachte er übertrieben. Und dann fügte er so nebenbei, auf Lori weisend, hinzu: „Sie kennen natürlich meine Cousine?" Und auf Döhmkes Verneinung stellte er sich sehr erstaunt und rief: „Wie, Sie kennen Frau Doktor Renard nicht?! Sie, als ältester Freund ihres Mannes?"

„Der Herr Doktor haben bisher nicht die Zeit jefunden, mir seine junge Frau vorzustellen," versetzte der Alte ironisch. „Freut mich übrigens unjemein!"

Günther bemerkte mit großem Behagen, wie Lori sich anstrengen mußte, um dem wunderlichen alten Kauz mit seiner derb Berlinischen Redeweise und seinen nicht eben weltmännischen Manieren freundlich entgegenzukommen. Als er seinen Freund, den Schauspieler, dem er vorhin die kleine Else Zwillich überantwortet hatte, in der Nähe bemerkte, benutzte er die günstige Gelegenheit, zu entschlüpfen und seine Cousine in den sicheren Händen des „ältesten Freundes ihres Mannes" zu lassen. Er hoffte, daß im Gespräche mit diesem Würdigen wohl allerlei interessante Streiflichter auf das Vorleben ihres Gisbert fallen würden.

„Hören Sie 'mal, Herr von Schlichting," sagte der Schauspieler, den Referendar unter dem Arm fassend, „Sie haben mir ja da vorhin einen allerliebsten kleinen Käfer vorgestellt! Wahrhaftig, ein famoses Mädel!"

Lachend und flüsternd verschwanden die beiden Freunde im Gewühl. —

Erst als die Zeit des Nachtessens herbeigekommen war, hielt es Renard für notwendig, sich wieder nach seiner Frau

umzusehen. Er fand sie endlich neben Frau Grey unter einer Schar von Müttern sitzen. Frau Grey hielt ein kleines zerknülltes Taschentuch in der Hand und zeigte etwas verweinte Augen.

„Aha!“ dachte Gisbert, „da hat sie ihr gewiß etwas vorgejammert von ihrem ungetreuen Gatten und wahrscheinlich auch mich nebenbei ein bißchen verlästert!“ Und laut rief er seiner Frau zu: „Na, Lori, gut amüsiert? Flott getanzt?“

„Ich habe gar nicht getanzt!“ antwortete Lori, die ernsten Augen zu ihm aufschlagend.

Und er versetzte nachlässig: „Bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich mich nicht mehr um dich gekümmert habe — ich war in dem verwünschten Tombolazelt gefangen wie ein Vogel im Käfig. Na, jetzt wollen wir aber dafür lustig soupieren. Ich habe einen schauderhaften Hunger!“

Die übrigen Teilnehmer an der Mahlzeit waren bereits in der vorausbestellten Nische der Speisegalerie versammelt, als Renard mit Lori und Frau Grey sich einfanden. Herr Grey und Tochter und noch zwei andere bekannte Berliner Schriftsteller mit ihren beiden ausgelassenen jungen Frauen, ein Theaterdirektor von Ruf mit seiner äußerst korpulenten Gattin, die indes auf der Bühne immer noch eine stattliche Erscheinung und eine der besten Darstellerinnen für die Heldengestalten französischer Ehebruchsdramen war, ein Bankier, der eine sehr pikante Pianistin geheiratet hatte, und ein Rittmeister, Graf Lux zu Luxenstein, welcher Geld genug besaß, um Künstlerinnen zu fördern, und sogar selbst ein wenig komponierte, sowie endlich der gute Schwiegervater Drenk bildeten die Tischgesellschaft. Vetter Schlichting war auch eingeladen gewesen, hatte es aber seltsamerweise vorgezogen, samt seinem Freunde, dem Schauspieler, in Gesellschaft des alten Döhmke und der Familie Zwillich zu soupieren, die, weit entfernt von jener erlesenen Tafelrunde, irgendwo unten im Saale sich niedergelassen hatten.

Hier unten wie droben in der Nische ging es auch in der That lustig genug zu. An dem Tische der Zwillichs wetteiferten der Schauspieler und der Referendar in dem Bestreben, die Gesellschaft nicht aus dem Lachen herauskommen zu lassen, und oben war es vornehmlich der große Grey, welcher den Ton angab. Lori saß zwischen ihm und dem Grafen und mußte von beiden Seiten ein schier ununterbrochenes Schnellfeuer von Schmeicheleien über sich ergehen lassen. Sie zwang sich wohl, zu lächeln und die ernsthaft abweisenden Antworten, die ihr

auf der Zunge lagen, zurückzudrängen. Doch war sie nicht im stande, auf den leichten Ton der übrigen Damen einzugehen und fühlte sich sehr unbehaglich in der Gesellschaft. Herr Grey schien es darauf abgesehen zu haben, sie heute abend endlich einmal zur Aufgabe ihrer langweiligen Zurückhaltung zu zwingen und ließ nicht ab, sie mit feurigen Blicken und halbgeflüsterten Reden zu bestürmen, während Graf Lux das Rennen bald aufgab und zu der pikanten Pianistin überging. Renard saß zwischen den beiden Schriftstellerfrauen und schien sich von ihnen mehr den Hof machen zu lassen, als daß er sich selbst bemühte. Frau Grey saß neben dem Theaterdirektor und steuerte nur das Notwendigste zur Unterhaltung bei, während die umfangreiche Tragödin von dem guten Baron Drenk in eingehendster Weise über das Wesen der Freimaurerei belehrt wurde.

Da erhob sich gegen Ende der Mahlzeit Werner Grey — er hatte recht viel Sekt genossen und seine hellblauen Augen schimmerten feucht — um eine seiner bekannten kunterbunten Reden zu halten. Diesmal schloß er: „Ich trinke auf alles, was warm und schön ist; ich trinke auf ein freies, rasch pochendes Herz, auf ewige Jugend, auf den ewigen Rausch, auf den perlenden Schaum im Spitzglas der Freude — und knieend leere ich mein Glas zu Füßen der Madonna!“ Und damit kniete er, ohne sich daran zu kehren, wie viele neugierige Augen zuschauen mochten, vor Lori nieder, schwenkte sein Sektglas zu ihr empor und leerte es dann auf einen Zug.

Lori, die nicht nur die Augen der Tischgenossen, sondern auch die zahlreicher Unbekannter auf sich gerichtet sah, war vor Scham und Aerger sprachlos. Ohne zu wissen, was sie that, leerte sie zunächst selbst hastig ihr Glas und dann richtete sie einen ängstlich fragenden Blick auf ihren Mann. Sie erwartete, er werde im nächsten Augenblicke aufspringen und den Mann, der durch seine kecke Huldigung sein junges Weib in einer solchen Weise bloßgestellt hatte, zur Rechenschaft ziehen. Aber Gisbert plauderte ganz vergnügt mit seinen Nachbarinnen, flüsterte ihnen kleine Heimlichkeiten zu und stieß darauf mit ihnen an — und da, jetzt streifte auch ein Blick die bleichen, erwartungsvoll gespannten Züge seiner Gattin; er verzog den Mund zu einem Lächeln, das fast verächtlich aussah, — und dann neigte er sich wieder der Dame zu seiner Linken zu.

Langsam erhob sich Lori von ihrem Stuhl und langsam ging sie um den Tisch herum, beugte sich über Gisberts Schulter und flüsterte ihm zu: „Bitte, bringe mich sofort nach Hause; ich kann hier nicht länger bleiben!“

Gisbert warf den Kopf herum, seine Stirn bedeckte sich mit Zornesrot und er zischelte als Antwort ein rohes: „Bist du verrückt?"

Sie fuhr leicht zusammen — ein solches Wort hatte sie doch aus seinem Munde noch nicht gehört! Sie faßte sich rasch und raunte ihm zu: „Wenn du mich nicht begleiten willst, so muß ich Papa bitten!"

Sie schickte sich bereits an, weiter zu gehen, als Renard seine Hand auf ihren Arm legte und, sie festhaltend, sich an die Gesellschaft wandte, um ihren plötzlichen Aufbruch mit dem Kopfweh seiner Gattin zu entschuldigen.

Von allen Seiten wurden bedauernde Redensarten laut, Frau Grey machte sich sogleich mütterlich mit heimlichen Flüsterfragen und Ratschlägen an die junge Frau heran, und der alte Freiherr kam, um ihr besorgt den Arm zu streicheln und sich gleichzeitig zu entschuldigen, daß er nicht mitfahren könne. Er habe erst kurz vor Tisch die Bekanntschaft des Generalintendanten gemacht und müsse durchaus noch ein paar Worte seiner Komödie wegen mit ihm reden, denn es sei ihm jetzt endlich klar geworden, daß „die vertrauten Brüder Salomos" nur auf der Bühne des Königlichen Schauspielhauses zur Darstellung kommen dürften.

Während Graf Lux zu Luxenstein ihr den Pelzkragen um die Schultern legte, zog Grey Renard beiseite und sagte: „Du siehst, lieber Freund, es hilft alles nichts! Ich habe mir wahrhaftig die größte Mühe gegeben, habe alle Minen springen lassen — sie ist nun einmal aus ihrer kühlen Reserve nicht herauszutreiben!"

„Ja, ja! Ich danke dir schön! Laßt sie nur alle in Ruhe! Du hast ganz recht gehabt mit der „kühlen Blonden" — ich habe eben wieder 'mal eine riesige Dummheit begangen." Renard stieß es hastig hervor und dann reichte er seiner Frau den Arm und führte sie schweigend hinaus.

Erst als sie in der Droschke saßen, brach er das Schweigen und sagte: „Wirst du denn niemals lernen, dich wie eine Frau von Welt zu benehmen? Es ist wirklich unerhört, wie du dich anstellst! Du machst dich und mich nachgerade lächerlich!"

Sie antwortete nicht. Und so fuhr er nach einer Weile fort: „Du fühltest dich wohl durch Greys Huldigung gekränkt, nicht wahr, mein Schatz? Kannst du dich denn gar nicht entschließen, die Menschen jeden nach seiner Weise zu nehmen? Du liegst ja förmlich auf der Lauer, um überall Kränkungen und Böswilligkeiten zu entdecken. Fühlst du denn gar nicht,

daß du damit jede harmlose Geselligkeit verdirbst, jeden frischen Uebermut, alle Natürlichkeit überhaupt schon in der Knospe ertötest? Greys Späße sind dir doch nichts Neues; du weißt doch, daß er allen hübschen Frauen denselben Unsinn vorschwatzt. Der Mann ist nun einmal so, und weil er sich gibt, wie er ist, darum mögen ihn alle natürlich empfindenden Menschen so gern leiden!"

„Nun, ich müßte meine Natur ganz auswechseln, wenn ich an solchen Scherzen Gefallen finden sollte!" versetzte Lori bitter.

„Das wäre auch wirklich die höchste Zeit, — wenn wir beide uns jemals verstehen lernen sollen!"

„Gibst du dir Mühe, mich zu verstehen? Ich soll meine Natur ändern! Kein Mensch ändert seine Natur, — das hast du selbst gesagt."

„Ach was, Natur; in deinem Wesen sehe ich überhaupt nicht eine Spur von Natur. Eine junge, schöne Frau, die jede harmlose Schmeichelei als eine Kränkung ansieht, die ihre Reize ängstlich versteckt, der jedes Lachen sogar zuwider ist! Bist du denn niemals jung gewesen? Jetzt benimmst du dich wahrhaftig wie eine verschrobene alte Jungfer, die aller Daseinsfreude den Krieg erklärt hat; nicht wie die blühende, junge Frau, der durch den Namen und die Stellung ihres Mannes die beste Gesellschaft einer Weltstadt offen steht, der alles, was nur Reichtum, Geist, Ruhm besitzt, zu huldigen bereit ist."

„Kann ich dafür, daß ich mich in dieser Gesellschaft nun einmal nicht wohl fühle? Ich habe nicht die Huldigungen dieser Welt gesucht, als ich dich heiratete — nur deine Liebe! Willst du mich darum verachten?"

„Da haben wir wieder die schöne Weiberlogik!" rief Gisbert laut, indem er sich erregt mit der Rechten in die Locken griff. „Was hat denn unsere private Liebe damit zu thun? Wenn ich dich nicht liebte, könnte es mir ja ganz gleichgültig sein, wie du dich mit der Gesellschaft abfindest; aber eben weil ich dich so wahnsinnig liebe, machte es mich so wild, daß du dich nicht zwingen lassen willst, dem Idealbilde gleich zu werden, das ich mir von meiner Frau entworfen habe. Aber ich werde dich noch zwingen, ich werde dich zwingen, hörst du? du reizender Starrkopf, du böse Lori!"

Und mit diesen Worten riß er sie plötzlich auf seinen Schoß und überschüttete ihr Gesicht mit glühenden Küssen. Sein Herz pochte mächtig, seine Augen suchten in dem Dunkel des dahinrasselnden Wagens die ihren, Antwort darin zu lesen

auf manche heiße Frage. Ja, er liebte sie wirklich und er fühlte sich mit vollster Ueberzeugung ihr gegenüber als der Schwergekränkte und doch großmütig Verzeihende.

Doch die feurigen Kohlen, die seine Zärtlichkeit auf ihrem Haupte sammelte, schienen sie nicht zu brennen. Sie machte sich aus seiner Umarmung los, lehnte sich in ihre Ecke zurück und sagte nach einer kleinen Pause: „Warum hast du mir eigentlich Herrn Döhmke nicht früher vorgestellt? Der Mann hat ja wunderliche Manieren und spricht ganz abscheulich Berlinisch, — aber deshalb hättest du mir doch deinen ältesten Freund nicht vorenthalten sollen. Wir haben uns fast eine Stunde lang ganz vortrefflich unterhalten. Er hat mir so viel erzählt, von deiner Familie — auch daß du einen Bruder hast. Ach, Gisbert, warum hast du mir das nicht gesagt?"

„Darüber wollen wir morgen reden," stotterte Renard — und dann sprach er den ganzen Weg über kein Wort mehr.

Im Wintergarten war inzwischen der Tanz wieder aufgenommen worden und hoch gingen die Wogen der Lust. Ein Extrablatt wurde ausgegeben, in welchem der allbekannte L. P.-Korrespondent der „Vossischen Zeitung" bereits die hervorragendsten Toiletten beschrieben hatte, und aus dem Tombolazelt holte man sich die Gewinne ab. Unter den jungen Mädchen, die jetzt weit mehr Raum zum Austollen im Tanze bekommen hatten als vor dem Nachtessen, war Else Zwillich wohl eine von denen, die sich am köstlichsten vergnügten, und auch ihre Eltern waren, obschon sie keine Bekanntschaften unter den Berühmtheiten zu machen Gelegenheit hatten, doch äußerst befriedigt von dem Abend. War doch sogar Frau Eugeniens inniger Wunsch, mit Julius Stinde in Berührung zu kommen, wirklich in Erfüllung gegangen — allerdings vorläufig nur dadurch, daß der große Mann Herrn Zwillich auf die Zehen getreten und im Vorbeigehen so recht warm und herzlich: „Ah — Pardon!" gerufen hatte. Der junge Schauspieler vom Deutschen Theater und ganz besonders der Herr Referendar vom Kammergericht waren auch wirklich zu nette junge Leute! Auch Vater Döhmke, der immer so scharf in seinem Urteil über Menschen war, mußte das zugeben.

Es war nämlich Günther gelungen, durch vorsichtige Führung des Gespräches herauszubekommen, daß der Alte um Henri Renards Anwesenheit in Berlin wußte. Ohne zu verraten, in einer wie entwürdigenden Lage er die Bekanntschaft gemacht hatte, erzählte er dem Alten, daß er den jungen Künstler kenne und von seinem Talente Außergewöhnliches erwarte, sobald es

nur gelänge, seine äußerliche Lage ein wenig günstiger zu gestalten. Kein Wunder, daß Vater Döhmke daraufhin nicht mehr gezögert hatte, den teilnahmsvollen jungen Edelmann nicht nur in die Geschichte der dummen Streiche Henris, sondern auch in seine eigenen Beziehungen zu Gisbert Renard einzuweihen. Es versteht sich, daß Günther von Schlichting sich die seltsamen Neuigkeiten, die er da zu hören bekam, gar sorgfältig in seinem Gedächtnis notierte!

In früher Morgenstunde tanzte Günther mit Else Zwillich den Kehraus. Viel inniger und fester, als es nötig war, drückte er die schlanke Mädchengestalt an sich.

„Ach, Fräulein Else," flüsterte er ihr im tollen Wirbel des Galopps zu, „mit solcher Begeisterung habe ich in meinem Leben noch nicht getanzt! Sonst habe ich das immer mehr als eine saure Pflicht, denn als ein Vergnügen angesehen; aber freilich, wenn man durch das Tanzen sich das Recht erwirbt, ein so reizendes Mädchen an sich drücken zu dürfen ..." Und er hielt plötzlich inne und machte von dem gedachten Rechte Gebrauch.

„Ach, Herr von Schlichting, was thun Sie?" seufzte die Kleine ängstlich, „meine Eltern können uns ja sehen!"

Da führte er sie aus der Reihe der Tanzenden hinaus und in den Nebensaal hinein. In einer leeren Nische benutzte er einen Augenblick des unbeobachteten Alleinseins, um ihr zuzuflüstern: „Werden wir uns nicht bald einmal sehen, ohne daß die Eltern uns beobachten — ja, Fräulein Else? werden wir das?" Er hielt ihre beiden Hände in den seinen und suchte sie durch seine feurigen Blicke noch mehr zu verwirren, als sie es schon war.

„Ich habe Herrn Döhmke versprochen, ihn dieser Tage in Treptow zu besuchen," begann Günther von neuem, als das Mädchen nicht antwortete. „Ich werde übermorgen abend hinauskommen und es so einzurichten suchen, daß ich gegen neun den Rückweg antrete. Dann werde ich Sie unten im Garten oder vor der Hausthür treffen, nicht wahr, Fräulein Else?"

„Ich will es versuchen," hauchte sie und erhob flüchtig die munteren braunen Augen zu ihm.

„Dank, teures Mädchen, Dank!" rief Günther theatralisch und heftete einen raschen Kuß auf ihren noch kindlich schlanken Arm.

Dann kamen Leute und er führte seine kleine Tänzerin ihren Eltern wieder zu.

Achtes Kapitel.

Ein ereignisreicher Vormittag.

Wenige Tage nach dem Ballfest der Presse hatte sich zwischen dem jungen Ehepaar Renard eine schlimme Scene ereignet. Laute Worte waren gewechselt worden und dann war der Herr mit allen Zeichen zorniger Erregung im Gesicht aus dem Zimmer gestürzt gekommen, hatte Ueberzieher und Hut von dem Kleiderriegel im Korridor gerissen und das Haus verlassen. Zwei Stunden lang hatte am Abend die Frau mit dem Essen auf ihn gewartet. Um elf Uhr hatte sie, über Schmerzen klagend, ihr Lager aufgesucht. Um zwei Uhr des Morgens hatte das Hausmädchen zum nächsten Arzt laufen müssen. Die arme junge Frau mußte grausam zu leiden haben; ihr Wimmern und Aechzen schallte durch die ganze Wohnung und weckte sogar die Kinder auf, die dann gleichfalls zu wimmern begannen. Eine böse, unruhige Nacht war es gewesen! Der Doktor war erst um fünf Uhr wieder fortgegangen — und gegen sechs war der Herr nach Hause gekommen, mit bleichem, übernächtigem Gesicht, den Cylinderhut ganz schief auf dem Kopfe! —

So erzählten es die Dienstboten jedem, der es wissen wollte.

Lori war so hoffnungsfreudig bewegt gewesen, als sie zuerst Gewißheit erlangte, daß ihr gegen Ende des Sommers das Glück Mutter zu werden bevorstehe. Ihr Gatte mußte ihr in der schlimmen Zeit banger Erwartung alles aus dem Wege zu räumen bemüht sein, was sie nur irgend aufregen oder betrüben konnte. Bald würde sie auch aller Verpflichtungen gegen die Gesellschaft, die ihr so wenig behagte, ledig sein; und später, wenn sie erst wirklich sein und ihr Kind in den Armen hielt, dann würde sie ja erst recht an das Haus gefesselt und, was immer die Ehe ihr auch Schweres bringen mochte, doch niemals ohne Trost und Zuflucht sein. Und diese Hoffnung hatte ihre heftige Gemütsbewegung nach jenem bösen Streit jäh vernichtet!

Als sie es überstanden hatte und, matt der Genesung entgegendämmernd, in ihren Kissen lag, fand sie Muße genug, über das Geschehene nachzudenken, Recht und Unrecht auf beiden Seiten zu prüfen. Freilich vermochte sie sich in die Anschauungsweise ihres Mannes nicht hinein zu versetzen, doch wenn sie sie einmal als ein Gegebenes hinnahm, so konnte sie auch nicht umhin, zuzugestehen, daß ihr hartnäckiger Widerspruch gegen

fast alle seine Ansichten und Wünsche, so natürlich er ihr deuchte, ebenso natürlich ihn reizen und verbittern müsse. Und sie faßte den ernsten Vorsatz, ihm zuliebe gegen ihre Natur anzukämpfen. Nur das eine vermochte sie nicht, ihm einzugestehen, daß sie ihren Teil an der Schuld erkenne und bereue. Sie hatte das nie gekonnt, auch als kleines Kind nicht, und sie fühlte wohl, daß sie eher zu Grunde gehen, als um Vergebung bitten lernen würde.

Ganz anders Gisbert! Als er an jenem Morgen stark angeheitert nach Hause gekommen war und gesehen hatte, was er in seiner Heftigkeit angerichtet, da sank er wie zerschmettert an ihrem Lager in die Kniee und weinte wie ein Kind. Alle Schuld nahm er auf sich allein und warb mit heißem Flehen um ihre Verzeihung. Einen besorgteren Gatten, einen besseren Krankenpfleger als ihn konnte es nicht geben. Er bekümmerte sich um die Wirtschaft, um die Kinder und war den ganzen Tag durch alle diese Pflichten so in Anspruch genommen, daß er zur Erledigung seiner Geschäfte, welche damals gerade sehr unangenehmer Art waren, die Nächte zu Hilfe nehmen mußte.

Und Lori vergab — sie vergab ihm aus vollem Herzen, obschon es ihr nicht gelingen wollte, von dem Geschehenen ganz zu schweigen. Immer wieder kam die Versuchung über sie, ganz gegen ihren Willen, wie ein böser Zauber, die Versuchung, die gefährlichen Streitfragen wieder aufzurühren, die ja doch bei der Verschiedenheit ihrer Naturen niemals ganz aus der Welt zu schaffen waren. Aber Gisbert ließ sich dadurch in seiner nachsichtigen Milde nicht irre machen. So wie er ihre Gereiztheit in den Wochen vor dem Unglücksfall auf Rechnung ihres Zustandes setzte, so hielt er jetzt noch alles ihrer Schwäche zu gute.

Es vergingen noch etwa vierzehn Tage, ehe Lori wieder auf ihren Füßen stehen und sich frei im Hause bewegen konnte. Zwar sah sie noch etwas blaß und angegriffen aus, aber die Freude über die Versöhnung, das neubegründete Liebesglück verklärte ihren Blick und lieh ihrer Schönheit einen neuen Reiz.

An einem dieser stillen Friedenstage der Wiedergenesung erschien ihr Vater bei ihr, um ihr eine junge Dame vorzustellen, die sich auf seine Anzeige hin für die Stellung der Wirtschafterin und Repräsentantin in Klein-Pölzin gemeldet hatte.

Lori saß im Lehnstuhl am Fenster des Wohnzimmers in einem neuen, reich mit Spitzen besetzten Morgenrock, den ihr

Mann ihr dieser Tage geschenkt hatte und der sie reizend kleidete. Gisbert war übrigens ausgegangen, in wichtigen Geschäften, wie er sagte. Als sie den Vater eintreten sah, erhob sie sich rasch, um ihm einen Begrüßungskuß entgegenzubringen, blieb aber auf halbem Wege stehen, als sie hinter seiner breiten Gestalt die fremde Dame über die Schwelle treten sah.

„Guten Tag, Lori! Na, du siehst ja wieder recht munter aus!“ rief der Freiherr mit einer gewissen Hast, und dann wandte er sich mit einer einladenden Handbewegung an die junge Dame und fuhr fort: „Hier stelle ich dir Fräulein Marchlewska vor, die sich mir für Klein-Pölzin zur Verfügung gestellt hat. Du bist wohl so freundlich, die Dame über ihre Stellung in meinem Hause etwas zu orientieren.“

Die so unendlich gutmütigen blauen Augen des alten Barons irrten unruhig von seinen Schuhspitzen nach dem Fenster und wieder zurück, ängstlich bestrebt, wie es schien, dem Anblick der kleinen Polin auszuweichen. Und doch war dieser Anblick so übel nicht. Das runde Gesichtchen mit den weichen Formen und den glänzenden schwarzen Augen darin war von der frischen Märzluft lieblich gerötet. Die zierliche Figur unter Mittelgröße zeigte sich in einem dunkelgrünen, einfachen Wollkleide, einer flauschigen braunen Jacke mit Pelzbesatz auf das allervorteilhafteste. Ein kleiner, ebenfalls brauner Filzhut in Jägerform und ein winziger Muff von schwarzem Plüsch vollendeten geschmackvoll ihren Anzug. In dem tadellos sitzenden schwarzen Handschuh steckte eine sehr zierliche schmale Hand, und die Füße, welche unter dem Saume des kurzen Kleides hervorschauten, waren dieses Händchens würdig.

Wie alle Frauen von strengen Grundsätzen hegte auch Lori ein tiefgewurzeltes Mißtrauen gegen hübsche junge Mädchen in verantwortlichen dienenden Stellungen, und sie vermochte nur schlecht dieses Mißtrauen unter einer leidlich freundlichen Begrüßung zu verhüllen.

„Ja, ich weiß nicht, Papa,“ wandte sie sich fragend an ihren Vater, „hast du denn schon etwas mit dem Fräulein abgemacht?“

„Ja freilich . . . ja gewiß!“ stotterte der Baron verlegen, indem er sich die heiße Stirn mit seinem großen seidenen Tuche betupfte. Und dann warf er sich in einen niedrigen Polstersessel und hatte sehr viel mit seiner Krawatte zu thun, die ihm ganz unter die Weste gerutscht war.

Auf Loris Aufforderung nahm Fräulein Marchlewska gar bescheiden auf einem leichten Goldstühlchen Platz und hielt

erwartungsvoll ihre Augen auf das Müffchen in ihrem Schoße gesenkt.

„Haben Sie schon früher eine ähnliche Stellung bekleidet, Fräulein?“ begann Lori das Examen.

„Ja, gnädige Frau,“ erwiderte sie mit angenehmer, leiser Stimme. „Ich bin selbst die Tochter eines Gutsbesitzers. Mein Vater, Herr Gregor von Marchlewski“ — sie betonte das „von“ ein klein wenig — „auf Podgorze bei Gnesen hatte mit vielen Sorgen zu kämpfen, da wir zehn Kinder waren, und wir ältesten mußten von klein auf in der Wirtschaft mit thätig sein. Er starb, als ich eben erwachsen war, und ließ uns in großer Not zurück. Ich nahm eine Stellung als Stütze der Hausfrau in Preußisch-Polen an und glaube mir in den zwei Jahren, die ich dort zubrachte, ausreichende Kenntnisse in der Führung einer ländlichen Wirtschaft erworben zu haben. Die Notwendigkeit, mehr zu verdienen, um meine jüngeren Geschwister etwas unterstützen zu können, veranlaßte mich dann, später nach Berlin zu kommen und hier ...“

Soweit war die hübsche kleine Marchlewska in ihrer fließend und nur mit ein wenig, aber sehr angenehmem polnischen Accent vorgetragenen Rede gekommen, als die Thür aufging und Eva und Walther, Renards Kinder, zum Ausgehen angekleidet hereinkamen, um der Stiefmama adieu zu sagen. Einen Augenblick blieben beide wie angewurzelt stehen — Fräulein Marchlewska sprang auf und ging ihnen mit ausgebreiteten Armen entgegen — und da stürzten die Kinder mit lautem Jubel auf sie zu. Das Fräulein kniete auf dem Teppich nieder und Eva und Walther flogen ihr um den Hals, küßten sie ab wie toll und schrieen durcheinander: „Jewdoscha! Ach! Jewdoscha! Unsre Jewdoscha ist wieder da! Hurra! Jetzt bleibst du doch immer bei uns, nicht wahr? Du gehst nie mehr fort! Komm, Jewdoscha, komm gleich mit in den Tiergarten! Wir wollen Reifen spielen.“

Die Kinder hatten keinen Blick für ihre Stiefmutter, welche, die Rechte gegen ihr laut pochendes Herz gedrückt, am Fenster stand und dem überraschenden Auftritt mit großen Augen folgte.

„Ah, Sie sind also das Fräulein Jewdoscha, von dem mir die Kinder so viel erzählten?“ unterbrach sie endlich, nachdem sie sich etwas gefaßt hatte, das lebhafte Geschwätz der Kleinen. „Verzeihen Sie, ich hatte Ihren Familiennamen wohl gehört, aber wieder vergessen.“

Die kleine Polin wandte ihr Köpfchen Lori zu. Ueber

ihre frischen Wangen rannen die Thränen und sie erwiderte mit bebender Stimme, durch welche aber dennoch etwas Triumphierendes hindurchklang: „Ja, das bin ich, gnädige Frau. Ich war hier im Hause, seit Frau Doktor Renard — nach Amerika ging. Ich habe die Kinder so lieb gehabt und sie mich auch!“ Sie schluchzte laut auf und zog den kleinen Walther an ihre Brust.

Da strich Eva, wie tröstend, über ihren Pelzkragen und sagte ernsthaft und altklug: „Du mußt nicht mehr weinen, Jewdoscha! Ich will Papa sagen, daß er dich wieder lieb haben soll, und dann kannst du immer bei uns bleiben.“

Die kleine Polin deckte rasch und liebreich ihre Hand auf des Mädchens Mund und sagte: „Nein, mein Evchen, so etwas mußt du nicht sagen. Dein Papa hat mich ja nur dafür bezahlt, daß ich gut zu euch war und schön mit euch spielte; aber jetzt hat er diese schöne Dame da geheiratet, weil er sie so lieb hat, und die ist jetzt eure Mama — die müßt ihr auch viel lieber haben als mich.“

Da fingen beide Kinder jämmerlich zu weinen an, und Walther rief: „Nein, nein, wir lassen Doscha nicht fort, Doscha soll dableiben!“

O, wie das alles Lori durchs Herz schnitt! Alle die Liebe, die sie diesen Kindern entgegengebracht hatte, alle ängstliche Pflichterfüllung ihnen gegenüber war also umsonst gewesen! Ihr Herz gehörte dieser bezahlten Fremden!

Sie bat die Marchlewska beiseite und riet ihr, sie möge nur, um die Kinder zu beruhigen, heute ein wenig mit ihnen spazierengehen und sich dann unter irgend einem Vorwande davonstehlen.

Mit einem wahren Jubelgeschrei nahmen die Kinder die Freudenbotschaft entgegen und stürmten, ihre Jewdoscha an den Händen ergreifend, zur Thür hinaus, ohne ihrer unglücklichen Stiefmama auch nur ein Abschiedswort zu gönnen.

Der Freiherr hatte die ganze Zeit über mit seiner Krawatte zu thun gehabt, und diese anstrengende Beschäftigung hatte ihm feine Perlen auf die Stirne getrieben.

Kaum war die Marchlewska mit den Kindern zur Thür hinaus, als Lori rasch auf ihn zutrat, ihre Hände auf seine Schultern legte und mit einer Miene auf ihren guten Vater hinabblickte, wie eine zärtliche Mutter auf ihren Lieblingssohn, der eben einen furchtbar dummen Streich eingestanden hat.

„Und du hast wirklich diese unglückselige Marchlewska schon fest engagiert?“ begann sie.

Der Freiherr schaute drein wie ein gescholtener Knabe. Noch niemals hatten seine graublonden Locken sich so wirr und kraus rings um das mächtige Haupt gesträubt. Recht kleinlaut erwiderte er: „Ja, ich konnte doch nicht gut anders, liebes Kind! Sie kam zu mir mit den ausgezeichnetsten Empfehlungen und war so — so nett und bescheiden. . . . O Jemine! Wenn ich mir dagegen die drei Grazien vorstelle, die vor ihr da waren! Ich kann dir sagen: mir fiel ordentlich ein Stein vom Herzen, wie du diese Hexen abfallen ließest. Man will doch in der Einsamkeit lieber etwas Hübsches um sich haben! Und wenn man gar Gäste bei sich sieht, und so eine greuliche alte Schachtel bei Tische die Honneurs machen soll . . .“

„Aber, lieber Papa, kommt dir diese kleine Polin nicht doch etwas gar zu jung und auch zu hübsch vor für so viel Arbeit und so viel gesetzte Würde, wie du von der Dame verlangen mußt, die dir das Haus führen soll? Dieses Fräulein Jewdoscha scheint mir so recht eine verschlagene kleine Katze zu sein, die den ganzen Tag sitzen wird und sich putzen und natürlich mit unsern Junkern in der Nachbarschaft furchtbar kokettieren.“

„Ach, was denn!“ erwiderte der Alte ganz entrüstet, „hast du denn nicht gehört, wie sehr sie von klein auf an harte Arbeit gewöhnt ist? Ein junges Mädchen, das mit ihrer Hände Arbeit noch neun jüngere Geschwister ernährt, wird wohl nicht viel Zeit zum Putzen und Kokettieren finden!“

„Ja, freilich! Diese Art Mädchen wissen immer den Mund voll schöner Worte zu nehmen und ihre Tugenden in das hellste Licht zu setzen,“ rief Lori fast verächtlich.

Der Freiherr griff rasch in seine Brusttasche und brachte daraus einige Papiere zum Vorschein, die er mit ärgerlichem Eifer seiner Tochter in die Hand drückte. „Ich begreife nicht, was du eigentlich willst, Lori,“ rief er gekränkt; „da sieh dir doch ihre Zeugnisse an!“

Lori entfaltete eines der Papiere und ließ ihre Augen flüchtig über die Zeilen schweifen. Ihr Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln. Sie warf das Papier mit einer ungeduldigen Handbewegung auf den Tisch und sagte in einem Tone, der einem besseren Beobachter, als der Baron es war, ihren eifersüchtigen Groll klar genug verraten hätte: „Nun, das muß ich sagen: Gisbert stellt sie ja hier in zehn Zeilen als einen wahren Ausbund von Tugenden und Talenten dar, daß man fast glauben sollte . . .“ Sie brach ab, legte ihre Arme übereinander und trommelte nervös mit den Fingern der Rechten auf den linken Oberarm.

„Na, nicht wahr?“ rief der Baron arglos, „das mußt du mir doch zugeben, als ich hörte, daß sie hier bei meinem Schwiegersohn eine solche Vertrauensstellung eingenommen habe, — und als ich gar dieses glänzende Zeugnis las, da konnte ich doch gar nicht anders, als sie sofort fest verpflichten! Und du wirst auch begreifen, daß es mich unter diesen Umständen genieren mußte, ihr die niedrige Summe zu nennen, die wir uns als Gehalt gedacht hatten. Ich habe ihr hundert Mark mehr geboten — und sie schien ja damit zufrieden zu sein.“

„Ach, wirklich?“ lachte Lori ironisch. „Und dann hast du dich gleich aufgemacht, um mir mit wendender Pferdebahn das gnädige Fräulein zuzuführen?“

„Nein, wir haben eine Droschke genommen.“

„Natürlich erster Klasse!“ Loris Ton wurde immer ironischer.

Doch der Vater versetzte immer noch ganz arglos: „Ja, gewiß — eine offene! Das Wetter war ja so schön — und die frische Luft thäte ihr so gut, sagte sie. Denke dir, sie ist, seit sie von Renard entlassen wurde, in einem Hotel gewesen, um die feine Küche auch noch zu lernen. Und die ganze Zeit über ist sie kaum drei- oder viermal an die Luft gekommen. Jetzt hätte sie aber auch eine Sehnsucht nach dem Landleben, sagt sie! ... Ich freue mich recht, daß das gute Kind gerade auf meine Anzeige geraten ist! Du mußt nur im Auge behalten, was sie bei ihrer Jugend schon alles geleistet hat; mit welcher Energie sie ihre praktischen Kenntnisse zu vermehren bestrebt ist. ... Und wie sich bei alledem dennoch diese Anmut und Liebenswürdigkeit bewahrt hat — es ist wirklich fabelhaft! Und wie deine Kinder an ihr hängen! Siehst du, Lori, das wäre nun für mich ausschlaggebend gewesen — wen Kinder und Hunde lieb haben, der muß ein guter Mensch sein.“

Der Freiherr hatte sich in ein wahres Feuer der Begeisterung hineingeredet und dabei aufgeregt mit der Hand in der Luft herumgefuchtelt. Ach, und wenn er an die leider nur zu kurze Fahrt in der offenen Droschke zurückdachte! Wie anmutig sie sich neben ihm in die Polster zurücklehnte, wie sie die übereinander gelegten eleganten Stiefelchen so chic gegen den Wagen zu stemmen wußte, mit wie reizendem Lächeln sie die munteren rehbraunen Augen zu ihm aufschlug, so oft er eine Frage an sie richtete! Und wie gewandt sie sich auszudrücken wußte, wie das rollende R, ihr slavischer Accent

ihrer Sprache eine so angenehm pikante Färbung verlieh! Und von der ganzen zierlichen Gestalt der kleinen Polin war ein so warmer Duft ausgegangen, daß der gute Baron Drenk durch einen maienprangenden Blütenhain, nicht aber in kalter Märzluft durch tote, einförmige Straßenzüge zu fahren vermeinte! Wenn doch erst die langweiligen Reichstagssitzungen vorüber wären, in denen er sich doch von Tag zu Tag überflüssiger vorkam! Wie freute er sich nun darauf, nach dem vereinsamten Gutshofe zurückzukehren, wo Fräulein Jewdoscha ... wie reizend das klang! Er wollte sie doch um die Erlaubnis bitten, sie Fräulein Jewdoscha anreden zu dürfen — wenn er nur den Mut dazu fände! Welches Aufsehen er in der ganzen Umgegend mit seiner allerliebsten Hausdame machen würde! Er mußte wirklich ein wenig mehr als bisher ausfahren, das war er dem jungen Mädchen schuldig, damit sie doch auch etwas unter die Leute kam. Aber freilich, die alte Jagdkarrete mit den hochbetagten Braunen davor — es wäre doch zu stillos, Jewdoscha von Marchlewska da hineinzusetzen! Allerdings hatte Loris Aussteuer seine Kasse recht sehr erschöpft, aber — zum Henker auch! — für ein Korbwägelchen und ein Paar Ponnies mußte sich irgendwie Rat schaffen lassen.

Alles das ging dem guten Freiherrn durch den Kopf, während seine feuchtglänzenden blauen Augen träumerisch nach der gemalten Decke starrten. Und Lori war so liebenswürdig, seine Kreise nicht zu stören. Auch ihre Gedanken beschäftigten sich sehr ernstlich mit Fräulein Jewdoscha, wenn auch in etwas andrer Weise. „Ich will Papa sagen, daß er dich wieder lieb haben soll,“ hatte die kleine Eva gesagt! Das gab ihr genug zu denken. Freilich, wie vermag ein Kind in seiner Unschuld dergleichen Verhältnisse zu unterscheiden! Aber Evchen war nicht so unschuldig und einfältig wie andre Kinder ihres Alters; sie war eine frühreife Großstadtpflanze und außerdem — das Kind ihrer Mutter! Wenn sie daran dachte, welchen hartnäckigen Widerstand das Mädchen ihrem so hingebenden Liebeswerben entgegensetzte, so wollte sie es fast wie eine Regung des Hasses anwandeln gegen dieses Kind.

Der Freiherr und seine Tochter saßen sich immer noch schweigend gegenüber, als die Thür aufging und Gisbert hereintrat. Er ging auf seinen Schwiegervater zu, um ihn zu begrüßen. Die beiden Männer sahen einander erstaunt an, denn der plötzlich aus so schönen Träumen geweckte Herr Abgeordnete war so erhitzt im Gesicht und schaute so drollig ver-

wirrt drein, und dem Herrn Schwiegersohn standen Aufregung und Aerger deutlich in den bleichen Mienen zu lesen.

„Nun, was hat's denn gegeben?" fragten beide Männer wie aus einem Munde.

Lori antwortete statt ihres Vaters, kurz und im Tone des Vorwurfs: „Die Marchlewska war hier!"

Ah! Er war also doch zusammengezuckt und noch ein wenig blasser geworden — Lori hatte es deutlich gesehen, wie sehr er sich Mühe gab, die Botschaft ganz gleichgültig entgegenzunehmen.

„So? Was wollte denn die hier?" fragte Gisbert leichthin, während er vor seine Frau trat, um ihr einen flüchtigen Kuß auf die Stirn zu hauchen. „Ich hatte ihr doch ausdrücklich verboten, wieder hierher zu kommen, damit die Kinder ... du weißt, die Kinder hingen sehr an ihr."

„Ja, das haben sie heute deutlich genug gezeigt," versetzte Lori bitter. „Mir wird es wohl niemals gelingen, ihnen ihre vielgeliebte Jewdoscha zu ersetzen!" Lori vermochte nicht länger an sich zu halten — die Eifersucht, die bittre Kränkung, die ihr durch das Betragen der Kinder widerfahren war, der Aerger über den thörichten Streich ihres Vaters, alles vereinte sich, um in ihrem Herzen eine so schmerzliche Bewegung hervorzurufen, daß ihr die Augen nun plötzlich von heißen Thränen überflossen.

Gisbert legte seinen Arm zärtlich um ihre Schulter und suchte sie zu trösten, während er doch innerlich nicht weniger erregt war als sie. „Alle Teufel," dachte er, „das verdammte Mädel wird mir doch nicht etwa da aus Rache etwas eingebrockt haben!"

Der Freiherr legte sich ins Mittel, indem er begütigend seiner Meinung Ausdruck gab, die arme Lori müsse wohl noch von ihrer Krankheit her nervös gereizt sein, sonst könne er sich gar nicht erklären, wieso der Besuch des Fräuleins und seine eigne Genugthuung, eine so vorzüglich empfohlene junge Dame nach Klein-Pölzin zu bekommen, sie dermaßen aufregen könne.

„Was Tausend! Du willst die kleine Marchlewska auf dein Raubschloß setzen?" rief Renard, ganz verwundert aufhorchend, und dabei zuckte ein eigentümliches Lächeln um seine Mundwinkel.

„Nicht wahr, du meinst auch, daß sie sich zu so einer Stellung gar nicht eignet?" fiel Lori eifrig ein.

Renard nahm wieder eine sehr ernsthafte Miene an, als

er versetzte: „Hm! Das ist freilich nicht so leicht zu sagen. Hier hat sie ja nur mit den Kindern zu thun gehabt, und in dieser Beziehung hatte ich ja alle Ursache, mit ihr zufrieden zu sein — sie ist ja auch sehr geschickt im Hauswesen und soll auch in der Landwirtschaft vortrefflich Bescheid wissen, wie ihre Zeugnisse besagen; ob sie aber einen aristokratischen Hausstand repräsentieren kann, das ist freilich die Frage.“ Gisbert ging so vorsichtig wie möglich vor; denn wenn er die kleine Jewdoscha um ihre neue Stellung brachte, konnte sie sich recht unangenehm rächen, — und andrerseits: wenn sie den gutmütigen Schwiegerpapa unter ihre Gewalt bekam, konnte sie ihren Einfluß gleichfalls in einer Weise benutzen, die für Renard unbequem genug werden mochte.

Aber der Freiherr ergriff sehr entschieden Partei für seine kleine Polin. Er sprang auf und rief, ganz aufgebracht: „Ich weiß gar nicht, was ihr wollt! Das Mädchen ist die Tochter eines Edelmannes und ihr Benehmen ist so comme il faut, daß sie sich in jeder Gesellschaft sehen lassen kann. Uebrigens ist die Sache schon abgemacht. — Na, adieu! Kinder! Ich gehe noch in den Reichstag — der Kanzler wird heute erwartet.“

Er nahm eiligst Abschied und trollte sich davon, froh, weiteren Auseinandersetzungen dadurch ausweichen zu können.

Als sich die Korridorthür hinter ihm geschlossen hatte, machte Gisbert einen schwachen Versuch zu lachen: „Nein, diese alten Herrn! Papa war ja ganz wild. Die Marchlewska scheint es ihm angethan zu haben.“

„Das kann dich doch nicht wundern!“ versetzte Lori spitz; „solche koketten Geschöpfe, die sich nett anzuziehen und recht zu drehen und zu wenden wissen, die gelten ja bei euch Männern immer mehr als eine anständige Frau, die sich für euch aufopfert.“

„Ja, was soll denn das heißen, Lori?“ rief Renard ein wenig ärgerlich. „Warum stellst du denn einen solchen Gegensatz auf zwischen einer anständigen Frau und diesem Mädchen? Hältst du es etwa für unanständig, wenn so ein armes junges Blut, das gezwungen ist, sich sein Brot in der Fremde zu verdienen, sich so liebenswürdig wie möglich zu geben sucht, um sich die Gunst der Leute zu erwerben, von denen es abhängt? Macht ihr anständigen Mädchen es etwa anders, wenn ihr einen Mann haben wollt?“

„So? Habe ich vielleicht jemals mit dir kokettiert und durch Mätzchen deine Aufmerksamkeit zu erregen gesucht?“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ lachte Gisbert etwas ironisch.

„Nun, siehst du — in welchem Tone du das wieder sagst! Ein anständiges, zurückhaltendes Betragen erscheint euch lächerlich an einem jungen Mädchen — das wird einem geradezu zum Verbrechen gemacht!“

„Anständig! Anständig! Immer dieses dumme Wort! Ich kann es nicht ausstehen. Hat sich Jewdoscha etwa unanständig betragen, daß du so ...“

„O, ich kann es mir lebhaft vorstellen, wie sich eure Jewdoscha betragen hat, als sie hier im Hause die Herrin spielte!“

„Hör' 'mal, liebe Lori, diese Eifersucht ist wirklich kindisch! Die Bonne meiner Kinder, meine Haushälterin, die ich kaum zwei-, dreimal am Tage zu Gesicht bekommen habe — haha! Es ist wirklich lächerlich! Ich dächte, du wüßtest doch, daß ich meine Ansprüche in dieser Beziehung etwas höher stellen darf! — Nun, nun, weine nur nicht gleich wieder! Wir wollen nicht mehr davon reden, Liebchen.“

Er wollte sie umarmen und küssen, aber sie stieß ihn heftig zurück und schluchzte laut auf: „O, diese Gewißheit ist furchtbar für eine anständige Frau: wenn ich heute sterbe, so wirst du dich morgen wieder mit einer Jewdoscha trösten — und du und deine Kinder — ihr werdet mit dem Tausch sehr zufrieden sein!“

„Ja, da hat sie wahrhaftig recht!“ war Gisberts erster Gedanke in der Zorneswallung über Loris thörichte Klage. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopfe, die bittersten Worte wollten sich über seine Lippen drängen. Doch noch einmal gelang es ihm, seiner Aufregung Herr zu werden, wenngleich seine Stimme bebte, als er sprach: „Thu mir die einzige Liebe, Lori, und quäle mich wenigstens heute nicht durch deine Thränen. Ich habe den Kopf so voll von ernsten Sorgen. Wir gehen vielleicht einer schweren Zeit entgegen und ich bedarf meiner ganzen Kaltblütigkeit, um allen Gefahren zu trotzen.“

„Um Gottes willen! Was ist vorgefallen?“ rief Lori, plötzlich aufschauend, und trocknete rasch ihre Thränen. „Hast du Unglück in deinen Geschäften gehabt?“

„Der verrückte alte Döhmke hat mir seine Vollmacht gekündigt,“ erwiderte Gisbert zähneknirschend. Und dann schritt er eiligst zur Thür hinaus in sein Arbeitszimmer. Doch schon nach einigen Minuten steckte er den Kopf wieder herein und rief: „Du, Lori, laß doch ein paar Flaschen von dem

guten Rheinwein kalt stellen; von dem Gelbgesiegelten, weißt du! Es ist gleich ein Uhr — die Herren können jeden Augenblick kommen!"

„Was für Herren denn?" fragte Lori; „du hast mir ja nichts gesagt."

„Nun, Döhmke natürlich, und der Kaffer, dem er jetzt auf einmal sein Vermögen anvertrauen will," erwiderte Gisbert ärgerlich und wollte die Thür wieder hinter sich zuziehen.

Mit ein paar raschen Schritten eilte seine Frau ihm in das Arbeitszimmer nach. Sie ergriff ihn beim Arme, suchte ihm in die Augen zu schauen und fragte mit ängstlicher Miene: „Aber Gisbert, wie kann dich denn das so aufregen, wenn es sich doch bloß darum handelt, ein Depot wieder dem Eigentümer zurückzugeben?"

„Aufregen! Wer ist denn aufgeregt? Ich habe nur so viel Scherei davon. Gerade jetzt, wo so viele andre wichtige Dinge in der Schwebe hangen. . . ."

„Du hast gesagt, wir gingen vielleicht einer schweren Zeit entgegen — was meintest du damit? Vertraue dich mir doch an, lieber Mann."

„Ach, was verstehst du von Geschäften! Sei froh, daß du damit nichts zu thun hast," versetzte er kurz abweisend und wollte sie wieder in das Wohnzimmer drängen.

Aber sie ließ sich so leicht nicht abspeisen, sondern begann von neuem: „Glaube das nicht, Gisbert. Mein Vater hat alle seine Geldangelegenheiten mit mir besprochen. Ich mußte oft für ihn rechnen, weil er so wenig Sinn für diese Dinge hatte. Wenn du Sorgen hast, lieber Mann, so laß sie mich mit dir teilen. Wir könnten uns ja sehr gut etwas einschränken."

„Ach, laß mich endlich zufrieden," rief Gisbert ungeduldig. „Ich kann es nicht leiden, wenn Frauen ihre Nase in die Geschäftsangelegenheiten der Männer stecken wollen. Uebrigens. . . . wenn die Herren gekommen sind, dann paß doch selbst ein bißchen auf die Entreeklingel auf. Die Köchin ist ein solches Schaf, die läßt mir jeden Menschen gleich in die Stube herein. Wenn ein gewisser Feilchenfeld kommt, so laß den einen Augenblick in mein Ankleidezimmer treten und gib mir dann selbst durch Klopfen an die Thür Bescheid — hörst du so: Tamtaratam! Schmiedemotiv."

Lori hatte mit so entsetztem Ausdruck in ihren Mienen zugehört, als ob ihr Mann ihr eine schauervolle Mordgeschichte erzähle. Und mit demselben Ausdruck der Angst in der Stimme

flüsterte sie nun: „Gisbert! Was hast du mir zu verbergen? Du hast doch nicht etwa. . . ."

„Was? Was habe ich nicht etwa? Unterschlagen! Gefälscht! Kassen erbrochen — nicht wahr? — Es ist wirklich unglaublich, was du mit deinem angebornen Mißtrauen alles fertig bringst! Es bereitet dir wohl eine ganz besondre Genugthuung, deinen Mann nur so im Handumdrehen zum Verbrecher zu machen?!"

„Gisbert! Wie darfst du so reden —! Ich will doch nur, daß du offen gegen mich sein sollst. Habe ich dir nicht am Altare gelobt, alles mit dir zu tragen?"

„Herr Gott! Da kommst du schon wieder damit! Thu' mir die einzige Liebe und mach mich nicht mit deiner Quengelei verrückt! Zu hungern wirst du nicht brauchen, solange du meine Frau bist!"

„O mein Gott! Ich möchte wahrhaftig lieber mit dir hungern, als mich so behandeln lassen!" rief Lori und dabei begann sie von neuem zu schluchzen. „Was ist denn das für eine Ehe, wenn Mann und Frau nichts miteinander teilen sollen!?"

„Heiliger . . .! Ich glaube wahrhaftig, Lori, du bist . . . Da klingelt's — das werden sie sein. — Hör' 'mal, Kind, du hast dich ja neulich auf dem Ball so lange mit dem alten Döhmke unterhalten: ich will hoffen, daß du recht freundlich zu ihm warst — so freundlich, wie dir das bei deiner angebornen Liebenswürdigkeit möglich ist."

Diese letzte ironische Bemerkung rief einen neuen Thränenausbruch bei Lori hervor und schluchzend versetzte sie: „Leute, die überhaupt noch an dem Umgang mit einer anständigen Frau der guten Gesellschaft Gefallen finden, haben noch nie über meine Unliebenswürdigkeit zu klagen gehabt."

Sie wollte noch etwas hinzufügen, als die Thür nach dem Korridor aufging. Sie flüchtete eilig in das Wohnzimmer und drückte die Thür hinter sich zu. Deutlich konnte sie die Stimmen ihres Mannes und Vater Döhmkes unterscheiden; die dritte, es war die des Herrn Zwillich, kannte sie nicht. Aengstlich horchend blieb sie dicht an der Thür stehen. Sie verstand jedes Wort. Aber es waren zunächst nur gleichgültige, scherzende Redensarten in der ihr so unangenehmen Berliner Art, gespickt mit den Schlagworten des Tages und den neuesten Witzen von der Börse und von der Gasse. Auch ihr Mann bediente sich den Besuchern zu Gefallen derselben Redeweise, er, der gerade durch seine gewählte, dialektfreie Sprache dem

Fräulein von Drenk so gefallen hatte! Sie wollte sich losreißen, sie wollte nicht lauschen — das war so unwürdig! Sie wollte nicht in Geheimnisse eindringen, die Gisbert ihr nicht aus freien Stücken mitteilte. Sie eilte hinaus, um den Wein, wie Gisbert gewünscht, kalt zu stellen.

Und dann kam sie doch wieder in den Salon. Sie hatte ja das Buch, in dem sie gerade las, dort liegen lassen — sie mußte ja auch der Flurklingel möglichst nahe bleiben. Auf dem dicken Teppich schritt sie lautlos dem Fensterplatze zu. Und da, als sie just an der Thür zu Gisberts Zimmer vorüber wollte, hörte sie Vater Döhmkes laute Stimme sagen: „Na, weißt du, Jisbert, des hättest du nu wirklich besorjen können! Meine Karte hast du doch früh jenug jehabt. Den einen Jang nach de Bank hätte ich dir am Ende noch wert sein sollen!"

Jetzt antwortete Gisbert, aber so gedämpften Tones, daß Lori ihn nicht verstehen konnte. Unwiderstehlich zog es sie nach der Thür. Sie horchte.

„Es war mir wahrhaftig unmöglich, heute morgen fortzukommen," hörte sie ihren Mann sagen. Er log also, denn er war ja in Wahrheit heute schon ungewöhnlich früh unterwegs gewesen. — „Aber mein Bursche muß jeden Augenblick kommen, ich habe ihn schon vor einer Stunde weggeschickt."

Und nun erklang wieder Vater Döhmkes Stimme laut: „Nimm mir's nich übel, des is doch wirklich 'n bisken leichtsinnig, so'n Bengel nach achtzigtausend Mark auf de Bank zu schicken!"

„O, auf den kann ich mich verlassen, wie auf mich selbst — dem habe ich schon weit größere Summen anvertraut," erwiderte Renard.

Was das nur für ein Bursche sein mochte, fragte sich Lori. Sie hatte von diesem berühmten Vertrauensmanne nie etwas gehört noch gesehen!

Und jetzt setzte Gisbert lauter hinzu: „Na, meine Herren, lassen Sie sich des bisken Warten nich verdrießen. Ich habe einen jroßartigen 76er Hochheimer und eine echte Carolina, die einen schon über manches trösten kann. Und denn müssen Sie mir von Ihrem Projekt noch mehr erzählen, Herr Zwillich, es soll wohl so 'ne Art Konkurrenz gegen die ‚Reichshallen' werden, wovor unser Freund Döhmke sein Geld riskieren soll?"

„I wo, keene Ahnung," erwiderte Zwillich. „En Musentempel erster Jüte soll et werden; für den heitern Genre selbstredend, denn von Schillern und Jöthen muß die Menschheit doch 'mal jenug kriegen. Des Hauptjewicht legen wir auf den

Chor, verstehn Se! So'n Dutzend preisjekrönte Schönheiten in de erste Reihe mit möglichst einfache Toiletten — det zieht wie Hechtsuppe! Nu, wat soll ich sagen: es wird einfach ‚fein und schain', wie unsere jüdischen Mitbürjer sagen! Die artistische Leitung lejen wir in die Hände unseres bewährten Piefke. Sie kennen doch Piefken? Daß der die Kneipe ufmachte, det war ja natürlich die reine Kateridee. Was so'n schenialer Komiker is, der jehört uf de Bretter, die de Welt bedeiten, und nich hinterm Schenktisch."

„Haben Sie denn auch schon den nötigen Dichter für Ihr Institut?" fragte Gisbert.

„Dichter! Denken Sie, wir wollen uns mit Jewalt rujenieren. Det besorgt uns allens Meier."

„Meier? Welcher Meier?"

„Na, Sally Meier, der neulich den Bazar für Jummiwäsche in de Friedrichstraße ufjemacht hat. Sie wissen wohl jar nich, daß der unter dem Namen J. Sallmer des letzte Zugstück im ‚Centraltheater' verfaßt hat?"

Lori hörte nicht mehr, sie eilte hinaus, um das Mädchen mit dem Wein zu den Herren zu schicken. Als sie wieder über den Vorflur schritt, um nach dem Salon zurückzukehren, ertönte die Klingel. Sie öffnete selbst, der Weisung ihres Gatten gemäß. Aber es war nicht der sehnlichst erwartete Herr Feilchenfeld, sondern Frau Grey, die gekommen war, ein halbes Stündchen mit Lori zu verplaudern. Da sie selbst ihr aufgemacht hatte, blieb ihr nichts andres übrig, als die gute Dame freundlich hereinzubitten, obschon sie gar nicht in der Stimmung war, gerade jetzt deren übliche Herzensergüsse anzuhören.

Die beiden Damen nahmen auf dem Sofa im Salon Platz und Frau Greys lebhaftes Gespräch machte es Lori unmöglich, von der Unterhaltung im Nebenzimmer noch etwas weiteres zu verstehen. Die redselige Dame erkundigte sich erst pflichtschuldigst nach der Gesundheit ihrer jungen Freundin, ging aber dann baldmöglichst zu ihrem Lieblingsthema über: zu den Klagen über die Galanterie ihres Gatten. Lori war das Thema peinlich; zudem war sie durch die voraufgegangene Erregung, durch das Weinen und Grämen schon so angegriffen, daß sie das Gespräch, zu dem sie doch nichts als einige banale Redensarten beitragen konnte, immer nervöser machte. Endlich vermochte sie nicht mehr an sich zu halten, sondern unterbrach Frau Grey mit dem heftigen Ausruf: „Aber warum lassen Sie sich denn nicht scheiden? Ich bliebe keinen Augenblick mehr bei einem Manne, der vor meinen Augen so mit andern

Frauen..." Sie brach kurz ab, da es ihr eben einfiel, daß ihr Mann ja in der gedachten Beziehung auch recht wenig ängstlich zuwege ging.

Frau Grey erwiderte weinerlich: „Ach, wenn Sie so reden können, dann müssen Sie ja Ihren Mann gar nicht lieben! Sehen Sie, wir feiern in drei Jahren unsre Silberhochzeit, und wir haben sechs Kinder gehabt; aber ich liebe meinen Mann auch heute noch so glühend, wie vor zweiundzwanzig Jahren als ganz junge Frau! Ach! Wenn man einmal so glücklich gewesen ist, wie ich mit meinem Werner. . . .!" Und dann senkte sie ihre Stimme und kramte vor der verlegen lauschenden Lori Erinnerungen an ihren ehelichen Liebesfrühling aus, die der „kühlen Blonden" das Blut in die Wangen trieben und mancherlei zu denken gaben.

Sollte es vielleicht doch wahr sein, was Gisbert immer behauptete, daß eine gleiche leidenschaftlich-freudige Hingabe die notwendigste Bedingung für ein wahres Eheglück sei? Der Rausch verflog ja so bald, die Schönheit verging, was konnte dann von einem Glücke übrig bleiben, das nur auf dem Sinnenreiz begründet war? So hatte Lori ihrem Manne eingewendet. Nun, hier hatte sie das Beispiel einer Ehe zwischen zwei feurigen Temperamenten vor sich, welche schon zweiundzwanzig Jahre währte — und sie mußte sich beschämt gestehen, daß diese Frau Grey trotz aller eifersüchtigen Klagen sich selbst doch durch die bloße Erinnerung an einst genossene Seligkeiten heute noch glücklicher fühle in ihrer Liebe, als sie, die erst kaum drei Monate an der Seite eines glänzenden, wohlhabenden, zärtlichen Gatten gelebt hatte. Aber dann sagte sie sich wieder, daß sie doch kein Glück der Welt durch Demütigungen erkaufen wolle, von denen ihre Selbstachtung sich nie wieder erheben würde. Auch sie fühlte die Kraft in sich, Dulderthaten fraulichen Heldentums zu verrichten für den Mann ihrer Liebe, aber diese Duldung durfte sie nicht vor sich selbst erniedrigen, nicht bis zur Aufgabe der besseren Ueberzeugung, der Niederdrückung des natürlichen Gefühls um der Aufrechterhaltung des lieben Friedens willen, getrieben werden. Frau Grey freilich sagte zu allen Dingen Ja, die ihr Mann für gut und wünschenswert hielt, auch wenn ihr Herz ganz andrer Meinung war; sie schmeichelte und bat ab, wenn er böse war, mochte er es auch aus noch so geringfügiger Ursache, bloß aus schlechter Laune sein; sie fand alles, was ihr angebeteter Werner sagte, besonders alles, was er schrieb, ausgezeichnet, unvergleichlich; war mit der naivsten Zudringlichkeit beflissen, auch andern

Leuten dieselbe Meinung einzureden; mit der Stellung, die ihr Mann ihr in der Gesellschaft gab, war sie zufrieden, obwohl gerade hierin der Grund ihrer ehelichen Kümmernisse lag; aber wenn sie nur auch dabei sein, ihn nur immer sehen und bewundern durfte, so war das für sie schon immerhin genug, um leidlich zufrieden zu sein. Durch solche vollständige Verleugnung jedes eignen Willens, solch demütiges Schmiegen und Fügen erreichte es Frau Grey allerdings, daß in ihrer Ehe ein schwerer Sturm nicht aufkommen, ihr Mann sie niemals schlecht behandeln konnte.

Hieß das ein Glück? War für die Gattin eines bedeutenden Mannes der eheliche Friede nicht anders zu erkaufen, als durch so demütigende Selbstverleugnung? Loris Stolz bäumte sich mächtig auf bei dem Gedanken. Wie oft hatte ihr Mann sie nicht schon temperamentlos gescholten, ihr vorgeworfen, daß sie Fischblut in den Adern haben müsse: war ihr Stolz, ihr Trotz denn kein Zeichen von Temperament? Sollte denn nur das sinnliche Feuer dafür gelten, und gar nichts das Eigenleben eines reichen Gemütes, die Aeußerungen eines selbständig denkenden Geistes? Ach! Das Glück der Zufriedenheit blühte also wirklich auf dieser Erde nur den geistig Armen, die das Evangelium selig preist? Nur in dem allgemein Tierischen lagen also die wirklich reinen Genüsse; das besonders Menschliche war der Geist, der stets verneinte, der Dämon der Vernichtung!

So reihte sich in Loris Hirn Gedanke an Gedanke, während sie dabei das Gefühl hatte, als gehe das alles außerhalb ihrer selbst vor — ihre Gedanken waren wie ein Haufe seltsam geformter Seetiere, die ein Sturm vom Grunde losgerissen und an den Strand geworfen, und sie saß davor und verfolgte halb angeekelt, halb gespannt, das wirre Durcheinander — und wie das Auf-und-nieder einer matten Meeresbrandung tönte dazu Frau Greys gedämpftes Plaudern und dort aus dem andern Zimmer das Schwatzen und Lachen der Männer.

Das scharfe Rattern der elektrischen Flurklingel schreckte Lori aus ihrem schmerzhaften Halbtraume empor. Sie gedachte der Weisung ihres Gatten und eilte mit einer flüchtigen Entschuldigung gegen Frau Grey hinaus, um selbst zu öffnen. O, was war das für ein widriger Geselle, der ihr da mit linkischer Verbeugung entgegentrat! Das war also der geheimnisvolle Vertrauensmann ihres Gisbert? Sie hätte dem schmierig geckenhaften Menschen jede Schurkerei zugetraut.

„Herr Feilchenfeld vermutlich?“ fragte Lori und wich einige Schritte zurück, damit er ihr beim Eintreten nicht zu nahe komme.

Herr Feilchenfeld bejahte und dann mauschelten die dünnen Säbelbeine über die Schwelle. „Die gnädige Frau wissen vermutlich ...? Gott, was bin ich gerannt!“

Lori lud den kleinen Juden durch eine stumme Handbewegung ein, in das Garderobezimmer rechts neben der Flurthür einzutreten, und sagte: „Bitte hier einen Augenblick zu warten. Die Herren sind schon hier, aber ich werde meinen Mann sogleich benachrichtigen. Sie haben doch seinen Auftrag ausgeführt?“

„Nu, das versteht sich, gnädige Frau, wo werde ich nicht! Wenn's ein schwieriges Geschäft gibt, dann ist Sigmund Feilchenfeld noch immer der rechte Mann für den Herrn Doktor gewesen! Nu, ich denk', er kann mit mir zufrieden sein: So hundert und einige Stück ganz bestimmte Effekten zusammenkaufen und eintauschen an einem Vormittag, das kostet schon 'n paar Tropfen Schweiß — das können Se glauben, gnädige Frau!“ Und während er mit einem schmutzigen Taschentuch sich über die niedrige Stirn und das ephraimrote Haar wischte, blinzelte er pfiffig und lüstern zu der schönen Frau hinauf.

Lori hatte sich stark versucht gefühlt, noch die und jene Frage an den Mann zu richten, die ihr vielleicht über die Verlegenheit Gisberts Aufklärung verschaffen konnte, aber vor diesem Blick floh sie eiligst hinaus. Sie gab das verabredete Zeichen und ging dann wieder zu Frau Grey zurück. Sie war herzlich froh, daß die gute Dame aus der Unterbrechung ihres Gesprächs Anlaß nahm, aufzubrechen. Aber Frau Grey gehörte zu den Frauen, denen es schwer wird, das letzte Wort zu finden. Während sie schon auf der Schwelle stand, fielen ihr noch allerlei hochwichtige Fragen ein, über die Dienstboten, über die Kinder und dergleichen. Und bei der Gelegenheit fügte es sich ganz natürlich, daß Lori des Besuches der Marchlewska Erwähnung that.

„So, so, die kleine Polin läßt sich also auch noch hier sehen? Ach was! Das ist ja merkwürdig! Das heißt, ich meine nur ... sie war ja auch wohl zu den Kindern sehr nett — und Ihr Mann hielt ja große Stücke auf sie.“

Lori hielt es nicht für nötig, Frau Grey zu fragen, was ihre abgerissenen Ausrufe, ihre neugierig forschenden Blicke und ihr etwas schadenfrohes Lächeln bedeuten sollte. Frau Grey fand eben, trotz ihres guten Herzens, ein außerordent-

liches Vergnügen daran, den eifersüchtigen Argwohn andrer Frauen bei günstiger Gelegenheit ein wenig zu schüren. Nun hatte sie ja der jungen Frau Renard ein Thema hinterlassen, über das sie noch eine gute Weile nachdenken mochte! Und darum nahm sie nun eiligst Abschied. Aber noch in der Hausthür kehrte sie wieder um und sagte, sich lächelnd vor die Stirn klopfend: „Da hätte ich doch beinahe die Hauptsache vergessen! Mein Mann hat mir ja aufgetragen, ich möchte dem Doktor sagen, er sollte ja nicht verkaufen — er wüßte schon, was — denn mein Mann hätte erfahren, daß eine neue Aktiengesellschaft ihr Auge dorthin geworfen hätte, wo Ihr Mann schon wüßte."

„So hat Ihr Mann also bei seiner fleißigen Schriftstellerei doch noch Zeit, sich um solche praktischen Dinge zu bekümmern?" fragte Lori.

„Ach ja, Sie wissen doch, er war früher Geschäftsmann — und da hat er noch so manche Verbindungen! Na, adieu! liebe Frau Renard. Lassen Sie sich jetzt aber wirklich bald 'mal bei uns sehen — Sie haben schon dreimal abgesagt! Werner ist schon ganz unglücklich, daß ‚seine himmlische Madonna mit den unbarmherzigen Augen' — wie er neulich 'mal so schön sagte — so lange keinen Fußfall von ihm entgegengenommen habe." —

Ach! Endlich schloß sich die Thür hinter der gesprächigen Dame und Lori war wieder allein mit ihren Gedanken. Einen Augenblick noch blieb sie im Korridor stehen und lauschte nach dem Ankleidezimmer hin. Sie unterschied wohl die Stimmen ihres Gatten und seines Agenten, konnte aber keine Worte verstehen. Nur als jene Thür aufging und Gisbert, einen großen Stoß Papiere unter dem Arm, heraustrat, hörte sie ihn sagen: „Es soll Ihr Schade nicht sein, Herr Feilchenfeld. Das haben Sie wirklich gut gemacht."

„Nu, Herr Doktor kennen mich doch, was irgend zu machen ist, wird gemacht! Habe ich Ihnen doch schon zu manches Geschäft verholfen!"

„Pst! Nichts davon!" unterbrach Gisbert hastig die vertraulich gemütliche Rede des Geschäftsfreundes.

Und der lachte kurz auf und fuhr fort: „Nu, ich bin still, das wissen Sie doch, Herr Doktor. Un an das Grundstück, nicht wahr, da lassen Sie mich auch 'mal wieder was verdienen?"

„Darüber sprechen wir morgen — Punkt zwölf, am bewußten Ort."

„'s ist auch höchste Zeit! Der Käufer drängelt schon! Na, empfehle mich, Herr Doktor. — Ach, entschuldigen Sie! Ich habe gnädige Frau gar nicht gesehen in die ägyptische Finsternis. Empfehle mich, gnädige Frau. Wenn Ihr Herr Vater, der Herr Baron auf Klein-Pölzin 'mal irgend welche Transaktionen vorzunehmen haben, ersuche gehorsamst Sigmund Feilchenfeld zu rekommandieren, C, Rosenstraße 19, 2 rechts." Damit verbeugte er sich hastig dreimal hintereinander und schurrte hinaus.

Gisbert trat rasch auf seine Frau zu. Sie sah seine Augen im Dunklen leuchten, als er ihr zuflüsterte: „Lori, du hast gehorcht!"

Sie fühlte sich schuldbewußt und darum erschreckte sie sein drohender Ton. Sie entschuldigte sich mit verlegener Hast damit, daß sie ihn hier habe erwarten wollen, um ihm sogleich die vielleicht wichtige Botschaft seines Freundes Grey zu übermitteln.

„Was? Nicht verkaufen soll ich!?" flüsterte Renard sehr erregt und schüttelte nervös seine Hand in die Luft. „Und gerade jetzt. . . . Hat sich denn alles wider mich verschworen?" Er fuhr sich durchs Haar, stieß einen tiefen Seufzer aus und dann ging er wieder zu den wartenden Herren in sein Zimmer. —

Etwa dreiviertel Stunden später — das Mittagessen stand schon eine ganze Weile bereit — gingen sie endlich davon. Lori eilte in Gisberts Zimmer, um ihn zu Tische zu rufen. Da saß er in seinem Lehnstuhl, den Kopf hintenüber geworfen, die Arme schlaff zu beiden Seiten herabhängen lassend. So bleich hatte sie sein Antlitz noch nie gesehen — und diese tiefen Furchen um die Augen, von der Nase über die Mundwinkel hernieder — sah sie denn heute zum erstemal ihrem Gatten seine vierzig Jahre an?

Und wunderbar, statt daß die Entdeckung sie erschreckte, statt daß die Vermutung, daß dieser Mann da ein gefährliches Spiel mit Ehre und Gewissen gespielt, sie von ihm abstieß, wallte vielmehr ihr Blut in heißer Liebesregung ihr zu Herzen — der Mann war elend von Kummer und Sorge, vielleicht von noch weit schlimmerer Gewissensnot, von der stolzen Höhe seiner Eitelkeit herabgeschleudert; jetzt bedurfte er des Trostes, ihres liebenden Mitleidens.

Und sie eilte auf ihn zu, umfaßte sein Haupt mit ihren Armen und flehte mit innigem Herzenston um rückhaltslose Offenheit.

Doch er wies sie ärgerlich zurück und sprang von seinem

Stuhl auf. „Wenn man sich einmal mit diesen verdammten Börsengeschäften abgibt, dann muß man eben immer auf solche Krisen gefaßt sein, wie ich heute eine überstanden habe. Die Aufregung ist freilich angreifend; aber nun thu mir auch die Liebe und laß du mich wenigstens mit diesen Dingen zufrieden. Siehst du, Kind, gerade in solchen Momenten sehnt man sich nach einer heiteren, erfindungsreichen Frau, die einen durch drollige Einfälle auf andere Gedanken zu bringen weiß."

„Ach, Gisbert, drollige Einfälle verlangst du jetzt von mir, jetzt, nachdem ich eben erfahren habe, wie nahe du daran warst, an deiner Ehre schweren Schaden zu leiden!"

Mit geballten Fäusten und bleichen, zornbebenden Lippen wandte sich Gisbert zu ihr. „Was fällt dir denn nur ein? Willst du mich durchaus zum Verbrecher machen?" knirschte er wütend. „Ich will nicht hoffen, daß du diesen Schuft, den Feilchenfeld, ausgehorcht hast!"

Doch Lori ließ sich nicht irre machen; sie umfaßte aufs neue seinen Kopf und fragte, ihm ernst in die Augen schauend: ob es denn nicht wahr sei, daß er die Effekten, welche Herrn Döhmkes Vermögen bildeten, in Wirklichkeit gar nicht besessen, sondern erst heute durch jenen Agenten habe zusammenkaufen lassen.

Gisbert war nicht im stande, ihr zu antworten. Er trat rasch ans Fenster, um seine Verwirrung zu verbergen, und drückte die heiße Stirn gegen die Scheiben. Erst nach geraumer Weile gelang es ihm, sich soweit zu fassen, daß er ihr erwidern konnte: „Deine Vermutung ist allerdings richtig. Die Papiere, die ich in meiner letzten Abrechnung aufgezählt hatte, habe ich freilich inzwischen mehrfach durch andere ersetzt. Ich hatte sogar einen Teil des Geldes in einem sehr aussichtsreichen industriellen Unternehmen angelegt — natürlich hätte ich das dem alten Döhmke bei Gelegenheit mitgeteilt. Ich habe ja unumschränkte Vollmacht, und ihm ist alles gleichgültig, was ich damit anfange, wenn er nur seine Zinsen regelmäßig bekommt. Hätte er heute nicht diesen Herrn Zwillich, der ja mein Nachfolger werden soll, mitgebracht, so hätte ich ihm ganz einfach gesagt: Hör' 'mal, lieber Döhmke, die Sache liegt so und so. So aber freilich konnte ich dem Zeugen ja sehr verdächtig erscheinen, und darum war ich so aufgeregt. . . ."

Hier versagte ihm die Stimme. Er sank matt auf den nächsten Stuhl und drückte die Hand gegen die Stirn.

Da kniete Lori an seiner Seite nieder und sagte: „Nein, Gisbert, nein, so ist es nicht; es drückt dich etwas andres!

Du hast ein Weib, das gern mit dir alles dulden und tragen will, wenn du nur offen gegen mich sein kannst. Du mußt heraus aus diesen unklaren, unwürdigen Verhältnissen, du mußt diese zweifelhaften Geschäfte aufgeben. Und wenn du dir anders die Mittel nicht erwerben kannst, so weiter zu leben, wie bisher, so wollen wir uns einschränken, auf das äußerste, wenn es sein muß. Nicht wahr, dann wird auch manches anders zwischen uns werden, wenn dich keine heimliche Schuld mehr drückt? Und dann — dann wirst du auch mit mir zufriedener sein!"

Eine mächtige Bewegung ergriff bei diesen Worten Gisberts ganze Seele. Er brach plötzlich in Thränen aus und senkte wie gebrochen sein Haupt herab auf den blonden, vollen Scheitel seines Weibes. Und dann brachte er mühsam schluchzend hervor: „O Lori, wenn du wüßtest! Die Versuchung war ja so furchtbar! Dieses Weib, das mich in Schulden stürzte, und dann mein Bruder mit seinen unsinnigen Streichen — ich konnte nicht anders. Aber jetzt gebe ich dies schändliche Gewerbe auf, das verspreche ich dir! Ich will es machen, wie Freund Grey, und es mit der Feder versuchen. Hilf du mir nur, mein Weib, mein süßes Weib!"

Wie beglückend ihr dieser Hilferuf aus der geängsteten Seele ihres Gatten in die Ohren klang! Es war das erste Mal, daß ihrer Seele bestes Teil von ihm anerkannt, ihres Herzens Mitleidskraft angerufen wurde. Sie wußte nicht, wie groß sein Vergehen gewesen sein mochte, sie fragte auch nicht danach, wenn ihr nur die Gewißheit blieb, daß sie berufen war, an seiner Läuterung mitzuarbeiten. Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust und sagte, mit strahlenden Augen zu ihm emporblickend: „Ach ja, thu das, Gisbert — das wird uns beiden helfen. Mit deinem Wissen, mit deiner Kenntnis des Lebens, deinem Geist und guten Geschmack muß es dir doch ein Leichtes sein, weit Besseres zu leisten, als der Durchschnitt der Schriftsteller. Ich freue mich ordentlich darauf, mit dir noch einmal von vorne anfangen zu dürfen! Es wird keine Entbehrung für mich sein, auch wenn wir uns noch so sehr einschränken müßten, und ich werde froh sein, den Umgang aufgeben zu dürfen, der so sehr zu unnützen Ausgaben verleitet. Siehst du, bei solcher Arbeit kann ich dir ja vielleicht auch nützlich sein, während bisher.... Ach Gisbert, wir haben doch eigentlich wenig voneinander gehabt! Ich meine, so wenige Stunden fruchtbaren Gedankenaustausches. Ich hatte ja keine Ahnung, daß ich die Frau eines nervösen Bankiers

werden würde! Ich habe sogar, offen gestanden, gegen alle diese Börsenmenschen immer ein starkes Vorurteil gehabt."

„Damit hast du so unrecht nicht," versetzte Gisbert mit einem Seufzer; „es liegt etwas Niedriges, Gesinnungsloses in allen diesen Geschäften, in denen weder die Hand noch der Geist etwas produziert, sondern nur gewissensweite Schlauheit über vertrauensselige Ehrlichkeit, habgierige Wagelust über geduldigen Fleiß triumphiert. Ganz reine Hände behält der schwerlich, der an der Börse sich ein Vermögen macht, denn das Geld, das aus dem Austausch all der steigenden und sinkenden Werte bar herausspringt, das ist schließlich doch dem ehrlichen Arbeiter gestohlen!"

„Ich begreife nicht, Gisbert, wie du da hineingekommen bist! Warum hast du eigentlich deine Praxis als Rechtsanwalt aufgegeben?"

Renard blickte ein Weilchen sinnend zum Fenster hinaus, ehe er erwiderte: „Ich habe eigentlich zu viel Glück gehabt in meinem Leben: als wohlhabender Eltern Sohn bin ich in allen Genüssen der Großstadt aufgewachsen — alle strenge Zucht hat mir gefehlt — ich durfte immer thun, was ich wollte — kein Wunder, daß ich ein leichtsinniger Bursche wurde und blieb, bis ich mein väterliches Erbe so ziemlich durchgebracht hatte. Da erst machte ich mich zum erstenmal in meinem Leben ernsthaft an die Arbeit. Als Advokat hatte ich so unverschämtes Glück, daß ich nicht nur mein lustiges Leben wieder aufnehmen, sondern sogar noch etwas Kapital anhäufen konnte. Dann beging ich den verwünschten Narrenstreich, diese Person da, traurigen Angedenkens, zu heiraten. Wenn ich Hunderte verdiente, warf sie Tausende zum Fenster hinaus. Ich hätte mich bald genug bankrott erklären können, wenn nicht wiederum gleich die ersten schüchternen Versuche in der Börsenspekulation unerhört geglückt wären. Und dies gefährliche Glück blieb mir merkwürdigerweise fast immer treu, so daß ich bald nicht mehr Zeit fand, meine Anwaltspraxis fortzuführen. Ach, Lori, ich sage dir, gerade als Advokat hat man so viel Gelegenheit, die Kniffe und Pfiffe der Geldmenschen kennen zu lernen, daß man nur allzuleicht durch die Gewöhnung an die Spitzbüberei die natürliche Empfindung für Recht und Unrecht verliert. Mir sind hier so viele Prozesse, Vertragsverhandlungen und dergleichen Geschäfte mehr durch die Hände gegangen, die sich auf Grundstückschiebungen, Bauschwindeleien und allem solchen Teufelskram bezogen, daß ich wirklich allmählich zu der Ansicht kommen konnte, jeder Mensch, der nicht

auf solche Weise die Dummheit seines Nächsten auszunutzen verstehe, sei ein ausgemachter Esel. — Ach, meine Lori, mein süßes Weib — dann kam das Glück, zum drittenmal mich heimzusuchen!"

Er zog sie mit überströmender Zärtlichkeit an sich — und sie weinte vor Seligkeit.

Neuntes Kapitel.

Der charmante Referendar.

Günther von Schlichtings diplomatischer Geschicklichkeit war es in der That gelungen, den rauflustigen Studiosus Baumann von dem blutigen Vorhaben eines Zweikampfes mit dem Pianisten des „Kruges zum grünen Kranze" abzubringen. Freilich hatte er es unterlassen, den eigentlichen Grund dieses Rückzuges seinem neuen Freunde Henri Renard mitzuteilen. Er hatte ihm nämlich weisgemacht, daß jener sein Unrecht einsähe und zur Abbitte bereit sei, womit sich der gutmütige Henri auch schon zufrieden gegeben hatte, während in Wirklichkeit der Student erst durch den Referendar von der Satisfaktionsunfähigkeit des verlumpten Klavierbändigers hatte überzeugt werden müssen. Die Wahrscheinlichkeit einer etwaigen neuen unbequemen Begegnung mit Herrn Baumann war äußerst gering, da Renard selbstverständlich den „Krug zum grünen Kranze" nicht mehr betrat und auch Schlichting wohlweislich sich hütete, sich mit dem jungen Musikanten öffentlich erblicken zu lassen; es hätte doch wohl den ehrengewaltigen Studiosus etlichermaßen wunder genommen, einen königlichen Kammergerichtsreferendar und Lieutenant der Reserve so freundschaftlich vertraut mit einem Menschen zu sehen, dem er selber die ritterlichen Ehrenrechte aberkannt hatte.

Das Verhältnis zwischen dem Musiker und dem Staatsbeamten war nämlich im Laufe einiger Wochen zu einer, zum mindesten von seiten Renards, ehrlich gemeinten Freundschaft geworden. Der Umgang mit einem der guten Gesellschaft angehörigen, gebildeten Manne war nach so langer Entbehrung wirklich eine Wohlthat für Henri, der in seiner Freude über diesen Gewinn auch das Gönnerhafte im Benehmen Schlichtings, das dieser trotz aller Mühe nicht zu verbergen vermochte, übersah und an seiner so geflissentlich zur Schau getragenen

„Geistreichigkeit“ ein naives Gefallen fand. Und auch Schlichting, der es anfangs nur darauf abgesehen hatte, die Bekanntschaft seinen feindseligen Plänen gegen das Eheglück seiner Base Lori dienstbar zu machen, sah bald durch Henris offenes und liebenswürdiges Wesen, durch seinen originellen Geist und sein leidenschaftliches Künstlertum eine wärmere Teilnahme herausgefordert.

Auch die flüchtige Bekanntschaft mit Vater Döhmke war der Herr Referendar zu vertiefen bestrebt gewesen, und obwohl die Fahrten nach Treptow ihm mehr Zeit kosteten, als ihm eigentlich bei der Nähe des Examens zur Verfügung stand, so brachte er dennoch der Höflichkeit gegen den alten Herrn häufig genug dieses Opfer. Mit rührender Geduld nahm er auch zu wiederholten Malen die geistvolle Unterhaltung der Familie Zwillich mit in den Kauf und scheute sich nicht, in dem mütterlichen Busen Frau Eugeniens schmeichlerische Hoffnungen zu nähren. Die Bekanntschaft mit dem alten Döhmke war ja auch am Ende so übel nicht: er war ein Original und hatte aus seinem bewegten Leben mancherlei zu erzählen. In der Gesellschaft der jungen Künstler Renard, Vollborth, sowie des Malers und Hausbesitzers Flörke, die der alte Sonderling hin und wieder zu Gaste lud, befand sich der geschniegelte Referendar, dafür daß er eigentlich gar nicht hineingehörte, wohl genug. Aber noch ein stärkerer Magnet zog ihn nach Treptow, das war die erstaunliche Gelehrigkeit, welche die kleine Else Zwillich seinen Unterweisungen in der Liebeskriegskunst gegenüber entfaltete. Manche innige Umarmung am Gartenthor, manch rascher Kuß im dunkeln Hausflur belohnte den treuen Referendar für den weiten Weg von Moabit nach Treptow.

Im einfachen Hauskleide, ohne die Erregung des Ballfiebers und in der Umgebung ihrer so echt berlinisch-spießbürgerlichen Familie verlor Fräulein Else allerdings viel von dem Reiz, den sie bei ihrem ersten Zusammentreffen in dem süßbetäubenden Walzerrausche auf den jungen Elegant ausgeübt hatte. Zwar die schlanke, zierliche Gestalt, das anmutige Soubrettengesichtchen blieben ihr, doch mußte sich Günther sagen, daß Berlin unter seinen Ladenmädchen, Näherinnen und dergleichen sicherlich Tausende von Schönheiten dieser Art aufzuweisen habe, die zudem mit weniger Mühe und Zeitaufwand zu erobern waren. Was ihn trotzdem reizte, das ziemlich unfruchtbare Verhältnis fortzuspinnen, das war Elses geistige Besonderheit. Dank der höheren Töchterschulenbildung hatte sich der ererbte Berliner Mutterwitz zu einer geistigen Gewandt-

heit gesteigert, die das junge Mädchen recht wohl befähigte, auch in wirklich gebildeter Gesellschaft ein Wort mitzureden und sie die Beschränktheit ihres häuslichen Kreises oft als lächerlich beschämend empfinden ließ. Und trotz alledem blieb sie dem Referendar gegenüber von einer thörichten Vertrauensseligkeit, die der weltfremdesten Kleinstädterin Ehre gemacht haben würde. Und das war es, was den gewissenlosen Günther vornehmlich reizte, das Verhältnis fortzusetzen. Nach dem Examen wurde er ja doch in die Provinz versetzt und war damit allen Fährlichkeiten entzogen.

Es war etwa vier Wochen nach den zuletzt geschilderten Ereignissen, als Günther von Schlichting eines Nachmittags in ziemlicher Aufregung der Behausung Henri Renards zueilte, die sich im dritten Stockwerke eines Hinterhauses der Mauerstraße befand. Er hatte ihm wichtige Nachrichten von seinem Bruder Gisbert zu überbringen und Henri konnte ihm vielleicht einen Fingerzeig geben, der ihm behilflich war, der plötzlichen Veränderung in den Verhältnissen des früheren Rechtsanwalts auf den Grund zu kommen. Gisbert Renard war nämlich am ersten April aus seiner vornehmen Wohnung in der Drakestraße nach einer billigen Straße Moabits übergesiedelt und hatte vieles von seinen kostbaren Möbeln und Kunstgegenständen bei Rudolf Lepke versteigern lassen. Er habe schwere Verluste erlitten, hatte Lori dem Vetter gesagt. Nun, jedenfalls würde die Nachricht den schnöde verleugneten Bruder interessieren.

Schlichting keuchte die steilen schmutzigen Treppen hinauf und zog die Klingel an der Wohnung der Witwe Krause, die ihm alsbald in eigner Person öffnete. Sie war eine arg außer Façon geratene Matrone mit äußerst dünnem Flachshaar, die in der linken Ohrmuschel einen unförmlichen Wattepfropf und über der rechten Wange ein nicht sehr sauberes weißes Schnupftuch gebunden trug, dessen steife Enden ihr wie ein Paar Gamskrickeln aus dem Scheitel herauswuchsen.

„Guten Tag, Frau Krause. Ist Herr Reinecke zu Hause?“ fragte Günther.

„Du meine Güte! Sie wissen wohl noch von gar nichts?“ rief die Witwe Krause mit kläglich aufgerissenen Aeuglein und in einem durch die dicke Backe und einen großartigen Schnupfen verursachten gequetschten Tone. „Ich hab's ja immer gesagt: die Männer taugen alle nichts!“

„Was ist denn vorgefallen? Ich habe keine Ahnung!“ versetzte Günther verwundert.

Die Alte quäkte jammervoll: „Ausgerückt ist er, ohne

Abschied, der schöne Herr Reinecke, und die Polizei hat auch keine Ahnung nicht! Na, gehen Sie man rein, Herr. Fräulein Anna ist schon drei Tage nicht ins Geschäft gewesen, weil sie sich ganz krank geheult hat um ihren schönen Heinrich. Kommen Sie 'rein, lieber Herr, kommen Sie 'rein und reden das arme Mädchen ein bißchen gut zu. Sie thut sich was an, hat sie gesagt, wenn sich der verdammte Musikante nicht wieder hergewöhnt! Ne — ne, ich sage! Die verflixte Liebe! Au — ach Gott, mein Reißen! Und so'n Mädchen könnte es doch viel besser haben. Muß es denn gerade so'n Hungerleider sind?"

Günther machte ihrem Wortschwall ein Ende, indem er über die Schwelle und an der Alten vorbei in das Zimmer der Kellnerin, Henris zärtlicher Freundin, trat. Frau Krausen, die sich neugierig hinter ihm her schob, drückte er einfach die Thür vor der Nase zu. Das enge, dürftig möblierte Zimmer war sauber und ordentlich wie immer, ja sogar mehr als sonst, da Henris nachlässig durcheinander geworfene Schreibereien auf dem Tisch am Fenster fehlten, aber die Luft war kalt und dunstig dabei, weil die sparsame Anna, obwohl der April die Ouverture zum Lenze keineswegs schon angestimmt hatte, die Ausgabe für die Heizung scheute, seitdem kein Henri mehr da saß, dem die Finger beim Arbeiten klamm werden konnten.

Als Günther eintrat, lag das Mädchen schlafend auf dem alten, vielgeflickten Sofa. Es hatte eine Reisedecke über den Unterkörper gedeckt, den ganzen Oberleib in ein rotwollenes gehäkeltes Tuch eingewickelt und auf der Stirn, halb heruntergerutscht, einen kalten Umschlag liegen. Mit einer, einen gehörigen Schnupfen verratenden geröteten Nase, den welken, bleichen Wangen und dem ein wenig geöffneten Munde bot das arme Ding einen keineswegs verführerischen Anblick dar. Das Geräusch des Thürschließens ließ sie zusammenzucken und den Kopf herumwerfen. Und als Günther sie nun bei Namen rief, da fuhr sie mit einem kleinen Schrei in die Höhe, sprang auf die Füße und riß die Augen weit auf. Ach! Er war es nicht, der in so heißer Sehnsucht Erwartete, um den sie drei Tage und Nächte lang gebangt und geweint, von dem sie eben noch geträumt hatte!

„Ach, Sie sind's, Herr Referendar!" seufzte sie enttäuscht. Und dann bückte sie sich nach dem herabgefallenen Tuch zur Erde, um es in dem kalten Wasser des Waschbeckens, das auf einem Stuhl vor dem Sofa stand, wieder anzufeuchten. Im nächsten Augenblick aber wandte sie sich wieder herum und starrte Günther mit ängstlicher Begier ins Gesicht. „Bringen

Sie mir Nachricht von ihm? Wissen Sie, wo er steckt? Er schickt Sie gewiß her, daß ich mich nicht bangen soll, nicht wahr?"

Günther zuckte bedauernd die Achseln. „Ich habe eben erst von Frau Krause erfahren, daß er fort ist. Ich versichere Sie, ich habe keine blasse Ahnung, Fräulein Anna — nein, auf Ehre nicht! Ich komme mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten für Henri her, und muß da hören ... wie konnte der böse Mensch nur seinem guten Aennchen so treulos davongehen! Nun, nun — weinen Sie nur nicht so, Kind, denken Sie doch an ihre hübschen Augen — Sie machen sich auch ganz krank damit."

„Ach was — das ist mir jetzt alles egal!" brach es wild aus der schluchzenden Kehle des Mädchens. Sie hatte sich wieder auf das Sofa gesetzt und das nasse Tuch mit beiden Händen gegen den Kopf gedrückt. Und dann, ihre Thränen, ihr Schluchzen plötzlich unterdrückend, fuhr sie gereizt, in bitterem Tone fort: „Ihre Redensarten können Sie sich auch sparen, Herr Baron!" (Schlichting pflegte es mit freundlicher Nachsicht zu dulden, wenn man ihn irrtümlich also titulierte!) „Ich kann mir schon denken, wie Sie ihm zugeredet, wie Sie's ihm alles vorgestellt haben, was er sich vergibt von wegen Künstlerehre und so was Gut's! Einer seid ihr wie der andre! Zu eurem Vergnügen sind wir armen Mädchens gut genug, und wenn's euch elend geht, da habt ihr recht gerne eine, bei der ihr unterkriechen könnt und die euch pflegt und für alles sorgt — besser wie manche richtige Ehefrau vielleicht! Aber wenn ihr wieder ein paar Groschen in der Tasche habt und die feinen Bekanntschaften kommen und sagen: du wirst dich doch nicht mit dem Frauenzimmer gemein machen, du mußt dir ja mit so'n Mädchen vor deinesgleichen schenieren — ja da ist rein allens vergessen; da wird heimlich ausgerückt und nicht lange nach gefragt, ob das dumme Mädel drüber verrückt wird, oder sich sonst was anthut! Sie sind auch so einer — Ihnen hab' ich nie getraut, Herr Baron! Sie haben ihm gewiß am besten zugeredet und wissen ganz gut, wo er jetzt zu finden ist!"

„Aber auf Ehre nicht — Kindchen!" rief Günther ärgerlich.

„Ach was — ich bin nicht Ihr Kindchen!"

Günther lächelte sauersüß und streichelte ihr begütigend über die Schultern, was sie mit einem ungeduldigen Ruck abwehrte. „Also, Fräulein Anna — meinetwegen! Ich begreife nicht, wie Sie die dumme Geschichte so tragisch nehmen können: Sie finden doch zehn für einen — alle Tage!"

Das sollte eine Schmeichelei im Kellnerinnenstile sein, aber das arme Mädchen nahm es gewaltig übel. Sie schlug

wütend mit der Faust auf die harte Lehne des Sofas und fuhr ihn mit zornfunkelnden Blicken an: „Gott im Himmel, was ist man denn für eine, daß ihr einem nicht einmal ein Herz zutraut? Wenn ich meine Gäste bediene, muß ich zu jedem freundlich sein und mir ein bissel was gefallen lassen — sonst schmeißt mich der Prinzipal raus. Geschäft ist Geschäft! Ist das nicht dasselbe, als wenn ich die anständigste Verkäuferin im feinsten Laden bin, und nörgliche, eklige alte Damen kommen und jagen mich die Trittleiter 'rauf und 'runter und wollen allens besehen und machen allens schlecht, gehn weg und kaufen nichts — da muß ich auch egal lächeln und feixen und knixen: bitte, meine Dame! sehr gern, meine Dame! Darum bin ich doch noch keinem sein Hansnarr und lasse nicht 'rumtrampeln auf meine Gefühle, die ich sonst als Mensch für mich alleine hab'. Ne, wahrhaftigen Gott, noch lange nicht! Soll ich etwa auf 'ne anständige Liebe nicht gerade so viel Recht haben, wie so 'ne dußlige Geheimratstochter, die sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun hat, als klavierspielen und sich die Fingernägel putzen? Wenn ich sage: ich liebe meinen Heinrich und sonst keinen auf der Welt, so hat da niemand drüber die Achseln zu zucken oder sich sonst mausig zu machen — merken Sie sich das, Herr Baron!“

Sie warf nach dieser rasch hervorgepolterten Rede den Umschlag in das Waschbecken, stöhnte auf vor Schmerzen und drückte die Handflächen fest gegen die hämmernden Schläfen.

„Aennchen, Sie sind grob wie Bohnenstroh; aber herzlich leid thun Sie mir doch, und wenn ich Ihnen sonstwie helfen kann . . .“

Halb scherzend, halb verlegen kam es heraus. Es hatte den Referendar doch wider Willen bei seinem tieferen Empfinden gepackt, dieses trotzige Sichaufbäumen des verletzten Stolzes in diesem unglücklichen Mädchen. Aber es wurde ihm ungemütlich in der frostigen Stube und in der Gesellschaft dieses armen Dinges, bei dem kein kavaliermäßig „schneidiger“ Trost verfangen hätte. Er stand ein kleines Weilchen abwartend — und da sie nicht gleich etwas erwiderte, wandte er sich zum Gehen. Da sprang sie plötzlich ängstlich auf, hielt ihn am Rockärmel fest und flehte ihn in rührendem Tone an: „Wenn Sie wirklich nicht wissen, wo er steckt — versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie mir Nachricht geben wollen, wenn Sie was von ihm erfahren — und das werden Sie gewiß! Versprechen Sie mir das?“

Günther besann sich ein wenig. Er konnte sich durch ein Versprechen so gut losmachen von der unbequemen kleinen

Person. Was verspricht man nicht alles so leichthin! Aber nein: sie nahm alles so verwünscht ernsthaft — es konnte Unheil daraus entstehen, und dann — er wollte ein anständiger Kerl sein und — vor sich selber groß dastehen. Also gab er sich einen Ruck und begann würdevoll, ihre rauhe, frostrote Hand mit seiner behandschuhten Rechten streichelnd und klopfend: „Mein liebes Kind, Sie sind' ja, sozusagen, ein Charakter und — äh! — wahrhaftig nicht auf den Kopf gefallen. Also lassen Sie uns vernünftig sein. Finde ich meinen Freund Renard wieder und er verlangt von mir, daß ich ihn nicht verrate, dann kann ich Ihnen beim besten Willen nicht helfen. Wenn er einmal heraus will aus dem Verhältnis — dann besitzen Sie ihn ja doch nicht mehr; selbst wenn Sie ihm überall nachlaufen und sich ihm aufdrängen wollten. Was sollte denn auch sonst daraus werden? Heiraten kann er Sie doch nicht — gerad herausgesagt!"

„Warum denn nicht?" unterbrach sie ihn heftig. „Er ist ein armer Teufel wie ich und eine, die ihm so alles an den Augen absehen thäte wie ich, die könnt' er lange suchen."

„Ja, ja — das glaub' ich schon," fuhr Günther fort. „Aber bedenken Sie doch bloß, daß Renard von guter Familie ist und . . ."

„Renard? Was denn Renard? Was nennen Sie ihn denn immer Renard?" warf Anna verwundert dazwischen.

Günther schlug sich vor die Stirn. Da hatte er eine schöne Dummheit gemacht! Henri hatte seine Geliebte also nie in sein Geheimnis eingeweiht und er . . . aber, holla! ein Gedanke! Welche angenehme Ueberraschung konnte er nun dem verhaßten Gisbert Renard bereiten, indem er ihm diese würdige „Braut" seines in Amerika gewähnten Bruders auf den Hals schickte! Und wenn Henri durch seinen Verrat in Ungelegenheiten kam — was konnte er dafür? Es war ihm so herausgefahren! Und er beeilte sich, dem hoch aufhorchenden Mädchen die merkwürdigen Beziehungen der beiden Brüder zu einander mitzuteilen, und versäumte auch nicht, ihr die neue Adresse des früheren Anwalts, so scheinbar nebenbei, anzuvertrauen. „Ach, hören Sie 'mal, was mir da einfällt!" schloß er seinen Bericht. „Wenn sich am Ende gar die Brüder ausgesöhnt hätten! Wenn Gisbert ihm wieder auf die Beine geholfen hätte, nachdem er gesehen, wie solid und fleißig der wilde Junge hier in aller Verborgenheit dahingelebt hat? Na, das müssen Sie doch einsehen, daß Sie sich in diesem Falle erst recht den Henri aus dem Sinn schlagen müssen — nicht wahr?"

„Ich kann schon gar nichts mehr denken — mein Kopf, mein Kopf!“ jammerte das arme Geschöpf, sich hastig gegen die schmerzende Stirn schlagend.

„Na, na, na — Sie werden es schon noch einsehen, daß ich recht habe und daß — daß ich's gut mit Ihnen meinte, Fräulein Aennchen. Und wenn es durchaus nicht gehen will, daß Sie sich den treulosen Musikanten aus dem Kopfe schlagen, dann ... wenn einer weiß, wo er steckt, dann ist es der Moabiter Bruder — das glaube ich bestimmt! Aber natürlich: ich habe nichts gesagt! Verstanden? Ich habe nichts gesagt!“

Und mit einem nochmaligen biederen Händedruck trat Günther von Schlichting eiligst seinen Rückzug an.

Drunten auf der Straße zog er seine Uhr. Teufel! Schon so spät? — Er hatte seinen „Einpauker“ in seine Wohnung bestellt; es war kaum noch eine halbe Stunde Zeit bis dahin. Das Examen stand vor der Thür und seine Weisheit drückte ihn noch gar nicht besonders, sondern klaffte an verschiedenen Stellen wie ein alter Stiefel. Aber heute konnte er doch nicht aufmerksam sein; der Herr Repetitor mochte einmal seinen Weg vergebens machen und die Stunde in Rechnung setzen. Dem Drange, über die plötzliche Veränderung in den äußeren Umständen des verhaßten Gisbert womöglich näheres zu erfahren, vermochte er nicht zu widerstehen. Also: auf nach Treptow! Der alte Döhmke würde am Ende die beste Auskunft geben können — auch über das Verschwinden Henris. Wie vorsichtig von dem jungen Hitzkopf, der sonst doch immer das Herz auf der Zunge trug, daß er vor der Freundin seiner trüben Tage sein Geheimnis so sorgsam behütet hatte! Offenbar hatte Aennchen auch von seinem Verhältnis zu dem alten Sonderling in Treptow keine Ahnung, sonst hätte sie sich doch wohl zuerst an den gewendet. — Er hatte auch Else Zwillich so lange nicht gesehen; zu dem letzten Stelldichein in der Konditorei war sie nicht gekommen. Er mußte jedenfalls einmal — zum Rechten schauen!

Nach fast einstündiger Pferdebahnfahrt in der Ufervorstadt angelangt, schlich Günther, wie dies letzthin seine Gewohnheit geworden war, zunächst um die Villa Zwillich herum, vergewisserte sich, daß niemand im Garten sei, und ließ dann einen Pfiff ertönen, den er mit Else als Erkennungszeichen verabredet hatte. Und wie er dann so lauschend an die Mauerecke gedrückt stand, da klang im gedämpften Chorus gefühlvoll blökender Männer- und hold quitschender Frauenstimmen der schöne Gesang an sein Ohr: „Hoch soll sie leben! Hoch soll sie

leben! Hoch — hoch — hoooch!" Weiter vortretend gewahrte er nun, daß sämtliche Fenster des Erdgeschosses erleuchtet waren.

„O weh — große Gesellschaft!" brummte er vor sich hin. Er juckte sich unter dem blonden Bärtchen und überlegte. Hm! Wenig Aussicht, unter diesen Umständen seines zärtlichen Schätzchens habhaft zu werden. Vor dieser Plebejerfidelität hatte er eine starke aristokratische Scheu — und ein schmachtender Liebhaber, der, nur um den Anblick der Geliebten zu genießen, dergleichen in den Kauf nimmt, war er ja nicht. Aber er wollte doch sehen, ob der alte Döhmke nicht zu sprechen war — er mochte den weiten Weg doch nicht ganz vergebens gemacht haben. Wie er nun aber den schmalen Hausflur betrat, da that sich rechts eine Thür auf und, eine große Bowlenterrine vor sich hertragend, schritt die hübsche Else der schräg gegenüberliegenden Küche zu.

„Donnerwetter! Else — Schatz!" rief Günther leise.

Und sie konnte einen kleinen Schrei nicht unterdrücken, als ihr Referendar so plötzlich, aus dem Dämmer emporgetaucht, neben ihr stand. Fast hätte sie gar das schöne Glasgefäß zu Boden fallen lassen, als er so unvermutet den Arm um ihre schlanke Taille legte. Aber dann leuchteten ihre schelmischen blauen Augen hell auf und es gab ein rasches Hin- und Hergeflüster.

„Ach, Günther, das ist süß von dir! Woher wußtest du denn, daß heut Mamas Geburstag ist?"

„I, was du sagst. Keine blasse Ahnung! Ganz per Zufall. Ich hielt's ja nicht mehr aus — mußte mein Elschen wiedersehen und sein Zuckerschnäbelchen ..." Er bog ihr mit sanfter Gewalt den Kopf zurück und drückte einen weichen Kuß auf ihre frischen Lippen.

„Natürlich kommst du herein — nicht, Schatz? Mama würde dir's riesig hoch aufnehmen. Warte, ich setze nur die Bowle aus der Hand, dann komme ich einen Augenblick heraus. Warte an der Ecke."

Aber er schritt ihr, trotz ihrer schmollenden Abwehr, in die Küche nach und raubte sich einen zweiten Kuß.

„Geh, laß mich! Wenn man uns hier beisammen sieht! Herr Pickel schnuppert überall hinterher — er wird gleich kommen und mir beim Bowlenbrauen helfen wollen!"

„Der? Der kann uns ja nicht sehen!"

„O, der hat eine Nase, schärfer als ein Jagdhund! Und das Mädchen kann auch gleich wieder hier sein — sie ist bloß zum Kaufmann."

„Elschen, du bist heute zum Auffressen niedlich!“ flüsterte er ihr verliebt ins Ohr, während er mit kosender Hand an dem weichen Wollstoff ihres marineblauen Kleides herunterstrich, das sich ihrem kräftig knospenden Körperchen fest anschmiegte.

Sie errötete, machte sich los und trat zwei Schritte von ihm weg. Dann, seitwärts an sich herabschauend und mit leichten Handschlägen die Rockfalten glättend, lächelte sie ihn ein wenig befangen an und fragte: „Findest du es hübsch — das Kleid? Gestern erst von der Schneiderin gekommen.“

„Entzückend! Dir steht ja alles reizend!“ Und wieder erhaschte er die zierliche Gestalt und zog sie, indem er sich auf den Küchenstuhl setzte, auf seine Kniee nieder. Er preßte sie glühend an sich.

„Nicht doch, Günther — du verknautschst mich ganz! Ach Gott, wenn jetzt Herr Pickel . . .!“

„Ach was — Pickel! Donnerwetter — wie schade, daß ich heute nicht zufällig in Uniform bin!“

„Wieso denn?“

„Na, denke bloß ’mal — da hättest du deinen Lieutenant in der Küche gehabt! Hahaha!“

„Pfui — das ist gar nicht hübsch von dir,“ neckte sie. „Damit willst du wohl sagen, daß du mich bloß wie so eine Küchenfee . . .“

„Ach — Engel du! Was eine geborne Prinzessin ist, das . . .“

Sie ließ ihn gar nicht ausreden, sondern schlang ihre Arme fest um seinen Nacken und bot ihm lächelnd die halb geöffneten Lippen dar — denn er war doch gar zu nett, ihr Herr Baron, Referendar und Lieutenant der Reserve!

In süßem Küssetauschen selig verloren, hatten sie beide den Katzentritt des blinden Nachbarn und Hausfreundes Pickel nicht vernommen, der auf seinen lautlosen Sohlen unterdes in die offene Küche hineingeschlichen war.

„Na, Elseken — wo steckst du denn?“ erschallte es da plötzlich dicht neben dem weltvergessenen Pärchen.

Mit einem lauten Schrei fuhr das verliebte Kind auf und sprang auf seine Füße. „Nein, Herr Pickel — wie Sie einen auch bloß erschrecken können!“ rief Else und bedeutete gleichzeitig Schlichting, daß er sich muckstill verhalten möge.

„Hast du mir denn nicht bemorken?“ scherzte Herr Pickel, während ein leichtes Lächeln des Triumphes seine bleichen, vollen Wangen auseinander schob.

„Ich suchte den Propfenzieher . . . und da drehte ich gerade der Thür den Rücken — Sie — Sie alter Leisetreter!“

„Hähähä! Gummisohlen! Ja, ja — Elseken, unsereins sieht mit de Ohren am meisten; und da darf man eben nicht mit unberappte Stiefeln zu knarren! Ich sehe allens — mit de Patentsohlen!“ Und dabei lächelte er so pfiffig und schnoberte mit aufgehobener Nase so mißtrauisch in der Küchenluft herum, daß es dem Referendar auf seinem Schemel recht ungemütlich wurde.

Else beeilte sich geschickt, die Aufmerksamkeit des unbequemen Ohrenzeugen abzulenken, indem sie ihm die Moselflaschen zum Aufziehen in die Hand drückte, eine nach der andern. Den Korkzieher hatte sie mitten auf dem Tische entdeckt — sie begriff nicht, wo sie ihre Augen gehabt hatte, die verschmitzte Heuchlerin! Und während sie ihn so beschäftigte, klapperte sie mit den Flaschen so viel wie möglich und schwatzte laut darauf los, um so Günthers Flucht zu decken. Der aber, in dem Bewußtsein, ein Paar schauderhaft knarrender Stiefeln an den Füßen zu haben, traute sich nicht vom Flecke und suchte Else gegenüber sein Unbehagen hinter komischen Grimassen zu verstecken.

Jetzt vergegenwärtigte sich Herr Pickel tastend die Stellung der Terrine und ließ dann, die umgekehrten Flaschen zwischen den Handflächen drehend, den Moselwein blubbernd, gluckſend und ohne einen Tropfen zu verschütten in das Gefäß strömen, während Else gleichzeitig mit möglichst viel Geknirsch und Geklapper den in Wasser eingeweichten Zuckerklumpen bearbeitete. Diese laute Minute wollte der Referendar zur Flucht benutzen; doch schon bei dem bloßen Versuch, sich zu erheben, machten sich die verwünschten Stiefeln — sie waren thatsächlich noch unbezahlt! — so übel bemerklich, daß der luchsohrige Blinde sich mit einem fragenden „Hä?!“ herumwandte.

In ihrer Angst verfiel Else auf den Gedanken, plötzlich mit heller Stimme „Fischerin, du kleine!“ anzustimmen.

„Nanu — du willst dir wohl die Bange wegsingen?“ fragte Pickel höhnisch lächelnd. „Hast du's auch knaxen hören? Im Spinde muß es spuken.“

„Ach, Unsinn — Onkelchen! Kriegen Sie wohl die Sektflasche auf? Hier — der Draht sitzt so fest.“

„J — den wollen wir schon kriegen!“ grinste Pickel. Und die schuldbewußten Liebenden erschauerten unter dem Doppelsinn dieser Worte. Zum Ueberfluß ward Günther jetzt eben auch noch mit Schrecken gewahr, daß ihn ein scharfer Hustenreiz in der Kehle zu kitzeln begann.

„Erschrecken Sie nicht, Fräulein, jetzt gibt's gleich 'n

Krach!" rief der bösartige Hausfreund, und richtete — zufällig oder voll bewußter Tücke? — sein scharfes Geschütz gerade nach dem Haupte des Referendars, der sich unwillkürlich duckte und die Hand schützend vorhielt.

Puff! schoß der Pfropfen los und hätte wirklich beinahe Günthers edle Denkerstirn getroffen. Mit sichtlicher Befriedigung ließ Pickel nunmehr das köstliche Naß — zwei Mark die Flasche — in die Bowle schäumen und sagte dabei: „Paß auf, Elseken, heute platzt noch 'ne andere Bombe — oder ich will nicht Pickel heißen!"

„Was meinen Sie damit? Soll das wieder ein Witz sein?" versetzte das geängstigte Mädchen, fast schon dem Weinen nahe.

„I bewahre! Ich meine, von wegen Herrn Flörken! Daß der 'n Auge auf dir geschmissen hat, das war mir schon lange ganz klärchen!"

„Ach, was Sie nicht alles ..."

„Na, ich will dir's nur verraten, Kind! Du kannst es dreiste glauben: er hat schon mit Vatern gesprochen, und Vater zeigt sich gar nicht abgeneigt."

„So, das sind ja nette Neuigkeiten!" brach Else zornig weinerlich aus. „Soll ich mich verschachern lassen, wie ... wie. ... Sie spielen wohl ‚Schadchen', Herr Pickel?"

„Na, was willst du denn? Flörke ist 'n Mann, nach dem sich so eine wie du alle zehn Finger lecken sollte! Ein Künstler, der es nicht nötig hat, sondern au Controleur, im Gegenteil, einen reichen Großvater, der alle Tage abschrammen kann — und den ollen Kümmel-Flörke sein Einziger mit zwei Häuser in die feinste Gegend von Berlin W! Na, weißt du ... und außerdem die Bildung! Einjährig bei de Gardedragoner jedient und bei den Träng Leutnant geworden! Ich sollte meinen — das jenügt!"

Die kleine Else bebte an allen Gliedern vor Aerger über diesen fürchterlichen Störenfried und, in der Aufregung ihre feine Erziehung ganz vergessend, fuhr sie echt berlinisch heraus: „Na, ich danke, Herr Franke! Det paßt mir noch lange nicht! Train — pfui Spinne! Wenn mir die Sorte gut genug wär', da hätt' ich ja auch den Polizeileutnant haben können, den wir voriges Jahr im Riesengebirge kennen lernten. Der war auch nicht von schlechten Eltern, kann ich Ihnen sagen, Onkelchen — und mein Geld hätt' er gerne mitgenommen!"

Pickel zuckte die Achseln und sagte: „Aha — nu weiß ich, was die Glocke geschlagen hat. Elseken macht sich Hoff-

nung auf die Frau Baronin! Na, auf deinen dämlichen Referendar kannst du lange lauern — was husten wird er dir!“

Ja wahrlich, der blinde Seher hatte ein prophetisches Wort gesprochen! Der schreckliche Augenblick war gekommen — keine noch so krampfhafte Anstrengung vermochte den Husten mehr hinunterzuwürgen. Da war er — und die Entdeckung wäre unvermeidlich gewesen, wenn die kluge Else nicht so scharf aufgepaßt und ihres Schatzes verzweifelte Gesichter richtig gedeutet hätte. In dem verhängnisvollsten Moment stieß sie mit dem Fuß die zu Boden gestellten leeren Flaschen um — und das laute Gepolter übertönte siegreich die verräterischen Kehllaute des Referendars.

„Herrje! Nu feiert se schon Polterabend!“ witzelte Pickel und wollte sich nach den Flaschen bücken.

Aber Else ergriff ihn energisch beim Arm und rief: „Ach lassen Sie man, Onkelchen. Die da drin sitzen schon so lange trocken — und wir schwatzen hier. Bitte, gehen Sie voran und machen mir die Thür auf.“

Da trollte sich der verwünschte Spion endlich hinaus und Else folgte ihm mit der vollen Terrine, nachdem sie noch geschwind Günther durch Blicke und stumme Lippensprache bedeutet hatte, daß er draußen vor der Hausthür auf sie warten möge.

Ah! Wie atmete er auf, als die Stubenthür drüben sich schloß! Er sprang auf und rettete sich eiligst ins Freie. Ein Weilchen überlegte er. — Sollte er nicht lieber gleich bis nach Moabit hinaus davonlaufen? Das herzige Klempnerstöchterlein hatte ihm da in der Hitze des Gefechtes ihr echt Berliner Lärvchen ohne Bildungsschleier gezeigt. Achtung! Der Racker will geheiratet sein — und gefährlich ist's, das Kätzchen zu wecken! Hui! Wie das pfauchen kann — und wenn man es kränkt, würde es ebenso tüchtig kratzen können! Also: sauve qui peut! Günther schüttelte sich vor innerlichem Lachen. Gott, diese Berliner Philistertöchter! Nüchtern wie Mazzen — selbst in der Liebe! Aber doch nicht unliebenswürdig in ihrem unverfrorenen Realismus. Und das kost und seufzt, als könnte es seine Seligkeit für einen Kuß verkaufen! Aber sie gerade heute mit ihren ehrgeizigen Illusionen der plumpen Werbung dieses schnoddrigen Flörke hilflos auszusetzen, das wäre doch nicht nobel gehandelt — überlegte Günther weiter. Und dann . . . den Menschen wollte er doch ein bißchen ärgern! Einmal noch wollte er sich im Siegerkranze vor dem Nebenbuhler sehen lassen und dann — ihr den Gedanken langsam abgewöhnen, oder auch . . .

Da war sie schon wieder! Sie huschte die steinernen Stufen zu ihm hinunter und zog ihn ängstlich hinter die bergende Ecke der Hinterseite. Und dann, ehe er noch ein Wort hervorbringen konnte, drängte sie sich fest in seine Arme und flüsterte aufgeregt: „Nein, dieser Ekel! Ich hätte ihm ...! Den Flörke kann ich gar nicht ein bißchen leiden — natürlich! Und was er von dir gesagt hat, das Scheusal ... ach Günther, mein Schatz — nicht wahr, du hältst mich nicht für 'n Narren? Wenn du deinen Assessor gemacht hast, nicht wahr, dann ...?" Sie schaute schmachtend zu ihm auf, und die weißen Zähnchen blitzten unwiderstehlich aus dem verlangenden Lippenpaar hervor.

Günther küßte sich erst bedächtig satt, ehe er ihr, ernsthaft und bescheiden, erwiderte: „Mein süßes Mädel — du bist und bleibst mein herzallerliebster Schatz — selbstredend! Aber weißt du auch, daß ich ein armer Teufel bin? Wir haben bloß ein kleines Gut — und einen Haufen Schulden drauf! Wenn ich die Karre nicht wieder aus dem ... pardon! Mein Alter hat mir positiv erklärt, daß er mir nichts mehr geben kann, wenn ich jetzt das Examen nicht bestehe. Und sonst muß ich eben sehen ..."

„Daß du eine mit Geld bekommst? Na also! Ich kriege ja eine Masse mit von Vatern — hunderttausend Mark sicher — und vielleicht legt er noch was zu, weil du's bist! Siehst du, wir haben immer ganz einfach gelebt, obwohl wir's ganz anders hätten haben können; weil Vater immer alles auf die hohe Kante gelegt und nichts ausgegeben hat — bloß damit wir uns 'mal gut verheiraten sollen! Aber du mußt nicht denken, daß es bloß wegen dem Baron wäre! Ach Schatz, dich hätte ich geliebt und wenn du ..."

„Klempnergeselle gewesen wärst!"

„Nein, dann nicht; denn man hat doch durch die feine Erziehung das Streben nach etwas Höherem gekriegt — weißt du!"

„Ja freilich! du kannst dich ja auch in jeder Gesellschaft sehen lassen, Else! Aber du — à propos! Baron bin ich gar nicht — bloß von, ganz einfach von."

„Ach?!"

„Das mit dem ‚Baron', das ist bloß so ein nachlässiger Sprachgebrauch. Man hört es so oft, daß man gar nicht mehr daran denkt, es sich zu verbitten."

„So ist das also: Herr von Schlichting — einfach? Wie albern ich bin, nicht wahr? Jetzt wirst du denken: ach die — die ist auch so eine dumme kleine Gans — und wirst mich auslachen!"

„Süßer, einziger Schatz!“

Und Kuß auf Kuß! (Donnerwetter — Hunderttausend Mark! Gar nicht so übel — dachte Günther unterdem!)

„So — jetzt muß ich wieder hinein — sonst vermissen sie mich! Also nicht wahr, du kommst, Schatz? Denk’ doch bloß, wenn Herr Flörke sich nun wirklich heute erklärte! — Und abends tanzen wir. Ach, weißt du noch: auf dem Presseball? Ich muß wieder ’mal mit dir tanzen, Günther, ich muß durchaus — du darfst nicht nein sagen!“

Konnte er dem widerstehen? Er ließ sich einen Blumenladen in der Nähe nachweisen, um scheinbar als absichtlicher Gratulant aufwarten zu können, und — eine Viertelstunde später betrat er, seinem Versprechen getreu, den Salon Zwillich.

Frau Eugeniens, trotz einiger scharfer Falten immer noch mädchenhaft schüchternes Gesichtchen, strahlte vor Stolz über die Ehre, die ihr der vornehme, geschniegelte junge Herr erwies, und die banale Schmeichelei, die er mit der Ueberreichung seines Straußes verband — „Blumenmutter“ nannte er sie in Anspielung auf ihre drei holden Töchterlein — trieb ihr gar das Blut in die Wangen. Sie knickste kindlich und stammelte: „Ach, zu viel Ehre, Herr Referendar — ich bin ja man eine einfache Frau. Für mich gehören sich eigentlich bloß noch Astern — Herbstblumen, wissen Sie. Ach ja: ‚des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,‘ wie der Dichter sagt. Darf ich Sie den Herrschaften bekannt machen?“

Dabei wandte sie sich zunächst an zwei bescheiden am Ofen stehende, kleinbürgerlich dürftig aussehende Dämchen und stellte sie als die Fräuleins Meta und Alma von Lubojatzki vor. Sie betonte das *von* ein wenig. Herr von Schlichting sollte doch sehen, daß sie auch sonst noch adligen Verkehr besaßen! Er erfuhr im Laufe des Abends, daß die Fräulein von Lubojatzki ein paar brave alte Mädchen waren, die hier im Hause — schneiderten und die selbst von ihrem polnischen Betteladel keinen Gebrauch zu machen pflegten! Dem hohen Adel folgten in der Wertschätzung Frau Eugeniens etliche Skatbrüder ihres Gatten, behäbige Weißbiergesichter und Fortschrittsphilister vom Schlesischen Thorbezirk, die jedenfalls Kulicke, Piefke, Lehmann und so weiter hießen — Günther gab sich gar nicht die Mühe, die Namen zu verstehen! Dann waren die Gattinnen und etliche Töchter der vermutlichen Herren Lehmann, Piefke, Kulicke anwesend, unter denen eine von Frau Eugenie ganz besonders hervorgehoben wurde als: „die *engherzigste* Freundin ihrer Else“. Und zum Schluß wurde noch der „Aufstecher“

der Gesellschaft vorgeführt, ein Herr Waldemar Brömmel, von dem die Hausfrau Günthern zuflüsterte: „Ein janz jenialer Mensch, der Herr Brömmel! Denken Sie, vor Oelven (elf) steht er nie auf — und jetzt liegt er schon mit seine dritte Frau in Scheidung! Der ist so musikalisch, der spielt jeden Walzer vom Blade! Er erteilt meine Kleine den Elimentarunterricht auf dem Klavier. Manchmal kommt er jar nicht, manchmal auch ein bißchen — beschwipst; aber nicht wahr, bei solchen Künstler nimmt man's nicht so genau! Und Kunststücke macht er — man glaubt es nicht, wenn man's erzählen hört! Das müssen Sie selber sehen! — Die übrigen Herrschaften haben Sie ja bereits die Ehre zu kennen, Herr Baron."

Die übrigen Herrschaften bestanden, außer den Mitgliedern der glücklichen Familie Zwillich, aus dem alten Döhmke, Tante Albertine, dem Maler Flörke und dem unvermeidlichen Herrn Pickel. Das überraschende Erscheinen des adligen Referendars in diesem harmlos laut vergnügten Kreise dämpfte zunächst die Stimmung recht fühlbar. Die Scheu, sich vor diesem sicher auftretenden Mitgliede der guten Gesellschaft eine Blöße im Benehmen, in der Sprache zu geben, brachte zunächst selbst das „koddrige" Mundwerk des „jenialen" Waldemar Brömmel zum Stillstand und auch der joviale Papa Zwillich, der sich in seiner Welt als maßgebende Persönlichkeit, als patenter Mann und heller Berliner, der da genau wußte, „wie Hase löft", nicht wenig „fühlte", auch er war nicht ganz unbefangen, und beeilte sich, die vornehme Ballbekanntschaft auf seine Damen abzuschieben. Bald saß denn auch Günther zwischen Else und ihrer Mutter und gab sich die erdenklichste Mühe, durch eine flotte Unterhaltung seinerseits auch den andern über ihre Befangenheit hinwegzuhelfen. Er bemerkte wohl, wie aller Blicke mit ziemlich unverhohlener Neugier auf ihm und fast noch mehr auf seiner hübschen kleinen Tischnachbarin hafteten, und schloß daraus, daß Frau Zwillich wohl nicht unterlassen haben dürfte, den stolzen Hoffnungen, die ihr Mutterherz an die eifrige Pflege des Verkehrs in ihrem Hause von seiten Günthers knüpfte, unter ihren Bekannten andeutenden Ausdruck zu geben. Seine Rolle als Hecht im Karpfenteiche machte ihm Spaß, und er that sein Möglichstes, um die Spannung dieser guten Leute in Bezug auf sein Verhältnis zur ältesten Tochter des Hauses zu erhöhen. Er war von ausgesuchter, ihm selbst natürlich lächerlich dünkender, schniepeliger Artigkeit gegen Frau Eugenie und sprach mit Else fast nur in vertrautem Flüsterton und Dinge, über die das Mädchen fortwährend erröten mußte.

Eine besondere Genugthuung gewährte es ihm, daß er durch solches Gebaren seinen Nebenbuhler Flörke, von dessen ernsten Absichten er erst heute Kenntnis erhalten hatte, gar bald von seinem Platze an Elses andrer Seite vertrieb. Herr Pickel, der sich auffallend hartnäckig in der Nähe des Liebespaares aufhielt, um mit seinen scharfen Ohren möglichst viel von dessen Heimlichkeiten zu erhorchen, zog den Maler alsbald in eines der kleineren Nebenzimmer.

„Nanu, wollen Sie mich hier kalt stellen?“ fuhr Flörke ziemlich laut heraus und entriß mit einem etwas unwilligen Ruck seinen Arm dem sanften Griff des Blinden.

„Sind wir hier allein?“ fragte der flüsternd zurück.

„Jawohl. Wenn Sie Geheimnisse haben, dann schießen Sie los damit!“ erwiderte Flörke etwas gedämpfter. Er nahm mit wuchtiger Plötzlichkeit auf dem alten Kanapee Platz, auf dem Herr Zwillich seine Mittagsruhe zu halten pflegte, und zog den Blinden an der Hand an seine Seite nieder.

Und nun berichtete Pickel mit dem Eifer einer alten Klatschbase, wie er bei seinem geräuschlosen Eintritt in die Küche ein gar liebliches, sänftigliches Schmatzen und Schnaufen vernommen und wie es danach, zu Fräuleinchens Schrecken, gar seltsamlich allda zu spuken begonnen. „Na — und ein Viertelstündchen später,“ schloß er, „tanzt hier der feine Herr Referendar mit 'em Bukettchen an! Wer mag nu wohl der Jeist in der Kiche jewesen sind?“

„Na, da werden wir wohl nicht weit zu suchen brauchen!“ lachte Flörke ingrimmig auf. „Also Sie haben's deutlich gehört, daß sie sich abgeschmatzt haben?“

„Nu nee — laut — so wie das Rieke mit ihren Jardeschatz exerziert — so nu wohl jerade nich. Ueberhaupt, so'n feines Mächen — wie unsre Else, die de höhere Töchterschule durchgemacht hat, die schmatzt überhaupt nicht. Das heißt, wissen Sie — so'n jewisses verliebtes Jepuhste, wenn sich so zwei Nasen aneinander scheuern, versteh'n Sie — des is unverkennbar!“

Der große Wasser- und Wiesenmaler pfiff durch die Zähne, rieb die Handflächen nachdenklich auf seinen strammen Kavalleristenschenkeln und faßte seine Schlußmeinung in die Worte zusammen: „Doch jut! Denn kann ich mir wenigstens die Mühe sparen, mir'n Korb zu holen. Wenn ihr der adliche Fatzke besser paßt mit seine geflickte Couleurvisage und seine Aussichten auf'n Ministerportefeuille, denn soll mir eher der Deibel frikassieren, ehe ich mir in unnötige Unkosten stürze! Man muß keinen Menschen hindern wollen, in sein Unglück

rinzuschliddern — nichts nehmen sie einem so krumm, wie das! Will er das Mächen heiraten — bon! Denn is er eben 'mal früher aufgestanden, als Fritze Flörke. Aber, mein Jungchen, wenn du's etwa nicht ehrlich meinst mit die Jöhre — denn könnt' es leicht kommen, daß ich dir 'mal mit de Fümwe in de Zehne dividiere, bis et jerade ufjeht. — Edler Freund und Gönner, ich danke Euch für Euren Liebesdienst. Nee wirklich, Herr Pickel, Sie sind jroßartig in dem Fache! Sie sollte die Regierung als Spion anstellen: Sie sehen ja mit de Hühneraugen mehr als mancher mit'n neues Paar Patentglasaugen — nehmen Se's nicht übel."

Die alte Garde rückte zum Skatspiel an und vertrieb die beiden aus dem Arbeitszimmer des Bezirksvorstehers. So gut auch Flörke mit seinem nie verlegenen Mundwerk den Philosophen hervorzukehren wußte, in seinem Herzen kochte doch ein verzehrender Groll gegen den Nebenbuhler, der das Mädchen, das er im Laufe einer jahrelangen Bekanntschaft wirklich lieben gelernt hatte, so gewissenlos zu nasführen wagen durfte. Er war fest davon überzeugt, daß es dem Referendar nur um eine flüchtige Liebelei zu thun war und daß er das arme Kind, das ihm den ersten Blütenfrühling seines Herzens zum Opfer brachte, sicherlich sitzen lassen würde, sobald ihm die Laune nach einer pikanteren Unterhaltung stand. Er verspürte eine heiß prickelnde Begier, mit dem eleganten Poussieur Streit anzufangen — am liebsten freilich in möglichst unstandesgemäßer Weise! Den windigen Kerl beim Kragen kriegen und an die Luft setzen zu dürfen — ah! Das hätte ihm wohlgethan. Aber freilich: er hatte ja keinerlei Rechte auf das Mädchen und war trotz seines polternden Wesens viel zu feinfühlig, um das Unwürdige und Lächerliche einer Brutalität aus Eifersucht nicht einzusehen. Er nahm sich kräftig zusammen und beschloß zu beobachten und abzuwarten, bis eine Gelegenheit sich finden mochte, die ihm ein Recht gab, zum Schutze der bedrohten Unschuld thätlich einzugreifen.

Else war wieder einmal hinausgegangen, um bei den Vorbereitungen zum Abendbrot zu helfen, und Günther war dadurch endlich frei geworden, sich mit seinen Neuigkeiten an Vater Döhmke heranzumachen. Währenddem der geniale Waldemar Brömmel der Gesellschaft auf dem Klavier das „Heil dir im Siegerkranz" mit Artilleriesalven zum besten gab, — in dem er sichzum Schrecken Frau Eugeniens, die für den teuren Flügel bangte, bei jedem zweiten Takte einmal auf die Baßtasten setzte — zog der Referendar den alten Herrn in eine Ecke und begann heftig: „Wissen Sie schon das Neueste?"

„Ich weiß mehr als mir lieb ist," brummte jener und zog die buschigen Brauen drohend zusammen.

„Also wirklich? Das arme Mädel kann einem wirklich leid thun! Ich war heute bei ihr und wollte Henri besuchen..."

„Ach, Sie meinen, ob ich schon wüßte, daß der Windhund seiner Anna ausgerückt ist? I den Deibel auch, das war seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wenn er je was Ordentliches leisten und wieder in die anständige Gesellschaft 'rin will! Vollborth ist wirklich 'n guter Kamerad, der hat ihm das endlich 'mal plausibel gemacht und hat ihn zu sich genommen. Da hausen sie nu beide zusammen im Atelier, der eine malt, der andre komponiert — Sie wissen doch, er will sich an der Preisbewerbung beteiligen, die das Konzerthaus ausgeschrieben hat. Ich denke, das Zusammenleben mit Vollborth wird ihm gut thun: da sieht er doch mal, wie ein richtiger Künstler arbeiten muß, und kommt aus dem Frauenzimmerkram heraus. Da oben auf seinem Malboden findet ihn nicht 'mal die Polizei und die kleine Anna erst recht nicht — wenn Sie nicht etwa petzen gehen!"

„Aber Herr Döhmke — ich bitte sehr...! Bei dem warmen Anteil, den ich an Henris Zukunft nehme! Da könnte ich ihn ja auch seinem Bruder verraten."

„Der Schuft!" unterbrach ihn Döhmke fast laut und schlug mit der geballten Faust so schwer auf die Lehne des Polsterstuhles, neben dem er gerade stand, daß ein sichtbares Staubwölkchen herausflog. „Reden Sie nicht von dem — bitt' ich mir aus! — Der soll mir nur wieder über seinen leichtsinnigen Bruder jammern, der verd..." er verschluckte einen noch deutlicheren Schmeichelnamen.

Günthers Herz pochte laut vor Ungeduld. „Was ist denn vorgefallen? Sie wissen doch: er ist nach Moabit in die Flemmingstraße gezogen, hat alle seine wertvollen Sachen verkauft. — Er soll an der Börse viel verloren haben, hör' ich. — Aber — Sie meinen, er hätte — faule Geschäfte?... Sie begreifen, daß mich die Sache sehr nahe angeht — als Vetter seiner Frau! Der gute Onkel Drenk ist nicht der Mann dazu — es wäre einfach meine Pflicht, ihr die Augen zu öffnen, wenn Renard etwa... Ja, was hat er denn eigentlich verbrochen?" Mit solchen Fragen und abgerissenen Sätzen drängte Günther in den Alten.

Doch der musterte den jungen Mann mit mißtrauischen Blicken und knurrte nur Unverständliches vor sich hin.

„Ja, aber erlauben Sie 'mal, Herr Döhmke," holte

Schlichting wieder aus. „Ich muß, allein schon in meiner Eigenschaft als Offizier, wissen, ob ich das Haus meiner armen Cousine noch betreten darf; denn Sie werden begreifen ...“

„O ja, ich begreife so ziemlich gut!“ höhnte der Alte. „Dergleichen kommt in den besten Familien vor — nicht bloß in der Börsenaristokratie. ’s geht ja auch eigentlich nur mich an — denn ich bin der einzige Reingefallene! Geben Sie sich keine Mühe, von mir mehr herauszuquetschen — Sie sollen nu ’mal nicht der erste sein, der dem hübschen, blonden Frauchen den Floh ins Ohr setzt! Da könnten Sie sich am Ende auch eklich schneiden, wenn Sie meinen, daß sie Ihnen dafür besonders dankbar sein würde!“

„Aber Herr Döhmke, Sie sind ja heute in einer Laune...!“ Günther war wütend über den alten Grobian, der ihm seine selbstsüchtigen Absichten so von den Augen ablas. Er mußte den Versuch aufgeben, hinter das Geheimnis des Sonderlings zu kommen.

Fast hätte er, indem er sich von Döhmke abwandte, Herrn Pickel umgerannt, der sich — offenbar wieder horchend — ungehört in seiner Nähe herumgedrückt hatte. Mit einer kurzen Entschuldigung wollte er sich davonmachen. Doch der Blinde ging ihm nach mit pfiffig lächelndem Ausdruck in dem glatten Philistergesicht. Er blieb stehen und erwartete nun seinerseits eine Anrede, die auch nicht lange auf sich warten ließ.

„Herr Baron, nicht wahr?“ vergewisserte sich Herr Pickel zunächst. Und dann auf Günthers Bejahung fuhr er fort: „Nicht wahr, das hätten Sie auch nicht gedacht, daß die feinsten Leute manchmal die jrößten Spitzbuben sind?“

„Wie meinen Sie das? Ah so — Sie haben wohl mein Gespräch mit Herrn Döhmke ...“

„Jawohl, Herr Baron — oh! Ich höre sehr gut, Herr Baron.“

„Ja, das scheint so; wenn Sie bei diesem Lärm verstanden haben, was ... wissen Sie vielleicht, was der Herr Renard ...?“

„Nu natürlich weiß ich das! Wo werd’ ich das nicht wissen! Durch mir ist ja die janze saubere Jeschichte an den Tag gekommen!“ flüsterte der Blinde triumphierend.

„Ja, um was handelt es sich denn eigentlich, Herr Pickel? Ich habe keine Ahnung.“

„Nu, um so ein Zweimalhunderttausend Märkchen ungefähr! Haha! Ja, durch mir kommt manches ans Tageslicht, Herr Baron!“

„Zweimalhunderttausend?! Donnerwetter auch! Die hat Doktor Renard verloren?“

„Nee — verloren hat sie vorläufig man bloß Herr Döhmke. Aber dem sauberen Linksanwalt werden sie auch nicht geschenkt bleiben, wenn's noch Jerechtigkeit gibt in der Welt.“

„Also ein gemeiner Betrug? Meine arme Lori! Ist die Sache schon dem Staatsanwalt übergeben? Wie liegt denn nun eigentlich der Fall? Wie sind Sie denn dahinter gekommen, Herr Pickel?“ so überstürzten sich die neugierigen Fragen Günthers.

Aber der blinde Schleicher schien es, gleichwie Vater Döhmke, nur darauf abgesehen zu haben, Günthers Neugier zu reizen; denn er versetzte nun mit höhnischem Lächeln: „Ja, Herr Baron, da fragen Sie mich zu viel. Herr Döhmke will durchaus nicht, daß sich da fremde Leute mang mischen sollen. Und den Staatsanwalt, versteh'n Se, den will er selber in der Hand behalten, sozusagen als ält'sten Jungen, versteh'n Se! Ich sage Ihnen das nur für den Fall, daß Sie etwa selber tüchtig was reinzuwimmeln haben, Herr Baron! He! he! Ich spiele ja natürlich nicht Skat, aber was so die richtigen Ausdrücke sind, da schnappt man ja doch was von auf. Na, nehmen S' es nicht übel, Herr Baron.“ Mit einer linkischen Verbeugung und strahlend vor Befriedigung über den bewiesenen Witz gab Pickel den Referendar frei und wandte sich einer andern Gruppe von Gästen zu.

Günther ärgerte sich zwar weidlich über die unzeitige Verschlossenheit der sonst so schwatzhaften Blindschleiche; aber dennoch wußte er nun schon genug, um das Eheglück seiner schönen Base gar ernstlich bedrohen zu können. Die tugendstolze Lori war gewiß nicht die Frau danach, bei einem Manne auszuharren, der seinen väterlichen Freund um Zweimalhunderttausend Mark betrügen konnte! Und war es nicht seine Pflicht als ihr Verwandter und als ehrlicher Mensch überhaupt, sie unverzüglich auf die schwere Anklage, die gegen ihren Gatten erhoben wurde, aufmerksam zu machen? Er beschloß, gleich morgen Lori aufzusuchen und ihr, falls er sie allein finden sollte, alles mitzuteilen, was er heute hier gehört hatte. Im Vorgefühl seines Triumphes wurde er ungemein aufgeräumt und befliß sich einer so gewinnenden Liebenswürdigkeit gegen Frau Eugeniens Geburtstagsgäste, daß alle von ihm entzückt waren. Den Fräulein von Lubojatzki gegenüber stellte er sich, als wisse er nicht, daß sie Schneiderinnen seien, fragte sie nach ihren Ansichten über die meist genannten Bilder und Theatervorstellungen

und leitete jeden Satz mit einem offiziermäßig geschnarrten: „Mein gnädiges Fräulein!“ ein, worüber die armen Hühner dermaßen verwirrt wurden, daß sie selbst „ja“ und „nein“ verwechselten in ihren Antworten! Ja, er brachte sogar das Kunststück fertig, mit den älteren Würdenträgerinnen eine Art von Unterhaltung in Fluß zu bringen. Er bewunderte die Feinheiten des Skatspiels der alten Herren, legte großes Interesse für die staunenerregenden Kunststücke des genialen Waldemar Brömmel an den Tag und ließ sich gutmütig auslachen über die mit absichtlichem Ungeschick ausgeführten Nachahmungsversuche.

Wenn irgend etwas die Feststimmung der Gesellschaft noch erhöhen konnte, so war es das kalte Abendbrot, welches nunmehr aufgetischt wurde. Es gab Elbkaviar mit sehr viel Zwiebeln und sonst noch allerlei Fischernes in Gestalt von Sardinen, Rollmöpsen, mariniertem Hering, gleichfalls mit sehr viel Zwiebeln, Mayonnaisen und Salaten; außerdem noch Aufschnitt verschiedenster Art und Berge von fertig geschnittenen Stullen, Schrippen und Knüppeln dazu. Herrn Pickels harmlose Pfirsichbowle half alle diese „juten Jaben Jottes“ in angenehmer Weise hinunterspülen. Waldemar Brömmel verschluckte während des Essens Messer und Gabeln, jonglierte zum Entsetzen Frau Eugeniens mit den Tellern und brachte einen verschwundenen Hering aus dem Strickbeutel der Mutter Piefke wieder zum Vorschein. Die alten Herren überboten sich in Anekdoten, über welche ihre Gattinnen die Nase rümpften und die jungen Mädchen vor verlegenem Gekicher sich eine hinter der andern verstecken mußten; und schließlich brachte der Herr Baron einen Toast auf die Damen aus in improvisierten Knüttelversen, welcher mit ziemlich starken Anzüglichkeiten gespickt war, jedoch nicht verfehlte, das dröhnende Gelächter der Männer, das jubelnde Kreischen der kleinen Mädchen zu erregen.

Fräulein Else setzte sich dann an den Flügel und spielte sehr fertig, aber ohne besondere Empfindung, ein Chopinsches Nocturne, welches freilich die heitere Gesellschaft weit weniger zu entzücken vermochte, als der gleich darauf von Herrn Brömmel zum besten gegebene Schunkelwalzer. Hierbei bildeten alle Anwesenden durch Uebereinanderlegen der ausgestreckten Arme eine magische Kette um den großen Eßtisch herum und von dem würdigen Bezirksvorsteher an bis zum jüngsten Backfisch herab grölte alles aufs lieblichste die herzstärkende Melodie mit und wiegte sich bacchantisch in den Hüften. Herr Pickel blies die Weise mit vielem Gefühl auf seinem Cornet à pistons mit.

O wie war es doch gemütlich auf Frau Zwillichs Geburtstag! Und es wurde immer gemütlicher. Die Ehemänner patschten zärtlich die runden Rücken ihrer besseren Hälften, die Fräulein von Lubojatzki wurden um die Taille gefaßt und der geniale Brömmel band heimlich die blonden Zöpfe von Erna Zwillich und ihrer „engherzigsten Freundin" zusammen. Dann begann das Tanzvergnügen.

Aber als man sich nach dem Löwen des Tages, dem Herrn Baron, umsah, da hatte sich dieser schon auf polnisch empfohlen und sich nur bei dem Hausherrn kurz mit dem weiten Wege entschuldigt. Das müsse wohl fein sein, urteilte die Gesellschaft. Der armen Else Zwillich aber wollten die Thränen in die Augen treten — nun hatte er doch nicht mit ihr getanzt, sie nicht einmal mehr in seine Arme gedrückt! Und sie liebte ihn doch so furchtbar! Warum hatte er nicht die günstige Gelegenheit benutzt, mit den Eltern ein gewisses ernstes Wörtchen zu sprechen? Er war ja so unwiderstehlich, sie hätten gewiß gleich Ja gesagt. Ach! und mit welchem Jubel wäre sie ihm vor aller Augen an die Brust geflogen! Nun mußte sie den ganzen Abend mit Herrn Flörke tanzen und dessen bissige Anspielungen über sich ergehen lassen. Auch Frau Eugenie war recht enttäuscht!

Unterdessen drückte sich der Referendar behaglich in die Ecke seines Pferdebahnwagens und hing mit geschlossenen Augen den wonnigsten Träumen nach. Er sah sich bereits als Landrat eines pommerschen Kreises mit seiner entzückenden Gemahlin, der gebornen Freiin von Drenk, die ihm die Befreiung aus unwürdigsten Ehebanden durch ihre hingebende Liebe dankte, seine Antrittsbesuche bei den Rittergutsbesitzern seines Kreises machen. Er sah sich immer weiter geschoben und gehoben durch den Einfluß seiner Verwandtschaft und durch die gesellschaftliche Beliebtheit, die ihm seine gewandte Liebenswürdigkeit, der Geist und die Schönheit seiner Frau erworben, schon bis ins Ministerium gelangt. Er sah sich als wohlhäbigen Besitzer zweier hübscher Güter, als Vater weniger, aber wohlerzogener Kinder, die Brust mit Kreuzen und Sternen bedeckt! — — — An die kleine Else dachte er heute abend nicht mehr.

Ende des ersten Bandes.

Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Die hypnotische Suggestion und ihre Gefahr in krimineller Hinsicht macht Claretie zur Grundlage seines mit gewohnter Meisterschaft geschriebenen Romans.

Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
„Dieses spannende Buch ist vorzüglich in seiner Art: die Charaktere sind gut gezeichnet, der Stil ist frisch und die Schürzung des Knotens eines Gaboriau würdig." Athenäum.

Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.
Trotz großer Verschiedenheit des Stoffs haben diese Novellen doch ein gemeinsames Merkmal: sie sind vom gleichen echt künstlerischen Geiste getragen und bekunden denselben geläuterten Geschmack.

Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.
Ein eigenartiges mächtiges, uns vielfach fremdes Volksleben auf belgischem Boden tritt uns in dieser höchst interessanten Charakterstudie entgegen, die in ihrer sorgfältigen Durchführung und ihrem lebenswahren Lokalton wohl ein „echter Niederländer" genannt zu werden verdient.

Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bde.
Wie Ohnet in jeder seiner Arbeiten an die zeitbewegenden Fragen herantritt, ist es hier das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und geoffenbarter Religion, welches den Mittelpunkt des lebensvollen, gemütswarmen Romans bildet.

Frau Regine. Von Emil Peschkau.
Flott und ungezwungen schießen die Fäden dieses Romans durcheinander, dessen Schicksalsführung so wunderbar ist, wie nur das Leben einer Millionenstadt sie hervorbringen kann.

Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.
Man mag sich zu der naturalistischen Richtung verhalten, wie man will, Maupassants kraftvoller Darstellung, psychologischer Vertiefung und seinem sittlichen Ernst wird man seine Achtung nicht versagen können.

Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Diese anspruchslosen, vom Hauch sinniger Poesie durchwehten Blätter, in welchen Farinas Gefühlswärme und feine Beobachtungsgabe, sowie sein liebenswürdiger Humor miteinander um die Palme ringen, haben seinen Ruhm durch alle Länder getragen. Wo Vaterstolz und Mutterglück eine Stätte haben, wird das reizende Buch offene Herzen finden.

Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Den vielen Verehrern von Grévilles wilder Dosia wird es gewiß willkommen sein, auch deren Tochter kennen zu lernen, und wir können dieselben versichern, daß die Bekanntschaft sie nicht gereuen wird.

Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Wetterharte, trotzige Naturen sind es, denen wir in diesem prächtigen Roman begegnen, aus dem uns gleichsam der frische Hauch der salzigen Meerflut anweht.

Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Wenn Daudet es unternimmt, in seinem Roumestan, in dem viele ein Porträt Gambettas erblicken wollen, einen Typus des Südfranzosen aufzustellen, so bewegt er sich auf seinem ureigensten Gebiet, und jeder Zug dieses großartigen Charakterbildes verrät den Kenner sowohl als den Meister.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Wenn auch ein kecker, übermütiger Humor in diesem Roman das Scepter führt, so kommt darüber der Ernst doch nicht zu kurz; vielmehr bietet v. Wolzogen im Rahmen seiner lustigen Geschichte ein Sittenbild von hoher Vollendung und bleibendem Werte.

Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Ein Zug dämonischer Leidenschaft geht durch diese neueste Schöpfung Tinseaus, in welcher sich sein Erzählertalent aufs glänzendste offenbart.

Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Anstatt des üblichen Romanhelden lernen wir in dieser Geschichte einen auf dem Boden nüchterner Wirklichkeit stehenden Menschen kennen, dessen origineller Charakter und praktische Lebensanschauung überaus lebenswahr und fesselnd gezeichnet sind.

Mr. Barnes von New York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Durch eine fast verblüffende Fülle von interessanten Bildern und spannender Handlungen weiß der in seiner Heimat rasch zur Berühmtheit gelangte Verfasser den Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln.

Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
In wohlthuender Schlichtheit und natürlicher Ungesuchtheit erzählt uns Theuriet die rührende Geschichte eines armen, verkannten Mädchens, die er mit einem großen Reichtum an unmittelbar der Natur abgelauschten Zügen auszustatten weiß.

Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Auch diese Erzählungen des bei unseren Lesern so beliebten Verfassers zeichnen sich durch ein solches Gepräge der Wahrheit, eine so überzeugende, lebensvolle Schilderung aus, daß man die Vorgänge selbst mitzuerleben glaubt.

Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Eine durchaus edle und feinsinnige Arbeit des gefeierten Verfassers, der sich dieses Mal durchaus auf dem Gebiet der Herzenskämpfe bewegt, ohne an zeitbewegende Fragen anzuknüpfen.

Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Der elementaren Einfachheit und Ursprünglichkeit der Menschen und der Lebensverhältnisse in der römischen Campagna, welche Voß die Stoffe zu seinen meisterhaft erzählten Dorfgeschichten bieten, verdanken diese eine fast antike Großartigkeit.

Mia. Von Memini. Aus d. Italien.
Eine schlichte, in gemütvoller Weise zum Herzen sprechende Geschichte, die niemand ohne Rührung lesen wird.

Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
In graziösem Plauderton läßt Mrs. Croker die Heldin dieses Romans ihre merkwürdige Geschichte erzählen, die auch diesmal das ihr so vertraute Wunderland Indien mit seinen Dschungeln zum Schauplatz hat.

Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Der bekannte Verfasser bewährt in dem vorliegenden, flott und frisch geschriebenen Roman seinen Ruf eines geistvollen, fesselnden Erzählers.

Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus d. Dänischen.
Der nordische Dichter ist nichts weniger als ein Schönfärber, und doch weiß er seinen im Grund einfachen, durch große psychologische Wahrheit und treue Naturbeobachtung fesselnden Geschichten einen ungemein reizvollen poetischen Duft zu verleihen.

Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französ. 2 Bde.
In diesem zu Daudets unbestrittenen Meisterwerken zählenden Roman tritt uns ein großartiges Sitten- und Kulturbild vor Augen, in dessen Mittelpunkt eine Frauengestalt von höchstem Seelenadel steht, die in der neueren Litteratur unerreicht sein dürfte.

Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wills. Aus dem Englischen.
„Philips hat mehr als einmal den Beweis geliefert, daß er nicht anders als unterhaltend sein könnte, selbst wenn er wollte, und was für ein neues Element das Zusammenarbeiten mit Wills auch in sein Werk gebracht haben mag, Langweiligkeit ist es keinesfalls." Athenäum.

Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Dieses von der französischen Akademie preisgekrönte Werk Ohnets ist wohl nächst dem Hüttenbesitzer sein bestes und packendstes. — Von der französischen Ausgabe sind über 100 Auflagen erschienen.

Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Die in Italien so beliebte Verfasserin bietet in diesen Erzählungen lebensvolle Miniaturbilder neapolitanischen Lebens, die sich durch eine freie, vorurteilslose Auffassung und vorzügliche Darstellung auszeichnen.

Salonidylle. Von H. Rabusson. Aus dem Französischen.
In scharfen Strichen gezeichnet, elegant und vornehm gibt Rabusson, der gefeierte Mitarbeiter der Revue des deux mondes, ein Bild des Gesellschaftslebens und eine Liebesgeschichte voll Duft und Jugendfrische.

Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Der amerikanische Erzähler entfaltet in diesem Roman eine staunenswerte Kühnheit der Erfindung und einen unerschöpflichen Reichtum an gestaltungskräftiger Phantasie.

Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H. Murray. Aus dem Engl.
Der Reiz dieser Kriminalgeschichte beruht keineswegs nur auf der äußerst geschickt aufgebauten Handlung, vielmehr nehmen auch die trefflich gezeichneten Charaktere, vor allen der des geriebenen und kaltblütigen Detektives das volle Interesse des Lesers in Anspruch.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Ein frisches, gesundes Leben durchpulst das fesselnde Zeitbild, das Baron von Roberts in diesem seinem neuesten und wohl bedeutendsten Roman vor uns entrollt, dessen Ernst er durch keck aufgesetzte humoristische Lichter mit Glück zu mildern versteht.

Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzer" hat in der Wahl seines Stoffes bei diesem Roman einen besonders glücklichen Griff gethan; daß die Durchführung meisterhaft ist, versteht sich bei Ohnet von selbst.

Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Ein in seiner schlichten Wahrheit unendlich rührendes, tief ergreifendes Lebensbild, in dem die poetische Naturanschauung Theuriets sich glänzend offenbart.

Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Hamilton Aïdés Buch führt den Leser abseits von der breiten Heerstraße gewöhnlicher Romanlitteratur. Ein Duft von bon ton und höfischer Sitte der guten alten Zeit verleihen dieser geistvollen, an dramatischen Vorfällen reichen Geschichte einen eigenen Reiz.

Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Als Helden dieser Geschichte läßt Daudet den wunderlichen Tartarin aus Tarascon noch einmal auftreten, in dem er bekanntlich einen köstlichen humoristischen Typus geschaffen hat, jene unvergleichliche Verkörperung der Schwächen der Südfranzosen, ja des französischen Volkes überhaupt.

Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus dem Englischen.
Eine flott und sehr unterhaltend geschriebene Erzählung, in der sich Stoff, Schau-